Rienzi,
der letzte Tribun.

Ein Roman

von

Eduard Lytton Bulwer.

Aus dem Englischen

von

Gustav Pfizer.

Neue Kabinets-Ausgabe.
Viertes bis siebentes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1845.



Zweites Kapitel.

Das Glück, einen Rathgeber zu besitzen, dessen Interesse und Herz eins ist mit dem eigenen. Wenn das Stroh auffliegt, so bedeutet es Sturm.

Später als gewöhnlich kehrte Rienzi heute von seinem Gerichtssaal in die Gemächer seines Palastes heim. Als er den Empfangsaal durchschritt, glühte sein Angesicht; die Zähne hatte er fest übereinandergebissen, wie ein Mann, der einen kräftigen Entschluß gefaßt, von dem er nicht mehr weichen will; und seine Stirne war verfinstert von jenen langdauernden, furchtbaren, grimmigen Falten, welche die Berichterstatter über seine persönliche Erscheinung nicht ermangelt haben, als das Kennzeichen eines Zorns anzumerken, der um so tödtlicher war, als er immer gerecht war. Ihm folgten auf der Ferse der Bischof von Orvieto und der bejahrte Stephan Colonna. „Ich sage Euch, meine Herren," sagte Rienzi, „Eure Vorstellungen sind umsonst. Rom kennt keinen Unterschied wegen des Standes. Das Gesetz ist blind gegen den Thäter — luchsäugig gegen die That!"

„Aber," sagte Raimund zögernd, „bedenke doch, Tribun; der Neffe von zwei Cardinälen und er selbst einmal Senator!"

Rienzi blieb plötzlich stehen und faßte seine Begleiter ins Gesicht. „Mein Herr Bischof," sagte er, „macht dies nicht das Verbrechen noch unentschuldbarer? Seht Ihr, so lautet es: Ein Schiff von Avignon nach Neapel, beladen mit den Einkünften von Provence für die Königin Johanna, über deren Sache, bemerkt das! wir eben jetzt feierlich berathen, ist an der Mündung der Tiber gescheitert; da überfällt Martino di Porto — ein Edler, wie Ihr sagt — der Inhaber der Feste, von der er den Titel führt — doppelt

verpflichtet durch edles Blut und die nächste Nachbarschaft, den Nothleidenden zu Hülfe zu kommen — er überfällt das Schiff mit seinen Truppen (was macht der Rebell mit bewaffneten Truppen?) und plündert das Schiff, wie ein gemeiner Räuber. Er wird ergriffen — vor meinen Richterstuhl gebracht — wird ordentlich verhört — und zum Tode verurtheilt. So ist das Gesetz — was wollt Ihr mehr?"

„Gnade!" sagte Colonna.

Rienzi verschränkte die Arme und lachte verächtlich. „Ich habe den Signor Colonna noch nie auf Gnade dringen hören, wenn ein Bauer Brod gestohlen hatte, seine verhungernden Kinder damit zu füttern!"

„Zwischen einem Bauer und einem Fürsten, Tribun, mache ich, für meine Person, einen Unterschied; das erlauchte Blut eines Orsini darf nicht vergossen werden, wie das eines gemeinen Plebejers."

„Das Ihr, wie ich mich erinnere," sagte Rienzi mit gesenkter Stimme, „auch ziemlich gering anschluget, als mein junger Bruder unter der übermüthigen Lanze Eures stolzen Sohnes fiel! Weckt diese Erinnerung nicht! Ich warne Euch, laßt sie schlafen! Schande Euch, alter Colonna, Schande Euch! so nahe dem Grab, wo die Würmer alles Fleisch gleich machen und, mit diesen grauen Haaren, die lieblose Unterscheidung predigen zwischen Mensch und Mensch! Ist nicht der Unterschied ohnehin schon groß genug? Trägt nicht der Eine Purpur und der Andere Lumpen? Hat nicht der Eine Bequemlichkeit und der Andere Mühsal? Zecht und schwärmt nicht Dieser, während Jener darbt? Hege ich etwa den tollen Plan, die Stände auszugleichen, welche die Gesellschaft zu einem nothwendigen Uebel macht? Nein! Ich kriege so wenig mit dem reichen Mann, als mit Lazarus. Aber vor dem Richterstuhl eines Menschen, wie vor dem Gottes, gelten Lazarus und der reiche Mann gleich. Nichts weiter davon!"

Colonna zog mit großem Hochmuth seinen Mantel zurecht und biß sich stumm in die Lippe. Raimund legte sich ins Mittel.

„Alles Das ist wahr, Tribun, aber," und hier zog er Rienzi bei Seite, „Ihr wißt, wir müssen nicht nur gerecht, sondern auch politisch seyn. Der Neffe von zwei Cardinälen — welche Feindschaft wird das in Avignon erwecken!"

„Bekümmert Euch darüber nicht, heiliger Raimund; ich will es gegen den Pabst verantworten." Während sie sich besprachen, ertönte die Glocke schwer und laut.

Colonna fuhr auf.

„Großer Tribun," sagte er mit leisem Hohn, „gefalle es Euch, einzuhalten, ehe es zu spät ist. Ich wüßte nicht, daß ich je früher mich vor Euch als Flehender beugte; und jetzt bitte ich Euch, meinen eigenen Feind zu verschonen. Stephan Colonna bittet Cola di Rienzi, des Lebens eines Orsini zu schonen."

„Ich verstehe Deinen Hohn, alter Herr," versetzte Rienzi kalt, „aber ich ahnde ihn nicht. Ihr seyd der Feind der Orsini — und doch verwendet Ihr Euch für ihn, das lautet großmüthig; aber horcht! — Ihr seyd noch mehr Freund Eures Standes, als Feind Eures Nebenbuhlers. Ihr könnt es nicht ertragen, daß Einer, der so mächtig war, daß er Euch bekämpfte, wie ein Dieb ums Leben kommen soll. Ich zolle solcher edeln Versöhnlichkeit volles Lob; aber ich bin kein Edler und kann sie nicht theilen. Noch ein Wort; — wäre dies die einzige räuberische und gewaltthätige Handlung, welche sich dieser Bandit von Baron zu Schulden kommen ließ, so möchten Eure Bitten ihm Verzeihung erwirken; aber ist nicht sein Leben offenkundig? Ist er nicht vom Knaben an der Schrecken und die Schande Roms gewesen? Wie viele entehrte Matronen, geplünderte Kaufleute, am hellen Tag erdolchte Räuber erheben sich mit schwarzem Zeugniß gegen den Gefangnen? Und für einen solchen Menschen muß ich einen alten Fürsten und einen päbstlichen Vikar um Gnade bitten sehen! Pfui! Pfui! Aber ich will mit Euch quitt werden. Der nächste arme Mann, den das Gesetz zum Tod verurtheilt, soll um Euretwillen begnadigt werden."

Raimund zog wieder den Tribunen bei Seite, während Colonna kämpfte, seine Wuth zu unterdrücken.

„Mein Freund," sagte der Bischof, „die Edeln werden dies als eine ihrem ganzen Stand zugefügte Schmach empfinden; schon die Verwendung von Orsini's bitterstem Feind für ihn muß Dich davon überzeugen. Martino's Blut wird ihre Aussöhnung besiegeln und sie werden wie Ein Mann gegen Dich auftreten."

„Sey es so: Gott und das Volk für mich, will ich, obgleich ein Römer, wagen, gerecht zu seyn. Die Glocke verstummt — Ihr kommt schon zu spät. „Mit diesen Worten stieß Rienzi das Fenster auf; und bei der Löwentreppe erhob sich ein Galgen, an welchem, mit knarrendem Ton, in seiner patricischen Prachtkleidung der noch zuckende Leichnam des Martino di Porto schwebte.

„Seht!" rief der Tribun finster, „so sterben alle Räuber. Für Verräther hat dasselbe Gesetz das Beil und das Schaffot."

Raimund kehrte sich ab und erblaßte; nicht so der alte Edelmann. Thränen des verwundeten Stolzes entströmten seinen Augen; auf seinen Stab gelehnt, näherte er sich Rienzi, faßte ihn bei der Schulter und sagte:

„Tribun, auch ohne Verrath, kam schon oft ein Richter in den Fall, sein Opfer zu beneiden."

Rienzi kehrte sich mit eben so großem Stolz zu dem Baron —

„Wir verzeihen bloße Worte dem Alter — mein Herr, wenn Ihr nichts mehr bei uns zu suchen habt, so wünschten wir allein zu seyn."

„Gib mir Deinen Arm, Raimund," sagte Stephan, „Tribun, lebt wohl. Vergeßt, daß der Colonna Euch anflehte — etwas Leichtes, dünkt mich, für einen weisen Mann, wie Ihr seyd; Ihr vergeßt ja, an was sonst Jedermann denkt."

„Ei was, mein Herr?"

„Die Geburt, Tribun, die Geburt — sonst nichts."

„Der Signor Colonna hat mein altes Gewerbe aufge-

nommen und einen Witz gemacht," versetzte Rienzi gleichgültig und leichthin.

Raimund und Stephan mit dem Auge verfolgend, bis sich die Thüre hinter ihnen schloß, murmelte er: „Der Uebermüthige! wäre nicht Adrian, Dein grauer Bart sollte Dich nicht schützen. Geburt! Welcher Colonna würde sich nicht, wenn er dürfte, rühmen, der Enkel eines Kaisers zu seyn? Alter Mann, in Dir lauert eine Gefahr, die wohl beachtet werden will," damit wandte er sich nachdenklich gegen das Fenster und wieder begegnete das grausige Schauspiel des Todes seinem Blicke. Das Volk unten, in großen Schaaren versammelt, freute sich über die Hinrichtung eines Mannes, dessen ganzes Leben Schändlichkeit und Raub gewesen war — aber der unerreichbar schien für den Arm der Gerechtigkeit — mit all dem wilden Jubelgeschrei, das den Triumph des Pöbels über einen gestürzten Feind bezeichnet. Und Rienzi hörte von seinem Platz aus ihr Rufen: „Lang lebe der Tribun, der gerechte Richter, der Befreier Roms!" Aber andre Gedanken machten ihn jetzt taub und unempfänglich für diesen begeisterten Beifall des Volks.

„Mein armer Bruder," sagte er mit Thränen in den Augen, „in Folge der Verbrechen dieses Mannes — und durch eine Unthat, ganz ähnlich derjenigen, für welche er jetzt büßt — wardst Du in das Gemetzel hineingerissen; und diejenigen, welche keine Barmherzigkeit für das Lamm hatten, schreien um Mitleid für den Wolf! Ach, lebtest Du jetzt, wie würden sich diese stolzen Häupter vor Dir beugen; aber getödtet, warst Du damals nicht eines Gedankens werth. Gott tröste Deine edle Seele und halte meinen Ehrgeiz so rein wie er war, als wir nebeneinander in der Dämmerung wandelten!"

Der Tribun schloß das Fenster, entfernte sich und suchte Nina's Zimmer. Als sie seinen Tritt außen vernahm, war sie schon mit glänzenden Augen, mit gehobener Brust von ihrem Pfühl aufgesprungen, und als er eintrat, warf sie sich an seinen Hals und flüsterte, sich an seine Brust schmiegend:

„Ach, die langen Stunden, die wir getrennt waren!"

Es war etwas ganz Eigenes, diese stolze Frau zu sehen — stolz auf ihre Schönheit, ihren Stand, ihre neuen Ehren: — deren glanzsüchtige Eitelkeit schon das Gespräch von Rom ausmachte und Vorwürfe gegen Rienzi begründete — wie plötzlich und wunderbar schien sie in seiner Anwesenheit verwandelt! Erröthend und schüchtern schien sie allen ihren Stolz auf ihre Person in ihrer stolzen Liebe zu ihm versenkt zu haben. Kein Weib liebte je bis zum höchsten Grad der Leidenschaft, das nicht verehrte, wo sie liebte, und die sich nicht gedemüthigt (und in dieser Demüthigung beglückt) fühlte, durch überschwängliche und grenzenlose Anerkennung der Ueberlegenheit des Gegenstandes ihrer Verehrung.

Und das Bewußtseyn dieses Unterschieds, den sie zwischen ihm und allen andern erschaffenen Wesen machte, mochte es seyn, was die Liebe des Tribuns zu seiner Gemahlin noch immer vermehrte, ihn gegen ihre Fehler, gegenüber von Andern, verblendete, und ihn ihr eine Pracht und eine Verschwendung nachsehen ließ, die, obgleich bis auf einen gewissen Grad selbst von der Klugheit empfohlen, doch auf eine Höhe getrieben wurde, die, wenn sie auch nicht seinen Fall befördern half, den Römern wenigstens als Entschuldigung ihrer Feigheit und ihres Abfalls und den Geschichtsschreibern als annehmliche Erklärung der Gründe desselben diente, welchen sorgfältig nachzuspüren sie sich nicht die Mühe gaben. Rienzi erwiederte die Liebkosungen seiner Gattin mit gleicher Zärtlichkeit, und wie er sich zu ihrem schönen Antlitz herabbeugte, war dieser Anblick genügend, von seiner Stirn die Spuren der Bewegungen zu verscheuchen, welche vor Kurzem diesen strengen und hohen Thron der Gedanken verfinstert hatten.

„Du bist diesen Morgen nicht ausgewesen, Nina!"

„Nein, die Hitze war zu drückend. Aber doch, Cola, hat es mir nicht an Gesellschaft gemangelt — die halbe Matronenschaft Roms hat den Palast angefüllt."

„Ach, ich glaube das. Aber jener Knabe — ist das nicht ein neues Gesicht?"

„Still, Cola, sprich freundlich mit ihm, ich bitte Dich. Von seiner Geschichte nachher. Angelo, komm her. Du siehst hier Deinen neuen Gebieter, den Tribunen von Rom."

Angelo näherte sich mit einer ihm nicht gewöhnlichen Schüchternheit, denn ein majestätisches Wesen war Rienzi zu allen Zeiten von Natur eigen, und seit seiner Erhebung zur Macht war es begreiflicherweise ernster und strenger geworden, so daß Alle, die sich ihm näherten, sogar die fürstlichen Gesandten, eine gewisse unwillkürliche Scheue empfanden. Der Tribun lächelte über den Eindruck, den er auf den Knaben machte, und, seiner Gemüthsart nach ein Freund der Kinder und leutselig gegen Jedermann, außer gegen die Großen, eilte er, ihn aufzulösen. Er nahm den Knaben zärtlich in seine Arme, küßte ihn und hieß ihn willkommen.

„Mögen wir auch einen so schönen Knaben bekommen!" flüsterte er Nina zu, welche sich erröthend abwandte.

„Dein Name, mein kleiner Freund?"

„Angelo Villani."

„Ein toscanischer Name. Es ist ein Gelehrter in Florenz, der so heißt, und der ohne Zweifel im jetzigen Augenblick unsere Annalen nach dem Hörensagen schreibt. Ist Giovanni Villani ein Verwandter von Dir?"

„Ich habe keine Verwandte," sagte der Knabe freimüthig. „und deswegen werde ich die Signora um so mehr lieben und Euch um so mehr ehren, wenn Ihr es mir gestattet. Ich bin ein Römer, alle römischen Knaben ehren Rienzi."

„Wirklich, mein braver Junge?" sagte der Tribun, vor Freude erröthend, „das ist eine gute Vorbedeutung für mein fortdauerndes Glück." Er setzte den Knaben nieder und warf sich auf die Polster, während sich Nina auf eine Art von niederem Stuhl neben ihn setzte.

„Laß uns allein seyn," sagte er, und Nina winkte den dienenden Mädchen, sich zu entfernen.

„Nehmt meinen neuen Pagen mit Euch," sagte sie, „er ist vielleicht noch zu frisch von der Heimath weg, um an der Gesellschaft seiner losen Genossen Vergnügen zu finden."

Als sie allein waren, begann Nina ihrem Gemahl das

Abenteuer des Morgens zu erzählen, aber, obwohl er äußerlich zuzuhören schien, starrte er doch vor sich hin und war offenbar zerstreut und abwesend. Endlich, als sie zu Ende war, sagte er: „Gut, meine Schöne, Du hast gehandelt, wie immer, gütig und edel. Jetzt auf etwas Anderes zu kommen: Ich bin in Gefahr."

„Gefahr!" wiederholte Nina erblassend.

„Nun, das Wort darf Dich nicht erblassen machen; Du hast einen Geist, wie der meinige, der der Furcht trotzt; und aus diesem Grund, Nina, bist Du allein in ganz Rom meine Vertraute. Nicht nur um mich durch Deine Schönheit zu erfreuen, sondern um mich durch Deinen Rath aufzurichten, mich durch Deine Kraft zu unterstützen, gab mir Dich der Himmel zur Genossin."

„Nun die heilige Jungfrau segne Dich für dieses Wort!" sagte Nina, die Hand küssend, welche auf ihrer Schulter lag, „und wenn ich über das Wort Gefahr erschrack, so war es nur der Gedanke des Weibes an Dich — ein unwürdiger Gedanke, mein Cola, denn Ruhm und Gefahr gehen Hand in Hand. Und ich bin eben so bereitwillig die letztere, wie den erstern zu theilen. Wenn je die Stunde der Prüfung kommt, so wird keiner Deiner Freunde so treu an Deiner Seite aushalten, als dies schwache Geschöpf mit unerschrockenem Herzen."

„Ich weiß Das, meine Nina, ich weiß Das," sagte Rienzi aufstehend und mit heftigen und großen Schritten im Zimmer auf und ab wandelnd. „Jetzt höre mir zu. Du weißt, daß, um in Sicherheit zu regieren, meine Politik und mein Stolz darin besteht: gerecht zu regieren. Gerecht zu regieren, ist eine bedenkliche Aufgabe, wenn mächtige Barone die Schuldigen sind. Nina, wegen offener und frecher Räuberei hat unser Gerichtshof den Martino Orsini, Herrn von Porto, zum Tod verurtheilt. Sein Leichnam schwebt bereits an der Löwentreppe."

„Ein fürchterlicher Urtheilsspruch!" sagte Nina schaudernd.

„Wahr! aber durch diesen Tod können jetzt Tausende

armer und ehrlicher Leute im Frieden leben. Das ist es nicht, was mich beunruhigt; die Barone empfinden diesen Vorgang als eine Schmach für sie, daß das Gesetz einen Edelmann treffen soll. Sie wollen aufstehen — sie wollen sich empören. Ich sehe den Sturm voraus — aber weiß keinen Zauber, ihn zu beschwören."

Nina schwieg einen Augenblick. „Sie haben," sagte sie dann, „den Eid auf die Hostie geleistet, die Waffen nicht gegen Dich zu tragen."

„Meineid ist eine leichte Zugabe zu Raub und Mord," versetzte Rienzi mit sarkastischem Lächeln.

„Aber das Volk ist treu."

„Ja, aber in einem Bürgerkrieg (den die Heiligen verhüten mögen) sind die Streiter die keckſten, die keine Heimath haben, als ihre Rüstung, und keinen Beruf, als das Schwert. Der Kaufmann wird nicht jeden Tag beim Anschlagen der Glocke seinen Kram verlassen wollen; aber die Soldaten der Barone sind jede Stunde schlagfertig."

„Um stark zu seyn," sagte Nina, die von ihrem Gemahl zu Rathe gezogen, einen Verstand zeigte, welcher sie dieser Ehre würdig machte — „um stark zu seyn in gefährlichen Zeiten, muß der Machthaber stark scheinen. Wenn Du keine Furcht zeigst, kannst Du vielleicht dem zu Fürchtenden vorbeugen."

„Ganz mein Gedanke!" versetzte Rienzi lebhaft. „Man weiß, daß die Hälfte meiner Macht über diese Barone von der Ehre herrührt, die mir von fremden Staaten erwiesen wird. Wenn aus allen italienischen Städten die Gesandten gekrönter Fürsten den Bund des Tribunen suchen, müssen sie ihre Empfindlichkeit über die Erhebung eines Plebejers verschleiern. Auf der andern Seite, um gegen Außen stark zu seyn, muß ich nach Innen stark seyn; der große Plan, den ich entworfen, und wie durch ein Wunder auszuführen begonnen habe, wird auf einmal fehlschlagen, wenn man draußen auf die Ansicht kommt, daß er sich auf eine unsichere schwankende Macht stütze. Dieser Plan," fuhr Rienzi nach einer Pause fort, indem er die Hand auf eine Marmorbüste

des jungen Augustus legte, — „ist größer als der Plan dessen, der mit tiefem aber eiskaltem Geist Italien vereinigte durch Unterjochung — denn der meinige würde es vereinigen in Freiheit; ja! könnten wir nur einen großen Bund aller italienischen Staaten bilden, jeder regiert nach eigenen Gesetzen, aber vereinigt zu gegenseitigem, gemeinsamem Schutz und Hülfe gegen die Attila des Nordens, Rom, als Hauptstadt und Mutter — diese Zeit und dies Haupt hätten dann ein Unternehmen zu Stande gebracht, das die Menschheit rühmen sollte, bis zum Schall der letzten Posaune!"

„Ich kenne Deinen göttlichen Entwurf," sagte Nina, von seiner Begeisterung mit entzündet, „und wenn dessen Erreichung mit Gefahren verbunden ist: haben wir nicht die allergrößte Gefahr schon beim ersten Schritt überwältigt?"

„Recht, Nina, recht! der Himmel (und der Tribun, welcher immer in seinem Schicksal das Walten einer höhern Hand erkannte, bekreuzte sich fromm) wird denjenigen erhalten, dem er so erhabene Gesichte von der künftigen Erlösung des Landes der wahren Kirche, von der Freiheit und dem Glück seiner Kinder gegönnt hat. Das hoffe ich; schon sind viele toskanische Städte in Unterhandlungen wegen Schließung dieses Bundes getreten; auch von keinem Tyrannen, Giovanni di Vico ausgenommen, habe ich etwas Anderes als freundliche Worte und schmeichelhafte Zusicherungen erhalten: die Zeit scheint reif für den Hauptstreich."

„Und der ist?" fragte Nina verwunderungsvoll.

„Verwerfung aller fremden Einmischung. Mit welchem Recht gibt ein Verein ausländischer Fürsten in der Person eines deutschen Kaisers Rom einen König? Roms Volk allein sollte Roms Regenten wählen; — und sollen wir über die Alpen gehen, um den Titel unseres Gebieters den Abkömmlingen der Gothen zu übertragen?"

Nina schwieg; die Sitte, den Oberherrn durch eine Reichsversammlung am Rhein wählen zu lassen, nur mit Vorbehalt der Ceremonie seiner nachherigen Krönung — wodurch die Römer zum Schein ihre Beistimmung aussprachen — so entwürdigend sie auch für dies Volk, so zuwider

sie allen Begriffen von wirklicher Unabhängigkeit war, ward doch in jener Zeit so wenig angefochten, daß Rienzi's kecker Plan sie überraschte und des Athems beraubte, so sehr sie auf jeden, noch so ausschweifend verwegenen Entwurf gefaßt war.

„Wie!" sagte sie nach einer langen Pause, „versteh ich recht? Meinst Du Widersetzlichkeit gegen den Kaiser?"

„Nun, höre mich an; in diesem Augenblick machen zwei Fürsten Ansprüche auf den römischen Thron — auf die kaiserliche Krone von Italien — ein böhmischer und ein baierischer Fürst. Zu ihrer Wahl ist unsre — Roms Einwilligung nicht erforderlich, wird nicht nachgesucht. Können wir frei heißen, können wir uns rühmen, eine Republik zu seyn — wenn uns ein fremder Barbare so auf den Nacken gesetzt wird? Nein, wir wollen frei seyn in der Wirklichkeit, wie dem Namen nach. Zudem (fuhr der Tribun in ruhigerem Ton fort) scheint mir dies eben sowohl politisch, als es kühn ist. Das Volk verlangt unaufhörlich Wunder von mir; wie kann ich sie auf edlere Weise blenden, auf eine tugendhaftere Weise sie gewinnen, als wenn ich ihr unveräußerliches Recht, ihre eigenen Beherrscher zu wählen, behaupte? Das Wagstück wird die Barone verblüffen und selbst die Fremden; es wird ganz Italien ein aufregendes Beispiel geben; es wird der erste Brand seyn zur allgemeinen Flamme. Es soll geschehen, und mit einem Gepränge, wie es zu einer solchen That paßt."

„Cola," sagte Nina zögernd, „Dein Adlergeist erhebt sich oft dahin, wo der meinige zu folgen erlahmt; aber sey nicht überkühn!"

„Nein, predigtest Du nicht vor einem Augenblick eine ganz andere Lehre? Um stark zu seyn, sollte ich nicht stark zu scheinen suchen?"

„Möge Dich das Schicksal bewahren!" sagte Nina mit einem ahnenden Seufzer.

„Das Schicksal!" rief Rienzi. „Es gibt kein Schicksal! Zwischen dem Gedanken und seinem Gelingen ist Gott der einzige Vermittler; und (mit einer Stimme voll tiefer Feier-

lichkeit fuhr er fort) Er wird mich nicht verlassen. Nächtliche Gesichte, selbst während Deine Arme mich umschlingen; ermunternde, göttliche Vorbedeutungen und Aufforderungen bei Tag, mitten in dem lebhaftesten Volksgewühl — ermuthigen meinen Schritt und deuten mir auf das Ziel. Jetzt, eben jetzt scheint mir eine Stimme ins Ohr zu flüstern: Zögre nicht! zittre nicht! wanke nicht — denn das Auge des Allsehenden ist über dir und die Hand des Allmächtigen wird Dich beschützen."

Wie Rienzi so sprach, ward sein Angesicht so blaß, sein Haar schien sich zu sträuben, seine hohe stolze Gestalt zitterte sichtbar; er sank schnell wieder auf einen Sitz und bedeckte sein Antlitz mit den Händen.

Ein Schauder überkam Nina, obwohl schon gewohnt an solche sonderbare, übernatürliche Bewegungen, die um so seltsamer erschienen an einem Mann, der im gewöhnlichen Leben so viel Ruhe, Haltung und Selbstbeherrschung besaß. Aber mit jedem Zuwachs von Glück und Macht schienen sie auch an Heftigkeit zuzunehmen, gleich als ob der fromme, überschwängliche Aberglaube des Tribuns in solchem Zuwachs einen weiteren Beweis einer geheimnißvollen Obhut erkennte, mächtiger als Menschenkraft und Kunst.

Sie näherte sich ihm scheu und umschlang ihn mit ihren Armen, doch ohne zu sprechen. Ehe jedoch der Tribun sich wieder ganz gesammelt hatte, hörte man ein leises Pochen an der Thüre und dieser Laut schien auf einmal ihm wieder die völlige Herrschaft über sich selbst zu geben.

„Herein!" sagte er, das Angesicht erhebend, dem allmälig wieder die gewöhnliche Farbe zurückkam.

Die Thüre halb öffnend meldete ein Offiziant, daß die beschickte Person seiner Befehle gewärtig sey.

„Ich komme! Herz meines Herzens, (flüsterte er Nina zu) wir wollen heut allein zu Nacht essen und uns weiter über diese Angelegenheiten besprechen;" mit diesen Worten verließ er, doch nicht ganz mit der ihm sonst gewöhnlichen Hohheit der Haltung, das Zimmer und begab sich in sein

Kabinet, das auf der andern Seite des Empfangsaales lag. Hier fand er Cecco del Vecchio.

„Nun, mein tapferer Gesell!“ sagte der Tribun, mit bewundernswerther Leichtigkeit die Miene freundschaftlicher Gleichheit annehmend, wie er immer in seinen Gesprächen mit Leuten der niederen Classen pflegte und die einen auffallenden Contrast bildete zu der ihm nicht weniger natürlichen Majestät, die sein Benehmen, gegenüber von den Großen, bezeichnete. „Nun, wie gehts, mein Cecco? Du schlägst Dich mannhaft durch, wie ich sehe, durch diese ungesunde Hitze; wir Arbeiter, denn wir Beide, Cecco, arbeiten, sind zu beschäftigt, um krank zu werden, wie die Müßiggänger, vom italienischen Sommer oder Herbst. Ich habe Dich berufen lassen, Cecco, weil ich erfahren möchte, wie Deine Mithandwerker wohl die Hinrichtung des Orsini aufnehmen?“

„O Tribun,“ versetzte der Handwerker, der, jetzt vertrauter mit Rienzi, viel von seiner früheren Scheue von ihm abgelegt hatte, und die Macht des Tribunen zum Theil als seine Schöpfung betrachtete, „sie sind schon ganz außer sich vor Entzücken über Euren Muth, daß Ihr die Großen eben so gut bestraft, wie die Kleinen.“

„So! ich bin belohnt! Aber hört Ihr, Cecco, es kann uns vielleicht noch heiße Arbeit auf den Hals bringen. Jeder Baron wird fürchten, die Reihe komme nächstens an ihn; und die Furcht wird sie keck machen, wie verzweifelte Ratzen. Wir können noch zu fechten bekommen, für den guten Staat.“

„Von ganzem Herzen gern, Tribun,“ antwortete Cecco trotzig. „Ich für meine Person bin keine Memme.“

„Dann verbreitet denselben Geist bei allen Euren Versammlungen unter den Handwerkern — Ich fechte für das Volk. Das Volk muß, im Fall der Noth, mit mir fechten.“

„Das wird es,“ erwiederte Cecco, „das wird es!“

„Cecco — diese Stadt steht unter der geistlichen Herrschaft des Pabsts — so soll es bleiben — es ist dies eine Ehre, keine Last. Aber die weltliche Herrschaft, Freund, sollte ganz allein bei Römern bleiben. Ist es nicht eine

Schande für das republikanische Rom, daß, während wir hier sprechen, einige Barbaren, von welchen wir hier hörten, jenseits der Alpen, über die Verdienste zweier Oberherren entscheiden sollen, die wir nie sahen? Ist das nicht etwas, das man nicht dulden darf? eine italische Stadt — was hat die mit einem böhmischen Kaiser zu schaffen?"

„Wenig genug, das weiß St. Paulus!" sagte Cecco.

„Sollte es nicht in Untersuchung gezogen werden?"

„Ich denke wohl," erwiederte der Schmied.

„Und wenn sich ein Eingriff in unsere alten Gesetze herausstellt, sollte man sich nicht jenen Ansprüchen widersetzen?"

„Ohne Zweifel."

„Nun also, weiter! die alten Urkunden geben mir die Ueberzeugung, daß nie ein Kaiser gesetzlich gekrönt wurde, außer durch die freie Stimme des Volks. Wir, wir wählen nie einen Böhmen oder Baiern."

„Nein, im Gegentheil, wenn diese Nordländer hieher kommen, um sich krönen zu lassen, suchen wir sie mit Steinen und Flüchen fortzutreiben — denn wir sind ein Volk, Tribun, das seine Freiheit liebt."

„Geht zurück zu Euren Freunden — besucht sie — sprecht mit ihnen, sagt, daß Euer Tribun diese Prätendenten um Rom über ihr Recht auf den Thron zur Rechenschaft ziehen will. Macht, daß sie nicht erstaunt und verblüfft sind, sondern mich unterstützen, wenn die Gelegenheit kommt."

„Ich bin froh darüber," sagte der riesige Schmied, „denn unsere Freunde sind neuerlich ein Bischen unbotmäßig geworden und sagen —"

„Was sagen sie?"

„Es sey wahr, Ihr habet die Banditen vertrieben und haltet die Barone nieder und schaffet vortreffliche Gerechtigkeit!"

„Ist das nicht Wunders genug für zwei oder drei kurze Monate?"

„Nun, sie meinen, es wäre mehr als genug von einem Edelmann, aber Ihr, aus dem Volk hervorgegangen, und ausgestattet mit so hohen Gaben und so weiter, könntet doch

noch mehr thun; es sind jetzt drei Wochen, daß Ihr ihnen nichts mehr habt zu reden gegeben; aber die Hinrichtung des Orsini heute wird sie wieder ein Bischen auffrischen."

„Gut, Cecco, gut," sagte der Tribun aufstehend, „sie sollen bald mehr bekommen, ihre Zunge in Bewegung zu setzen. So meint Ihr also, sie lieben mich nicht mehr ganz so wie vor etwa drei Wochen?"

„Das sage ich nicht," antwortete Cecco. „Aber wir Römer sind ein ungeduldiges Volk."

„Ach, ja wohl!"

„Bei alle dem, werden sie sich doch ohne Zweifel eng an Euch anschließen, Tribun, vorausgesetzt, daß Ihr ihnen keine neue Steuer auflegt."

„Ha! aber um frei zu seyn, muß man fechten — zum Fechten muß man Soldaten haben, und die Soldaten müssen bezahlt seyn — würde das Volk nichts beitragen wollen für seine eigene Freiheit — für gerechte Gesetze und Sicherung des Lebens?"

„Ich weiß nicht," erwiederte der Schmied und kratzte sich den Kopf in einiger Verlegenheit; „aber das weiß ich, daß arme Leute sich nicht gern zu viele Steuern aufladen lassen. Sie sagen, sie seyen besser dran mit Euch, als früher mit den Baronen und deswegen lieben sie Euch. Aber Arbeitsleute, Tribun, arme Leute mit Familien müssen auf die Stimme ihres Magens hören. Nur Einer unter zehn kommt vor Gericht, nur Einer unter zwanzig wird durch den Soldknecht eines Barons ermordet — aber Alle essen, trinken und empfinden eine Auflage."

„Das wird aber nicht Eure Meinung seyn, Cecco!" sagte Rienzi mit Ernst.

„Nun, Tribun, ich bin ein ehrlicher Mann, aber ich habe eine große Familie zu ernähren."

„Genug, genug," sagte der Tribun rasch; und dann setzte er zerstreut, wie mit sich selbst sprechend, aber laut hinzu — „Mich dünkt, wir sind zu verschwenderisch gewesen; diese Schauspiele und das Gepränge müssen aufhören."

„Was!" rief Cecco; „was Tribun! wollt Ihr den

armen Burschen ihren Feiertag versagen? Sie arbeiten hart genug und ihre einzige Lust ist, Eure schönen Feierlichkeiten und Prozessionen zu sehen — und dann gehen sie heim und sagen — Seht, unser Mann sticht alle Barone aus! Was er für einen Staat macht!“

„Ah, also tadeln sie meinen Glanz nicht?“

„Tadeln? Nein! ohne Das würden sie sich an Euch schämen und den buono Stato für ein schäbiges Ding halten.“

„Ihr sprecht derb, Cecco, aber vielleicht klug. Die Heiligen bewahren Euch! Vergeßt mir ja nicht, was ich Euch gesagt!“

„Nein, nein — es ist eine Schande, wenn wir uns einen Kaiser aufdrängen lassen — so ist es. Guten Abend, Tribun!“

Allein gelassen blieb der Tribun einige Zeit in düstern, unglückweissagenden Gedanken versunken.

„Ich bin mitten im Zauber eines Beschwörers befangen,“ sagte er, „wenn ich einen Schritt herausthue, so reißen mich die bösen Geister in Stücke. Was ich angefangen habe, das muß ich beschließen. Aber dieser ungeschlachte Mann zeigt mir nur zu gut, mit welchen Werkzeugen ich arbeite. Für mich bedeutet ein Fehlschlagen nichts. Ich habe schon eine Höhe erklommen, welche das Hirn manches gebornen Fürsten schwindlich machen könnte. Aber mit mir fallen — Rom, Italien, Friede, Gerechtigkeit, Civilisation — Alles fällt wieder auf Menschenalter in den Abgrund zurück!“

Er stand auf und nachdem er einigemale sein Gemach durchmessen, wo von vielen großen Säulen die Marmorbilder der großen Männer des Alterthums auf ihn herab glänzten, öffnete er das Fenster, um die Luft des jetzt neigenden Abends einzuathmen.

Der Platz des Capitols war verlassen, und nur eine einzelne Schildwache schritt darauf hin und her. Aber noch hing, dunkel und gräßlich, an dem hohen Galgen der Leichnam des vornehmen Räubers; und die kolossale Gestalt des

egyptischen Löwen erhob sich dicht neben ihm, schroff und finster in der schweigenden Atmosphäre.

„Furchtbares Gebilde!" dachte Rienzi, „wie viele, spurlos vergangene, feierliche Gebräuche hast Du mit angesehen an Deinem heimathlichen Nil, ehe die Hand der Römer Dich hieher verpflanzte — Du alter Zeuge römischer Unthaten! Sonderbar! Aber wenn ich Dich ansehe, so ist mir, als übtest Du einen geheimen Einfluß auf mein eigenes Schicksal aus. Neben Dir ward ich als republikanischer Gebieter Roms begrüßt; neben Dir steht mein Palast, mein Tribunal, der Platz meiner Gerechtigkeitspflege, meiner Triumphe, meines Gepränges; auf Dich sind meine Augen gerichtet von meinem Prachtbett, und wenn es mein Schicksal ist, daß ich den Frieden und im Besitz der Macht sterbe, so bist Du vielleicht der letzte Gegenstand, auf den mein Blick fällt. Oder wenn ich selbst ein Opfer — —" er hielt inne, bebte zurück vor dem Gedanken, der sich ihm aufdrang — kehrte sich gegen eine Ecke des Zimmers, zog einen Vorhang zurück, der ein Crucifix und einen kleinen Tisch verhüllte, worauf eine Bibel und die Mönchszeichen eines Schädels und der Todtenbeine lagen — ernste und unwiderlegliche Sinnbilder allerdings von der Nichtigkeit der Macht und der Ungewißheit des Lebens. Vor diesen heiligen Mahnern — zur Demuth oder zur Erhebung — kniete der stolze und hochstrebende Mann; und als er aufstand, da war sein Schritt leichter und seine Haltung freudiger, als sie den Tag über gewesen.

Drittes Kapitel.

Der Held des Dramas ohne Maske.

„Im Rausch," sagt das Sprichwort, „verräth der Mensch seinen wahren Charakter." Einen nicht minder ehrlichen und die Wahrheit offenbarenden Rausch als der Wein, gibt das Glück. Der Firniß der Macht bringt zugleich die

Mängel und die Schönheit des Menschenbildes zur Anschauung.

Die in ihrer Art einzige und beinah wunderhafte Erhebung Rienzi's von dem Rang eines päbstlichen Beamten zum Herrn von Rom, würde noch mehr den Schein des Wunders an sich tragen, wenn sie nicht den so erhöhten selbst einigermaßen verblendet und verführt hätte. Wenn, wie in wohlgeordneten Staaten und ruhigen Zeiten geschieht, ein Mann langsam, Schritt für Schritt, steigt, so gewöhnt er sich an sein wachsendes Glück. Aber binnen einer Stunde der Sprung vom Bürger zum Regenten — vom Opfer der Unterdrückung zum Verwalter der Gerechtigkeit — ist ein so plötzlicher Uebergang, daß auch das nüchternste Gehirn davon schwindlig werden könnte. Und vielleicht wird die Schnelligkeit des Wechsels gefährlich werden — zu ausschweifende Hoffnungen erwecken — und einen zu chimärischen Ehrgeiz nähren, genau nach Maßgabe der Einbildungskraft, der Begeisterung, des Genies eines Menschen. Die Eigenschaften, die ihn steigen machten, beschleunigen seinen Fall; und der Sieg bei dem Marengo seines Glücks, drängt ihn zu dem Untergang seines Moskau's.

In seiner Macht erwarb Rienzi nicht sowohl neue Eigenschaften, als er vielmehr die schon früher bewiesenen in hellerem Licht und tieferem Schatten entwickelte. Einerseits war er gerecht, entschlossen — der Freund der Unterdrückten, der Schrecken der Unterdrücker. Sein wunderbarer Verstand erleuchtete Alles, was er berührte. Durch Ausrottung von Mißbräuchen, durch forschende Prüfung und weise Ordnung hatte er, ohne eine neue Steuer aufzulegen, die Einkünfte der Stadt verdreifacht. Getreu seinem Idol von Freiheit, hatte er sich nicht durch den Wunsch des Volks verführen lassen, eine despotische Gewalt anzunehmen; sondern hatte, wie wir gesehen, den parlamentarischen Rath der Stadt förmlich wieder ins Leben gerufen und mit neuer Gewalt ausgestattet. Wie ausgedehnt jedoch seine eigene Macht war — er bezog ihre Ausübung auf das Volk; in seinem Namen nur erklärte er zu regieren und nie führte er eine Hauptmaßregel

aus, ohne dem Volk die Gründe oder Rechtfertigung derselben vorzulegen. Ebenso treu bleibend seinem Wunsch, neben der Freiheit auch Glück und Wohlstand in Rom wieder herzustellen, hatte er die erste blendende Epoche seiner Macht dazu benützt, den großen Bund mit den Italienischen Staaten in Vorschlag zu bringen, der, wie er mit Recht sagte, Rom zum unbestreitbaren Oberhaupt der europäischen Nationen würde erhoben haben. Unter seiner Herrschaft war das Gewerbe sicher, die Literatur begünstigt, die Kunst begann sich zu heben.

Andererseits ließ der glückliche Zustand Roms, der seine Gerechtigkeit, seine Redlichkeit, seinen Patriotismus, seine Tugenden und sein Genie in helleres Licht setzte, eben so unverkennbar sein anmaßliches Bewußtseyn der Ueberlegenheit, seine Prachtliebe und den zu kühnen und frechen Uebermuth seines Ehrgeizes hervortreten. Obgleich zu gerecht, um sich an den Patriciern zu rächen durch Wiedervergeltung ihrer Gewaltthätigkeit, obgleich während seines unruhigen und stürmischen Tribunats ihm nicht Eine unverdiente oder gesetzwidrige Hinrichtung eines Barons oder Bürgers, auch von seinen Feinden nicht aufgebürdet werden konnte: so theilte er doch, in einer nicht leicht zu entschuldigenden Weise die Schwäche Nina's: er konnte seinem stolzen Herzen nicht das Vergnügen versagen, diejenigen zu demüthigen, die mit ihm als einem Lustigmacher ihren Spott getrieben, die ihn als Plebejer verachtet hatten und die noch jetzt, vor seinem Angesicht Sklaven, hinter seinem Rücken über ihn murrten. „Sie standen vor ihm, während er saß," sagt sein Biograph, „all' diese Barone, mit bloßem Haupt, die Hände auf der Brust gekreuzt, mit niedergesenkten Blicken; — oh, wie war er da gefürchtet!" — eine Schilderung, schmählicher für die niederträchtige Feigheit der Edeln, als für den trotzigen Hochmuth des Tribuns. Vielleicht hielt er es für klug, den Geist seiner Feinde zu brechen und diejenigen zu schrecken, welche zu gewinnen er nicht hoffen durfte.

Für seine Pracht läßt sich eher eine Entschuldigung finden: so war die Sitte des Zeitalters: sie galt als Abzeichen

und Zeugniß der Macht, und wenn der moderne Geschichtschreiber ihm zum Vorwurf macht, daß er nicht die Einfachheit eines alten Tribuns nachahmte, so verräth dieser höhnische Vorwurf Unkenntniß des Geistes der Zeit und des eiteln Volks, das der oberste Magistrat zu regieren hatte. Es ist außer Zweifel, daß seine prächtigen Feste, seine feierlichen Prozessionen, gehoben und veredelt — wenn die Schaustellung so veredelt werden kann — durch einen großartigen Reichthum geläuterten Geschmacks, immer verbunden mit populären Sinnbildern, darauf berechnet, die Idee der Freude über die Wiederherstellung der Freiheit zu erwecken, und die Majestät und die Hoheit der wiederbelebten Roma einzuschärfen — es ist außer Zweifel, daß diese Schauspiele, obwohl in einem aufgeklärteren Zeitalter und von Stubenweisen anders beurtheilt, dennoch viel dazu beitrugen, das Ansehen des Tribuns im Ausland zu vermehren und den Stolz einer unbeständigen und prunksüchtigen Bevölkerung zu kitzeln. Und der Geschmack verfeinerte sich, die Ueppigkeit nahm die Arbeit in Anspruch und Fremde von allen Staaten wurden herbeigezogen durch den Glanz eines Hofes, an dessen Spitze, unter republikanischen Namen, ein fürstliches Paar stand, jung * und glänzend, das Eine berühmt wegen seines Geistes, das Andere wegen seiner Schönheit. Es war wirklich ein schimmernder und königlicher Traum in der langen Nacht Roms, das seines Pabsts und dessen üppiger Hofhaltung entbehrte — diese Feiertagsregierung des Cola di Rienzi!

* Rienzi, in einem seiner Briefe von seinem großen Unternehmen sprechend, schreibt es der Hitze der Jugend zu. Das genaue Datum seiner Geburt ist unbekannt; aber gewiß war er zu der Zeit, wovon hier die Rede ist, ein junger Mann. Sein Bild im **Museo Barbarino**, nach welchem schon zu Anfang dieses Werks seine Schilderung entworfen wurde, stellt ihn ohne Bart dar, und soviel man urtheilen kann, etwa im dreißigsten Jahre, alt genug, gewiß, um einen Bart zu haben; einen langen trug er sieben Jahre später, zum großen Verdruß seines naiven Biographen, der es als eine Art Verbrechen anzusehen scheint. Der Kopf ist sehr merkwürdig, wegen seiner trotzigen Schönheit, und wenn überhaupt, steht er nur wenig dem Napoleons nach, mit welchem er, wie oben bemerkt, einige Aehnlichkeit im Ausdruck, wo nicht in den Zügen hat.

Und oft nachher erinnerte man sich daran, mit einem Seufzer, der, bei den Armen seiner Gerechtigkeit, bei dem Kaufmann der unter ihm herrschenden Sicherheit, bei dem Galanten dem damaligen Glanz und beim Dichter der idealen und geistigen Heiterkeit jener Zeit galt.

Gleichsam um zu zeigen, daß er nicht eine gemeine sinnliche Lüsternheit befriedige bei all seinem prachtvollen Aufwand, wenn die Tafel seufzte unter den Leckereien aller Zonen, wenn der Wein lustig kreiste: beobachtete der Tribun selbst eine gemäßigte, sogar strenge Enthaltsamkeit. * Während die Staatssäle und das Zimmer seiner Gemahlin mit verschwenderischer Ueppigkeit und Kostbarkeit ausgeschmückt waren, nahm er in seine eigenen Zimmer genau die nämliche Ausstattung mit hinüber, woran er sich in seinem frühern Leben in der Dunkelheit gewöhnt hatte. Die Bücher, die Büsten, die Skulpturen, die Waffen, welche ihn früher mit den Gesichten der Vorzeit begeistert hatten, waren ihm durch Erinnerungen theuer geworden, die er nicht aufgeben mochte.

Was aber den eigenthümlichsten Zug seines Charakters machte, und was noch jetzt Alles um ihn in ein gewisses Geheimniß einhüllt, war sein religiöser Enthusiasmus. Die kühnen, aber verworrenen Lehren Arnolds von Brescia, der vor einigen Jahren die Reformation gepredigt, aber auf Mysticismus hingearbeitet hatte, gingen in Rom noch im Schwang und hatten in seiner frühen Jugend einen großen Einfluß auf Rienzi's Geist geübt, und wie oben bemerkt, seine jugendliche Neigung zu träumerischen Gedanken, der traurige Tod seines Bruders, sein eigenes wechselvolles, doch günstiges Geschick — Alles hatte sich vereinigt, die fromme und feierliche Gemüthsrichtung dieses merkwürdigen Mannes zu bestärken. Wie bei Arnold von Brescia hatte sein Glaube eine auffallende Aehnlichkeit mit dem heftigen Fanatismus unserer Puritaner im Bürgerkrieg — wie wenn ähnliche politische Verhältnisse auf verwandte religiöse An-

* Vita di Cola di Rienzi — der Biograph rühmt die Mäßigkeit des Tribuns.

sichten führten. Er glaubte sich inspirirt durch geheimnißvolle, mächtige Gemeinschaft mit Wesen aus einer bessern Welt. Heilige und Engel waren bei seinen Träumen thätig, und ohne diesen tieferen und heiligeren Enthusiasmus hätte er wohl nie aus einem menschlichen Patriotismus hinreichenden Muth und Kühnheit geschöpft zu seinem beispiellosen Unternehmen; er bietet einen wichtigen Schlüssel zum Begreifen seiner Größe wie seiner Irrthümer dar. Wie bei allen Menschen, welche so durch einen nichtigen aber nicht unrühmlichen Aberglauben sich selbst täuschen, und damit einen, jenem seine Färbung mittheilenden, irdischen Ehrgeiz verbinden, ist es auch bei ihm unmöglich anzugeben, in wie weit er wirklich Geisterseher war, und in wie weit er zu Zeiten sich erlaubte, zum Betrug zu greifen. Bei den Ceremonien seiner Aufzüge, in dem Schmuck seiner Person wurden ohne Ausnahme mystische und bildliche Zeichen aufgeführt. In Zeiten der Gefahr rühmte er sich öffentlich, durch göttliche Träume gestärkt und gelenkt worden zu seyn; und da in manchen Fällen die prophetischen Verkündigungen, die er angab, durch den Erfolg auf sonderbare Weise bestätigt wurden, ward sein Einfluß aufs Volk durch den Glauben an die Gunst und den Beistand des Himmels bekräftigt. So mochte ihn Selbsttäuschung versuchen und verleiten, auch Andere zu betrügen, und er mochte sich ohne Bedenklichkeit des Vortheils bedienen, das zu scheinen, was er wirklich zu seyn glaubte. Dennoch verleitete ihn ohne Zweifel diese berauschende Leichtgläubigkeit zu ausschweifenden Schritten, die, unwürdig seines nüchterneren Verstandes, in starkem Contrast mit diesem standen und veranlaßte ihn, das Mißverhältniß seiner unsichern Mittel zu seinen riesenhaften Absichten außer Acht zu lassen, in der stolzen Täuschung: wo der Mensch zu schwach sey, werde Gott ins Mittel treten. Cola di Rienzi war kein tadelloser Romanheld. In ihm lagen, in kämpfendem Ueberfluß, die reichsten und sich entgegengesetztesten Charakterelemente; Ueppigkeit und Enthaltsamkeit — Trotz und Empfindlichkeit, Stolz gegen die Großen, Freundlichkeit gegen die Niedrigen — der hingebenste

Patriotismus und die gierigste Sucht nach persönlicher Macht. Wie selten ein Mensch große und verzweifelte Entwürfe unternimmt ohne eine außerordentliche Lebenskraft, so kann man auch die Beobachtung machen, daß bei den Meisten, die sich über den Haufen zu einer bedeutenden Höhe aufgeschwungen, zu Zeiten eine Neigung zu wilder Lustigkeit und eine Elasticität der Laune sich äußert, wodurch oft die nüchterneren und regelmäßigeren Geister — die Mittelklassen in der Lebensansicht — in Erstaunen gesetzt werden; und zu der theatralischen Größe Napoleons, der strengen Würde Cromwells bildet einen seltsamen Gegensatz eine häufige, nicht immer zeitgemäße Possenreißerei, die so schwer mit dem Idealen an ihrem Charakter, mit dem ernsten und schicksalsvollen Interesse ihrer Laufbahn zu vereinigen ist. Und dies, eben so auch ein Zug von Rienzi's Gemüthsart, bezeichnete die Stunden seiner Erholung und trug zu der wunderbaren Beweglichkeit bei, womit seine härtere Natur sich in allen Launen, in alle Menschen fand. Oft kam er von seinem strengen Richterstuhl als ein ganz verwandelter Mensch an die gesellige Tafel; und selbst die mürrischen Barone, die mit Widerwillen zu seinen Festen gingen, vergaßen seine politische Macht über seiner häuslichen Laune; aber sein rücksichtsloser Humor konnte sich auch nicht immer enthalten, zu seinem Ziel sich die Kränkung seiner gedemüthigten Feinde zu erküren — ein Vergnügen, auf das zu verzichten klüger und großmüthiger gewesen wäre. Und vielleicht war es zum Theil die Schnelligkeit seiner sarkastischen und ungezügelten Laune, die ihn oft seine Freude daran finden ließ, eben so sehr in Erstaunen zu setzen als zu schrecken. Aber selbst diese Lustigkeit, wenn man es so nennen darf, die den Anschein vertraulicher Offenheit annahm, trug viel dazu bei, ihn bei den untern Volksklassen in Gunst zu setzen und war, wenn ein Fehler an dem Fürsten, ein Vorzug an dem Demagogen.

Zu diesen verschiedenen Charakterzügen, die jetzt vollständig entwickelt waren, denke nun sich der Leser einen Genius von so kühnen Planen, von so gigantischen und erhabenen Entwürfen — neben jener beschränkteren und gewöhnlichen

Gewandtheit, die das Einzelne beherrscht — daß, mit einem tapfern, edeln, einsichtsvollen, ergebenen Volk, das seine Plane unterstützte, in Erhebung des Tribunen sicher der Schluß der Periode der Knechtschaft für Italien und die scharfe Grenzlinie für das dunkele Zeitalter Europas gewesen wäre. Bei einem solchen Volk wären seine Fehler unvermerkt entkräftet worden, seine minder zuträgliche Macht hätte ein hinreichendes Gegengewicht gefunden. Erfahrung, ihn vertrauter machend mit dem Besitz der Gewalt, hätte ihn allmälig von der Maßlosigkeit in Anwendung derselben entwöhnt; und die thätige, männliche Kraft seines Verstandes hätte ein Feld der That geschaffen für die rastloseren Geister, wie seine Gerechtigkeit den Ruhigeren ein Obdach gewährte. Fehler hatte er; aber ob diese Fehler oder die Fehler des Volks seinen Fall vorbereitet, ist jetzt zu betrachten.

Indessen, unter einem mißvergnügten Adel, einem unbeständigen Pöbel, durch die Gefahr von Unternehmungen gedrängt; zum Theil verblendet durch seine Macht nach Außen, zum Theil angespornt durch die Besorgniß von Schwächung im Innern; zu sanguinischen Hoffnungen gestimmt durch seine Gemüthsart und seinen Fanatismus und herausgefordert durch die Erwartungen der Menge von ihm — stürzte er sich kopfüber in den Strudel der brausenden Zeit, und überließ seinen kühnen Geist keiner andern Führung, als der Ueberzeugung von seiner natürlichen Strömung, und dem göttlichen Beistand zu Erreichung des Hafens.

Viertes Kapitel.

Das feindliche Lager.

Während Rienzi, vielleicht in Uebereinstimmung mit den Gesandten der tapfern toskanischen Staaten, deren vaterländischer Stolz und Freiheitsliebe sie wohl befähigte, dergleichen zu fassen oder auch thätigen Antheil zu nehmen — seine Entwürfe vorbereitete, die alte Königin und den ewigen

Garten der Welt von allem fremden Joch zu befreien — brüteten die Barone in geheimer Rastlosigkeit über Planen zur Wiederherstellung ihrer Macht.

Eines Morgens versammelten sich die Häupter der Savelli, Orsini und Frangipani in dem seiner Festungswerke beraubten Palast Stephan Colonna's. Ihre Besprechung war warm und ernst — bald zuversichtlich, bald schwankend in ihrem Gegenstand, je nachdem Entrüstung oder Furcht überwog.

„Ihr habt gehört," sagte Lucca di Savelli mit seiner gewöhnlichen sanften und weibischen Stimme, „wie der Tribun hat verkündigen lassen, daß er übermorgen die Ritterwürde annehmen, und die Nacht vorher in der Laterankirche die Wache halten will; er hat mich mit der Aufforderung beehrt, ihm bei seiner Wache Gesellschaft zu leisten."

„Ja, ja, der Schurke. Was will er doch mit diesem neuen Einfall?" fragte der brutale Fürst Orsini.

„Wenn es nicht ist, um das Recht des Ritters zu bekommen, einen Edeln herauszufordern," sagte der alte Colonna, „so kann ich nichts vermuthen. Wird Rom dieses Narren nie satt werden?"

„Rom ist noch närrischer als er," sagte Luca di Savelli, „aber mich dünkt, in seinem Taumel hat sich der Tribun ein Versehen zu Schulden kommen lassen, das wir in Avignon gut benützen können."

„Ha!" rief der alte Colonna, „das muß unser Spiel seyn; hier unthätig, müssen wir in Avignon fechten!"

„Mit Einem Wort denn, er hat befohlen, ihm sein Bad in dem heiligen Porphyrgefäß zu bereiten, worin einst der Kaiser Constantin badete."

„Entweihung, Entweihung!" rief Stephano, „das ist genug, um eine Bannbulle zu rechtfertigen. Der Pabst soll davon hören. Ich will gleich einen Boten abfertigen."

„Besser, wir warten und sehen der Ceremonie zu," versetzte der Savelli, „eine noch größere Thorheit wird die Feierlichkeit schließen, dessen seyd gewiß!"

„Hört Ihr, meine Herren," sagte das grimmige Haupt

der Orsini, „Ihr seyd für Verzug und Vorsicht, ich für Eile und Wagniß; meines Vetters Blut schreit laut und duldet keine Unterhandlungen."

„Und was denn thun?" fragte Savelli mit seiner sanften Stimme, „ohne Soldaten fechten, gegen zwanzigtausend wüthende Römer? Ich nicht!"

Orsini dämpfte seine Stimme zu einem fragenden Flüstern. „In Venedig," sagte er, „würde man mit diesem Emporkömmling ohne ein Heer fertig. Meint Ihr, in Rom trage kein Mensch ein Messer?"

„Bscht," sagte Stephan, der von weit edlerer und besserer Natur war, als seine Standesgenossen, und der, jeden andern Widerstand gegen den Tribun vor sich selbst rechtfertigend, sein Gewissen sich gegen Meuchelmord empören fühlte, „das darf nicht geschehen; Euer Eifer treibt Euch zu weit!"

„Zudem, Wen könnten wir dazu brauchen, da kaum noch ein Deutscher in der Stadt ist, und gegen einen Römer davon lispeln, hieße so viel, als mit dem armen Martino den Platz tauschen — der Himmel nehme sich seiner an, denn er ist jetzt dem Himmel näher als je zuvor," sagte der Savelli.

„Macht mir jetzt keine Späße!" rief der Orsini trotzig, „Späße über einen solchen Gegenstand! Bei St. Francesko, ich wollte, wenn Du solchen Witz liebst, Du bekämest Alles selbst an den Hals; — und mich dünkt, bei der Tafel des Tribuns sah ich Dich bei seinem plumpen Witz lachen, als ob Du keines Stricks bedürftest zum Ersticken."

„Besser lachen als zittern," versetzte der Savelli.

„Wie, Du wagst zu behaupten ich zittre?" schrie der Baron.

„Still, still!" ermahnte der alte Colonna mit ungeduldiger Würde. „Wir leben nicht in solcher Feiertagszeit, daß wir unter einander hadern dürften. Vertragt Euch, meine Herren."

„Eure größere Klugheit, Signor," erwiederte der sarkastische Savelli, „entspringt aus Eurer größern Sicherheit. Euer Haus steht im Begriff, sich unter den Schutz des Tri-

buns zu stellen; und wenn der Herr Adrian von Neapel zurück ist, wird der Schenkwirthssohn der Bruder Eures Vetters werden."

„Ihr könntet mich mit diesem Vorwurf verschonen," sagte der alte Edelmann mit einiger Bewegung, „der Himmel weiß, wie bitter ich bei diesem Gedanken gelitten habe; und doch wünschte ich, Adrian wäre bei uns. Sein Wort ist sehr wirksam, den Tribun zu mäßigen und mein eignes Verfahren zu leiten, denn meine Leidenschaftlichkeit trübt meine Vernunft, und seit seiner Abwesenheit, dünkt mich, sind wir viel verdrießlicher, ohne deswegen stärker zu seyn. Laßt das beruhen. Wenn mein eigner Sohn des Tribuns Schwester geheirathet hätte, dennoch würde ich noch einen Schlag für die alte Verfassung führen, wie einem Edelmann geziemt, wenn ich nur sähe, daß der Schlag nicht mein eignes Haupt träfe."

Savelli, der mit Rinaldo Frangipani bei Seite geflüstert hatte, sagte jetzt:

„Edler Fürst, hört mich an. Ihr seyd durch die bevorstehende Vermählung Eures Vetters, durch Euer vertrautes Verhältniß zum Pabst, zu größrer Vorsicht genöthigt, als wir. Ueberlaßt uns die Ausführung des Unternehmens und seyd versichert von unsrer Besonnenheit und Vorsicht."

Ein junger Knabe, Stephanello, der später in die Stelle der erloschenen nächsten Linie der Colonna eintrat, und dem der Leser vor dem Schluß dieser Geschichte noch einmal begegnen wird, spielte auf seines Großvaters Knieen. Er blickte scharf auf Savelli und sagte: „Mein Großvater ist zu ängstlich, Frangipani ist zu nachgiebig und Orsini gleicht zu sehr einem gehetzten Stier. Ich wollte, ich wäre um ein paar Jahre älter."

„Und was würdest Du dann thun, mein anmuthiger Tadler?" fragte der glatte Savelli, sich in die lächelnde Lippe beißend.

„Den Tribun mit einem eignen Messer durchbohren und dann rasch nach Palestrina."

„Aus dem Ei wird eine tüchtige Schlange kriechen," be-

merkte der Savelli, „aber warum so erbittert gegen den Tribun, mein Basiliskchen?"

„Weil er einem unverschämten Gläubiger gestattete, meinen Oheim Agapeto wegen Schulden zu verhaften. Die Schuld war vor zehn Jahren gemacht worden, und obgleich man sagt, kein Haus in Rom sey mehr Geld schuldig, als das der Colonna, so hörte ich doch hier zum Erstenmal, daß einem schuftigen Gläubiger erlaubt war, seine Schuld einzufordern anders, als mit gezogener Mütze und gebogenem Knie. Und ich sage, ich möchte kein Baron mehr seyn, wenn solche bauernhafte Unverschämtheit Einem geboten werden darf."

„Mein Kind," sagte der alte Colonna mit herzlichem Lachen, „ich sehe, unser edler Stand wird in Deinen Händen sicher genug seyn."

„Und," fuhr der Knabe, kühn gemacht durch den erhaltenen Beifall, fort, „wenn ich noch Zeit gewänne, nach dem Abthun des Tribuns, würde ich gern noch einen zweiten Stoß führen auf — —"

„Wen?" fragte der Savelli, als er den Knaben zögern sah.

„Meinen Vetter Adrian. Schande über ihn, daß er daran denkt, Eine zu heirathen, deren Geburt sie kaum zum Liebchen eines Colonna befähigt."

„Geh spielen, Kind, geh spielen," sagte der alte Colonna, indem er den Knaben von sich entfernte.

„Genug dieses Gepappels," rief der Orsini heftig. „Sagt mir, alter Herr, eben als ich ins Haus trat, sah ich einen alten Freund (einen Eurer früheren Söldner) den Palast verlassen; darf ich nach seiner Bestellung fragen?"

„O ja! ein Bote von Fra Moreale. Ich schrieb dem Ritter und machte ihm Vorwürfe wegen seines Abfalls bei unsrer unglücklichen Rückkehr von Corneto, und bedeutete ihm, daß fünfhundert Lanzen gleich jetzt sehr hoch würden bezahlt werden."

„Ha, und was ist seine Antwort?" fragte Savelli.

„O, schlau und ausweichend; er ist verschwenderisch mit

Complimenten und guten Wünschen, aber er sagt, er stehe in Diensten des ungarischen Königs, dessen Sache vor Rienzi's Richterstuhl liege! er könne seine jetzige Fahne nicht verlassen, er fürchte, Rom sey so gleich getheilt zwischen den Patriciern und dem Volk, daß, welche Partei für die Dauer die Oberhand behalten wollte, einen Podesta berufen müßte, und diese Würde allein, läßt der Provenzale errathen, würde ihm anstehen."

„Montreal unser Podesta!" rief Orsini.

„Und warum nicht," erwiederte Savelli. „So gut ein edelgeborner Podesta, als ein niedriggeborner Tribun. Aber ich hoffe, wir können beider entrathen. Colonna, hat dieser Botschafter von Fra Moreale die Stadt schon verlassen?"

„Ich denke so."

„Nein," sagte Orsini, „ich traf ihn am Thor und kannte ihn von früher her; es ist Rudolph der Sachse (einst ein Söldner der Colonna), der in den guten alten Tagen mehrere Weiber meiner Anhänger zu Wittwen gemacht hat. Er ist jetzt ein wenig maskirt; dem ungeachtet erkannte ich ihn und redete ihn an, denn ich dachte, er könnte wohl noch einmal ein Freund werden und bat ihn, mich in meinem Palast zu erwarten."

„Ihr thatet wohl," sagte der Savelli nachdenklich und seine Blicke begegneten denen Orsini's. Bald hierauf ward eine Besprechung aufgehoben, in der viel geredet, aber nichts ausgemacht wurde; Luca di Savelli aber, am Portal verweilend, bat den Frangipani und die andern Barone, sich nach Orsini's Palast zu begeben.

„Der alte Colonna," sagte er, „ist nahe am Kindischwerden. Wir werden bald zu einem Entschluß kommen ohne ihn und können uns seiner durch seinen Sohn als Stellvertreter versichern."

Und dies war eine richtige Prophezeihung, denn eine halbstündige Berathung mit Rudolph dem Sachsen reichte hin, den Gedanken zum Beschluß zu reifen.

Fünftes Kapitel.

Die Nacht und ihre Ereignisse.

Am folgenden Tag, mit Anbruch der Dämmerung, ward Rom eingeladen zum Beginn des prachtvollsten Schauspiels, das die kaiserliche Stadt seit dem Fall der Cäsare erlebt hatte. Es war ein besonders von dem römischen Volk erworbenes Vorrecht, ihren Bürgern die Ritterwürde zu ertheilen. Vor zwanzig Jahren hatte ein Colonna und ein Orsini diese Ehre vom Volk empfangen. Rienzi der dadurch das Vorspiel zu einer bedeutungsvolleren Ceremonie geben wollte, nahm von den Römern dieselbe Auszeichnung in Anspruch. Vom Capitol zog in langer Prozession Alles, was Rom Edles, Schönes und Tapfres hatte. Zuerst kamen zahllose Reiter von allen benachbarten Staaten Italiens, in einem für diese Gelegenheit passenden Aufzug. Trompeter und Spielleute aller Art folgten und die Trompeten waren von Silber; Jünglinge trugen die Rüstung des ritterlichen Streitrosses, mit Gold eingelegt und hinter ihnen der Zug der vornehmsten Frauen Roms, deren Schaulust und vielleicht auch Bewunderung des triumphirenden Ruhms Rienzi's (der beim Weibe manche Fehler gut macht) sie die Demüthigung ihrer stolzen Gatten vergessen ließ; unter ihnen, alle Uebrige verdunkelnd, Nina und Irene; dann kam der Tribun und der päbstliche Vikar, umgeben von allen Großen der Stadt, die, während sie Erbitterung, Haß und Rache kochten, sich doch stritten, wer zunächst dem Helden des Tages gehen dürfe. Der hochmüthige alte Colonna allein hielt sich entfernt, folgte in einem kleinen Abstand und trug eine absichtlich einfache Kleidung. Aber sein Alter, sein Stand, sein früherer Ruhm in Krieg und Staatsgeschäften, vermochten nicht, seinen grauen Locken und vornehmer Miene auch nur Einen der Freuderufe zuzuwenden, welche dem ärmlichsten Herrn zu Theil wurde, den der große Tribun anlächelte. Savelli war der nächste hinter Rienzi, der fügsamste unter der höfischen Schaar; unmittelbar vor dem Tri-

dun gingen zwei Männer, deren einer ein gezogenes Schwert, der andere den Pendone oder die königliche Fahne trug. Der Tribun selbst war bekleidet mit einem langen Gewand von weißer Seide, deren schneeweißen Glanz (miri candoris) der Geschichtschreiber ausdrücklich erwähnt, reich mit Gold geziert, während seine Brust viele jener oben besprochenen mystischen Symbole bedeckten, deren eigentliche Bedeutung vielleicht ihrem Träger allein bekannt war. In seinem dunkeln Auge, auf der breiten ruhigen Stirne, in welcher Gedanken, wie ein Sturm, zu schlummern schienen, konnte man vielleicht eine Zerstreutheit und Abwesenheit von dem ihn umgebenden Pomp lesen; aber dann und wann raffte er sich auf und besprach sich abwechselnd mit Raimund und Savelli.

„Das ist ein hübsches Spiel," sagte der Orsini, bei dem alten Colonna zurückbleibend, „aber es könnte leicht tragisch enden."

„Mich dünkt, das könnte der Fall seyn," versetzte der Alte, „wenn der Tribun Dich hört." Orsini erblaßte. „Wie — nein — nein — auch wenn dies wäre, er ahndet nie Worte, sondern rühmt sich, unsre ausgesprochene Wuth zu verlachen. Erst dieser Tage hinterbrachte ihm ein Schurke, was Einer der Annibaldi über ihn gesagt hatte, Worte, wofür ein ächter Cavalier dem Sprecher das Lebensblut abgezapft hätte; und er ließ den Annibaldi holen und sagte zu ihm: „Mein Freund, nimm diesen Beutel mit Gold — treffende Witze müssen belohnt werden."

„Nahm Annibaldi das Gold?"

„Warum nicht? der Tribun hatte Gefallen an seinem Geist und ließ ihn mit sich essen, und Annibaldi sagt, er habe nie einen lustigeren Abend zugebracht und er wundre sich nicht mehr, daß sein Vetter, Riccardo, den Spaßmacher so liebt."

Als man am Lateran angekommen, blieb auch Savelli zurück und flüsterte mit Orsini; die Frangipani und einige andre Edle wechselten bedeutende Blicke; Rienzi trat in das heilige Gebäude, worin er, dem Gebrauch gemäß, seine Waffenwache halten sollte. Er bot der Menge ein Lebewohl und

lud sie auf den nächsten Morgen ein, „um Dinge zu hören, die, wie er hoffe, wohlgefällig seyn würden im Himmel und auf Erden.“

Die unermeßliche Menschenmenge hörte diese Zusicherung mit Neugier und Freude, während die durch Cecco del Vecchio schon einigermaßen Vorbereiteten sie als ein Vorzeichen von des Tribuns unwandelbarer Entschlossenheit willkommen hießen. Das Gewühl verlief sich mit ausnehmender Ordnung und Ruhe; als auffallende Thatsache wurde bemerkt, daß Niemand unter einem so großen Zusammenlauf von Menschen aller Art sich Zügellosigkeiten erlaubte oder Händel anfing. Einige der Barone und Ritter, worunter Luca di Savelli, dessen geschmeidige Höflichkeit und sarkastische Laune bei dem Tribunen Gunst fand, nebst einigen untergeordneten Dienern und Pagen, blieben allein da: und außer einer einzigen Schildwache am Thor, bot der große Platz vor dem Palast der Basilika und der Quelle Constantins, dem melancholischen Mondlicht bald eine schweigende, verlaßne Oede dar. In der Kirche empfing, gemäß dem Gebrauch der Sitte und der Zeit, der Abkömmling der deutschen Könige die Ritterwürde des heiligen Geistes. Sein Stolz, oder ein eben so unmännlicher aber entschuldbarerer Aberglaube verleitete ihn, in dem porphyrnen Gefäß zu baden, das eine abgeschmackte Legende dem Constantin zuschrieb, und dies kam ihn, wie Savelli vorhergesagt, theuer zu stehen. Nachdem diese angeordneten Ceremonien beendigt waren, wurden seine Waffen an den Ort der Kirche zwischen den Säulen von St. Giovanni gebracht. Und hier wurde sein Prachtbett aufgeschlagen. *

Die begleitenden Barone, Pagen und Kämmerlinge zogen sich in eine kleine Seitenkapelle der Kirche außerhalb des Bereichs von Rienzi's Blicken, der allein blieb, zurück. Eine einzige Lampe, neben seiner Lagerstatt aufgestellt, kämpfte mit

* In einem nördlichen Land würde der Vorabend der Ritterweihe ohne Schlaf zugebracht worden seyn; in Italien scheint man die Ceremonie der Waffenwache nicht so streng genommen zu haben.

den düstern Strahlen des Mondes, der durch die hohen Fenster über Flügel und Pfeiler sein „dämmernd frommes Licht" ausgoß. Die Heiligkeit der Stätte, die Feierlichkeit der Stunde und das einsame Schweigen umher war ganz geeignet, einen tiefen Eindruck auf die gehobene und ernste Stimmung dieses Sohns des Glücks zu machen. Manche kühne Traumbilder schwebten seinem Geist vorüber — bald von weltlichen Bestrebungen, bald solche, die sich auf erhabenere aber unwesenhafte Vorstellungen bezogen, bis er sich endlich, ermüdet von seinen eigenen Gedanken, auf das Bett warf. Es war eine Vorbedeutung, welche anzumerken die ernstere Geschichte nicht versäumte, daß im Augenblick, wo er das für diese Gelegenheit neu bereitete Lager berührte, ein Theil davon unter ihm zusammenbrach; er selbst wurde von dem Unfall ergriffen und sprang, erblassend und murmelnd, auf; aber, als ob er sich seiner Schwäche schämte, legte er sich nach einer kleinen Weile wieder zur Ruhe und zog die Vorhänge um sich zusammen.

Die Mondstrahlen wurden schwächer und immer schwächer, wie die Zeit vorrückte, und die scharfe Unterscheidung von Licht und Schatten verschwand fast von dem Marmorboden, als hinter einer Säule in der fernsten Ecke des Gebäudes hervor ein seltsamer Schatten plötzlich das krankhafte Licht durchkreuzte — er schlich herbei — er bewegte sich, doch ohne einen Wiederhall; von Säule zu Säule huschte er — er blieb endlich hinter der Säule, welche dem Lager des Tribuns zunächst war — hier verweilte er.

Die Schatten dunkelten immer dichter herein; die Stille schien immer tiefer zu werden; der Mond war verschwunden, und, ausgenommen den kämpfenden Strahl der Lampe neben Rienzi, bedeckte schwarze Nacht ganz und gar den feierlichen, geisterhaften Raum.

In einer der Seitenkapellen, die in den vielen Veränderungen, welche die Kirche erlitten, seither ohne Zweifel zerstört worden ist, waren, wie oben angegeben, Savelli und die wenigen bei dem Tribunen gebliebenen Diener. Savelli allein schlief nicht; er blieb aufrecht sitzen, athemlos und hor-

chend, indeß die hohen Kerzen der Kapelle die schnellen Veränderungen seiner Züge noch auffallender machten.

„Jetzt sey der Himmel gebeten," sagte er, „daß es dem Knecht nicht fehlschlägt! Solch eine Gelegenheit dürfte nie wiederkehren. Er hat einen starken Arm und eine geübte Hand ohne Zweifel; aber der Andre ist ein gewaltiger Mann. Die That einmal gethan, ist mir gleichgültig, ob der Thäter entwischt oder nicht; wenn nicht, nun dann müssen wir ihn erdolchen; todte Männer erzählen nichts mehr. Im schlimmsten Fall — wer kann den Rienzi rächen? Es gibt keinen zweiten Rienzi! Wir selbst und die Frangipani besetzen den Aventin, die Orsini und Colonna die übrigen Quartiere der Stadt, und ohne den beherrschenden Geist können wir des tollen Pöbels lachen. Aber wenn entdeckt — —" und hier verhüllte Savelli, dessen Nerven, zum Glück für seine Feinde, nicht seinem Willen gleich kamen, sein Angesicht und schauderte; — „ich meine, ich höre ein Geräusch! — nein — ist es der Wind? still! es muß der alte Vico di Scotto seyn, der in seinem eisernen Schuppenkleid rasselt! Schweigen! — dies Schweigen gefällt mir nicht! Kein Schrei! kein Laut! Hätte der Schurke vielleicht ein falsches Spiel mit uns gespielt? oder konnte er das Fenster nicht erklettern? Es ist ja kinderleicht — oder hat ihn die Schildwache ausgekundschaftet?"

Die Zeit verstrich: der erste Strahl des Tages brach allmälig an, als er glaubte, die Thüre der Kirche schließen zu hören. Savelli's Ungewißheit ward unerträglich; er schlich aus der Kapelle und näherte sich dem Bett des Tribuns auf Augenweite — Alles war still.

„Vielleicht die Stille des Todes," sagte Savelli und schlich zurück.

Inzwischen war der Tribun, der umsonst sich mühte, die Augen zu schließen, immer wacher geworden durch die unbequeme Lage, welche er sich genöthigt sah, einzunehmen — denn da der Theil des Bettes gegen das Kopfkissen zu gewichen, das Uebrige aber fest geblieben war, hatte er die gewöhnliche Lage gewechselt und sich in dem untern Ende des

Bettes so gut als möglich eingerichtet. Das Licht der Lampe, obwohl verschattet durch die Vorhänge, war ihm gerade im Gesicht. Ungeduldig über seine Schlaflosigkeit, dachte er endlich, es sey dies trübe und flackernde Licht, was seinen Schlummer verscheuche, und war im Begriff aufzustehen, und es weiter zu entfernen, als er den Vorhang am andern Ende des Bettes leicht aufheben sah — er blieb ruhig und gespannt; eh er zum zweitenmal athmete, trat eine dunkle Gestalt zwischen das Licht und das Bett, und er sah wie ein Streich auf den Theil des Bettes geführt wurde, der ohne den Zufall, welcher ihm Unglück bedeutend erschienen, seine Brust dem Messer preisgegeben hätte. Rienzi wartete keinen zweiten, besser gezielten Stoß ab; während der Meuchelmörder sich herabbeugte und bei dem unsichern Lichte herumtappte, warf er sich auf ihn mit aller Kraft und Wucht seines mächtigen, muskulösen Körpers, entrang den Dolch seiner erschrockenen Hand, stürzte ihn auf das Bett und setzte ihm das Knie auf die Brust. — Der Dolch holte aus — blitzte — senkte sich herab — der Mörder wich aus und er durchbohrte ihm nur den rechten Arm. Der Tribun schwang den rächenden Stahl zu einem tödtlicheren Stoß.

Der so überwältigte Meuchelmörder war ein an Gefahren jeder Art und Gestalt gewohnter Mann; er verlor auch jetzt nicht die Gegenwart des Geistes.

„Haltet ein!“ sagte er, „wenn Ihr mich tödtet, seyd Ihr selbst des Todes. Schont mich, so will ich Euch retten.“

„Elender!“

„Still! nicht so laut, oder Ihr weckt Eure Wächter auf und einige von ihnen könnten das thun, was mir auszurichten fehlschlug. Schont meiner, sage ich, und ich will Euch Offenbarungen machen, die mehr werth sind als mein Leben; aber ruft nicht — sprecht nicht laut, ich warne Euch!“

Der Tribun fühlte sein Herz still stehen; an diesem einsamen Ort, fern von dem ihn vergötternden Volk — seinen ergebenen Wächtern — nur mit mißvergnügten Baronen oder vielleicht treulosen Dienern in der nächsten Nähe, — konnte da nicht die Warnung des entwaffneten Mörders wohl

angebracht seyn? Und diese Worte, und diese Bedenklichkeiten schienen plötzlich ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander umzukehren und den Sieger wieder in die Gewalt des Meuchlers zu geben.

„Du meinst mich zu täuschen," sagte er, aber mit lispelnder, unsicherer Stimme, welche dem Schurken sogleich zeigte, welchen Vortheil er gewonnen hatte, „Du hättest gern, daß ich Dich losließe, ohne meine Dienerschaft herbeizurufen, damit Du meinem Leben zum zweitenmal nachstellen könntest."

„Du hast mir den rechten Arm unfähig gemacht, und mich meiner einzigen Waffe beraubt."

„Wie kamst Du hieher?"

„Durch Nachlässigkeit der Wachen."

„Woher dieser Angriff?"

„Der Auftrag von Anderen."

„Wenn ich Dir verzeihe — —"

„Sollst Du Alles erfahren."

„Steh auf," sagte der Tribun, seinen Gefangnen, jedoch mit großer Vorsicht loslassend, und immer noch mit einer Hand ihn an den Schultern haltend, während die andre ihm den Dolch an die Kehle setzte. „Ließ Dich meine Schildwache ein? Die Kirche hat doch nur Einen Eingang, glaub' ich?"

„Nein, sie nicht. Folge mir, so will ich Dir mehr sagen."

„Hund, hast Du Mitschuldige?"

„Wenn ich habe, so hältst Du mir ja das Messer an die Kehle!"

„Möchtest Du entwischen?"

„Ich kann nicht, wenn ich möchte."

Rienzi betrachtete bei dem trüben Lampenlicht den Mörder scharf. Sein rohes, plumpes Gesicht, seine grobe Kleidung und barbarische Aussprache schienen ihm hinlänglich zu beweisen, daß er nur das gemiethete Werkzeug Anderer war; und es war vielleicht klug, einer gewissen, gegenwärtigen Gefahr zu trotzen, um vielen künftigen und unvorhergesehenen Gefahren vorzubeugen. Auch war Rienzi bewaffnet, stark, und in voller Jugendkraft; und im schlimmsten Fall

war keine Stelle in der Kirche, von wo aus nicht seine Stimme die in der Kapelle erreichen konnte — wenn anders er sich auf diese verlassen durfte.

„So zeige mir denn Ort und Mittel Deines Hereinkommens," sagte er, „und wenn ich nur einen Verdacht fasse, während wir von der Stelle gehen, so stirbst Du. Nimm die Lampe auf."

Der Spitzbube winkte mit dem Kopf; mit der linken Hand faßte er die Lampe, wie ihm geboten war; Rienzi's Faust hielt ihn bei der Schulter gepackt; aus der Wunde seines rechten Arms tropfte im Gehen Blut herab; geräuschlos schritt er die Kirche entlang — an den Altar hin — links von welchem ein kleines Kabinet zum Dienst oder zum Abgehen des Priesters war. Dahin richtete er seine Schritte. Rienzi's Herz erfüllte sich einen Augenblick mit Besorgnissen.

„Nimm Dich in Acht!" flüsterte er, „das geringste Zeichen von Verrath — und Du bist das erste Opfer."

Der Meuchelmörder nickte wieder und schritt voran. Sie traten in das Gemach und hier deutete der seltsame Wegweiser des Tribuns auf ein offenes Fenster.

„Seht da meinen Eingang," sagte er, „und wenn Ihr erlaubt, meinen Ausgang — —"

„Der Frosch kommt nicht so leicht aus dem Brunnen als er hereinkam, Freund!" versetzte Rienzi lächelnd. „Und jetzt, wenn ich nicht meine Wächter rufen soll, was soll ich mit Dir thun?"

„Laß mich gehen, so will ich Dich morgen aufsuchen; und wenn Du mich schön bezahlst und mir versprichst, mir nichts an Leib und Leben zu thun, so will ich Deine Feinde und meine Auftraggeber in Deine Gewalt liefern."

Rienzi konnte sich bei diesem Vorschlag eines leichten Lächelns nicht enthalten; aber eine ernste Miene annehmend, versetzte er —: „Und wie, wenn ich meine Diener rufe, und Dich ihrer Obhut übergebe?"

„So übergibst Du mich eben diesen Feinden und Auftraggebern; und in Verzweiflung, damit ich sie nicht ver-

rathen kann, werden sie vor Tagesanbruch mir die Gurgel abschneiden — oder Dir!"

„Mich dünkt, Schurke, ich sah Dich schon früher."

„So ist es. Ich schäme mich weder meines Namens, noch meines Vaterlands. Ich bin Rudolph von Sachsen."

„Ich erinnere mich, Diener Walters von Montreal. Er also ist der Anstifter Deiner That?"

„Nein, Römer! Dieser edle Ritter verachtet andere Waffen als das offene Schwert und seine eigene Hand erschlägt seine Feinde. Eure jämmerlichen, erbärmlichen, feigen Italiener nur benutzen den Muth und dingen den Arm von Andern."

Rienzi blieb stumm. Er hatte seinen Gefangenen fahren lassen und stand ihm jetzt gegenüber, jeden Augenblick sein Gesicht messend, und dann wieder in Gedanken versinkend. Endlich, wie er das Auge in dem kleinen Gemach umherlaufen ließ, in das sie auf so sonderbare Weise gekommen, bemerkte er eine Art von Verschlag, worin die Priesterröcke und allerlei Gegenstände von heiligem Gebrauch enthalten waren. Dies bot ihm auf Einmal einen Ausweg aus seiner Verlegenheit dar. Er deutete darauf hin —

„Hier, Rudolph von Sachsen, sollst Du einen Theil dieser Nacht zubringen; eine kleine Buße für Dein beabsichtigtes Verbrechen; und morgen, so lieb Dir Dein Leben ist, wirst Du Alles offenbaren!"

„Hört, Tribun," versetzte der Sachse mürrisch, „meine Freiheit ist in Eurer Hand, aber weder meine Zunge noch mein Leben. Wenn ich einwillige, mich in diesen Käfig einsperren zu lassen, mußt Du mir schwören, auf den Kreuzgriff des Dolchs in Deiner Hand, daß Du, gegen das Geständniß alles Dessen, was ich weiß, mich begnadigen und frei lassen willst. Meine Auftraggeber können hinlänglich Deine Wuth befriedigen und wenn Du ein Tiger wärest. Wenn Du mir dies nicht schwörst — —"

„Ha, mein bescheidner Freund! was dann?"

„Zerschmettre ich mir das Hirn an der steinernen Mauer. Besser ein solcher Tod als die Folter!"

„Narr, ich verlange keine Rache zu nehmen an Deinesgleichen. Sey redlich, und ich schwöre Dir: zwölf Stunden nach Deinem Geständniß sollst Du unverletzt, ohne ein gekrümmtes Haar, außerhalb der Mauern Roms stehen. So helfe mir unser Herr und seine Heiligen!"

„Ich bin zufrieden. — Donner und Hagel, ich habe lang genug gelebt, um nur für mein eignes Leben zu sorgen, und dann gleich für das des großen Kapitäns. Im Uebrigen frage ich nicht darnach, ob Ihr Südländer einander die Kehlen abschneidet und ganz Italien zu einem Grab macht."

Mit diesen wohlwollenden Worten trat Rudolph in den Verschlag; aber ehe Rienzi die Thüre schließen konnte, trat er wieder vor — —

„Halt," sagte er, „das Blut fließt stark. Helft mir die Wunde verbinden, oder ich blute mich vor der Beichte zu todt."

„Per fede," sagte der Tribun, dessen seltsamer Humor an der kalten Keckheit des Menschen Gefallen fand, „aber abgesehen von dem Dienst, den Du mir gern geleistet hättest, bist Du der angenehmste, geduldigste, unerschrockenste, gute Geselle, den ich seit vielen Jahren gesehen. Gib Deinen Gürtel her. Ich dachte nicht von fern daran, daß ich am ersten Abend meiner Ritterschaft solche Werke der Menschenliebe verrichten würde!"

„Ich meine, diese Röcke würden einen bessern Verband geben," sagte Rudolph, auf die an den Wänden aufgehängten priesterlichen Gewänder deutend. —

„Schweig, Schurke," sagte der Tribun stirnrunzelnd; „keine Tempelschändung! doch da Du so gar zärtlich um Dich besorgt bist, sollst Du auch meine Schärpe haben, Dich zu verbinden."

Hiemit verband ihm der Tribun, den Dolch auf den Boden legend und sorgsam den Fuß darauf stellend, den Arm — eine Herablassung, für welche Rudolph ihm flüchtig dankte; dann nahm er seine Waffe und Lampe wieder auf, schloß die Thüre, schob außen den langen, schweren Riegel vor, und kehrte zu seinem Lager zurück, voll tiefsinniger und entrüste-

ter Gedanken über die Verrätherei, der er so glücklich entgangen war.

Beim ersten grauen Morgendämmern ging er zu der großen Kirchthüre hinaus, rief der Schildwache, die von seinen eignen Leibwächtern war, und befahl ihr, geheim, gleich jetzt, ehe die Leute auf den Beinen wären, den Gefangenen in einen der geheimen Kerker des Kapitols zu führen. „Sey verschwiegen," sagte er, „äußere gegen Niemand ein Wort davon; sey gehorsam und Du sollst befördert werden. Dann suche den Rath Pandulpho di Guido auf und heiße ihn hieher zu mir kommen, ehe die Menge zusammenläuft."

Hierauf ließ er den Soldaten die schweren Eisenschuhe ablegen, führte ihn durch die Kirche, übergab Rudolph seiner Obhut, sah sie abgehen, und nach wenigen Minuten vernahmen die Insaßen der nahen Kapelle seine Stimme; bald war er von seinem Gefolge umringt.

Schon stand er auf dem Estrich, in ein weites, mit Pelz verbrämtes Gewand gehüllt: sein durchdringendes Auge forschte genau im Angesicht eines Jeden, der sich ihm näherte. Zwei Barone von der Familie Frangipani verriethen einige Zeichen von Bestürzung und Verlegenheit, sammelten sich aber gleich wieder auf die unbefangene Begrüßung des Tribuns hin.

Aber alle Kunst Savelli's konnte es nicht verhindern, daß nicht seine Züge dem stumpfsten Auge den Schrecken seiner Seele verrathen hätten; — und als er den durchdringenden Blick Rienzi's auf sich haften fühlte, zitterte er in jeder Faser. Rienzi allein schien jedoch diese Unruhe nicht zu bemerken; und als Vico di Scotto, ein alter Ritter, aus dessen Händen er das Schwert empfing, ihn fragte, wie er die Nacht zugebracht habe, versetzte er munter:

„Gut, gut! mein tapfrer Freund. Ueber einem neuen Ritter wacht immer ein guter Engel. Signor Luca di Savelli, ich fürchte, Ihr habt schlecht geschlafen; Ihr seht blaß aus. Nun es hat nichts zu bedeuten — unser Bankett heute wird schon Euer Blut wieder munter kreisen machen."

„Blut, Tribun!" sagte di Scotto, der unschuldig an dem

Anschlag war, „Du sprachest von Blut, und sieh! auf dem Estrich sind große, noch nicht trockene Tropfen Bluts!“

„Nun, fort mit Dir, alter Held, daß Du meine Ungeschicklichkeit verräthst! Ich ritzte mich selbst beim Entkleiden mit meinem Dolch. Dank dem Himmel, seine Klinge war nicht vergiftet!“

Die Frangipani wechselten Blicke — Lucca di Savelli mußte sich an eine Säule lehnen, sich aufrecht zu halten — und die übrige Dienerschaft schien ernst und überrascht.

„Denkt nicht daran, mein Herr,“ sagte Rienzi, „es ist eine gute Vorbedeutung und eine wahre Prophezeiung. Es zeigt an, daß, wer sein Schwert zum Wohl des Staats umgürtet, bereit seyn muß, sein Blut für ihn zu vergießen; das bin ich. Nichts mehr davon — ein bloßer Ritz; es blutete stärker, als ich von einem so leichten Nadelstich mir vermuthet hätte und erspart dem Bader die Mühe der Lanzette. Wie glänzend bricht der Tag an! Wir müssen uns vorbereiten, unsere Mitbürger zu begrüßen — sie werden bald hier seyn. Ha, mein Pandulpho — willkommen! Du, mein alter Freund, sollst mir diesen Mantel falten.“

Und während Pandulpho damit beschäftigt war, flüsterte ihm der Tribun einige Worte ins Ohr, die, nach seiner lächelnden Miene zu schließen, den Umstehenden ein vertraulicher Scherz zu seyn schienen, wie solche Rienzi in sein Gespräch gegen seine nähere Bekannte zu mischen pflegte.

Sechstes Kapitel.

Die feierliche Vorladung.

Die Glocke der großen Laterankirche ertönte gellend und laut, als der gewaltige Menschenstrom, größer noch als am vorigen Abend, heranwogte. Die aufgestellten Beamten machten mit Mühe Platz für die Barone und Gesandte, und kaum waren diese vornehmeren Gäste eingelassen, als die Menge ihnen nachdrang, sich durch die Kirche ergoß und auf

die Kapelle Bonifacius VIII. zueilte. Hier jeden Winkel anfüllend und den Eingang sperrend, sahen die Glücklicheren von dem Gedränge den Tribun umringt von dem glänzenden Hof, den sein Geist versammelt, sein Glück ihm unterworfen hatte. Endlich, als die feierliche, heilige Musik durch das Gebäude in schwellenden Tönen sich ergoß, als Vorspiel zu der Feier der Messe, trat der Tribun vor, und dem Verstummen der Musik folgte die allgemeine, todtengleiche Stille der Anwesenden. Seine Größe, seine Haltung, seine Miene waren von der Art, wie sie jederzeit die Aufmerksamkeit der Menge beherrschen; und jetzt wurde dies Alles noch mächtig verstärkt durch das Interesse der Veranlassung und den eigenthümlichen Ausdruck tiefen aber zurückgedrängten Eifers, der vielleicht die einzige Gabe des Redners ist, welche nur die Natur verleihen kann.

„Sey es hiemit verkündigt," begann er langsam und bedächtlich, „in Kraft der Autorität, Macht und Jurisdiktion, welche das römische Volk im allgemeinen Parlament uns übertragen und der Pabst als Oberherr bestätigt hat, daß wir, nicht undankbar gegen das Geschenk und die Gnade des heiligen Geistes — dessen Ritter wir jetzt sind — noch gegen die Gunst des römischen Volks, erklären: Rom, die Hauptstadt der Welt und Fundament der christlichen Kirche, und alle Städte, Staaten und Völker Italiens sind von nun an frei! In Kraft dieser Freiheit und jener geheiligten Autorität, verkündigen wir, daß die Wahl, Jurisdiktion und Monarchie des römischen Reichs — Rom und dem römischen Volk und dem gesammten Italien zusteht. Daher laden und fordern wir persönlich auf: die erlauchten Fürsten, Ludwig, Herzog von Baiern, und Karl, König von Böhmen, welche sich selbst Kaiser von Italien nennen, vor uns oder den andern Magistraten Roms zu erscheinen und ihre Ansprüche zu vertheidigen und zu beweisen binnen heute und dem Pfingstfeste. Wir laden auch vor, binnen derselben Frist, den Herzog von Sachsen, den Fürsten von Brandenburg und Wer sonst, König, Fürst oder Prälat sich das Wahlrecht zum Kaiserthron anmaßt — ein Recht, das, wie wir seit alten

unvordenklichen Zeiten her aufgezeichnet finden, allein dem römischen Volk zusteht — und das zur Wahrung unserer bürgerlichen Freiheiten — ohne Abbruch der geistlichen Gewalt der Kirche, des Pabsts und des heiligen Collegiums. * Herold, verkündige die Ladung in ihrer vollen Ausdehnung und regelmäßigen Form, geschrieben und beglaubigt durch unsere Hand, außerhalb dem Lateran!"

* „Il tutto senza derogare all' autorità della chiesa, del Papa e del sacro Collegio," so schließt diese seltsame Vorladung, diese kecke und wunderbare Behauptung der klassischen Unabhängigkeit Italiens in der feudalsten Zeit des vierzehnten Jahrhunderts. Der anonyme Biograph Rienzi's behauptet, der Tribun habe auch den Pabst und die Kardinäle aufgefordert, ihren Sitz in Rom zu nehmen. De Sade widerlegt gründlich und unbestreitbar diesen Zusatz zu der Kühnheit oder Abenteuerlichkeit von Rienzi's Handlung. Gibbon aber, der das Uebrige der Citation in derberen und unhöflicheren Ausdrücken gibt, als er durch irgend eine Urkunde berechtigt war, wiederholt das Geschwätz des Biographen, mit einem höhnischen Seitenblick auf Sade, welcher Beweise beibringe, mehr von der Schicklichkeit hergenommen, als daß sie wirkliches Gewicht hätten. Ohne den Leser mit allen Beweisen des gelehrten Abbé zu ermüden, sey es genügend, die zwei ersten anzuführen.

1. Alle andere gleichzeitige Geschichtschreiber, welche von diesem Ereigniß handeln, G. Villani, Hoksemius, die vatikanischen Handschriften und andere Chronisten, welche die Vorladung des Kaisers und der Churfürsten erzählen, sagen nichts vom Pabst und den Kardinälen; und der Pabst (Clemens VI.) ist in seinen spätern Beschuldigungen Rienzi's so sehr erbittert über die Vorladung des Kaisers, doch ganz und gar stumm über das, was dem Pabst weit kränkender hätte seyn müssen: über seine und der Kardinäle Vorladung.

2. Die genaue Akte dieser Citation, wie sie förmlich im Lateran verkündigt wurde, ist bei Hoksemius noch vorhanden (und daher ist die Rede im Text unserer vorliegenden Erzählung, obgleich nicht nach der ganzen Länge derselben, entlehnt;) und in dieser Urkunde sind der Pabst und die Kardinäle in den Aufforderungen nicht genannt.

Gibbons ganzer Bericht über Rienzi ist ausnehmend oberflächlich, ungenau und zerrissen. Seinem kalten und höhnischen Skepticismus, der jenem aufrichtigen und drängenden Enthusiasmus nichts zugesteht, welcher in Sachen der Freiheit oder der Religion die gewöhnliche Quelle kühner Thaten ist, erscheint der große Römer nur als ein ehrgeiziger und phantastischer Narr. Was würde in Gibbons Händen ein Cromwell geworden seyn? was ein Vane? ein Hampden? der Pedant Julian mit seiner schmutzigen Person und prahlerischen Affektation war Gibbons Ideal von einem großen Mann.

Als Rienzi diese kecke Verkündigung der Freiheit Italiens schloß, da murmelten die toskanischen Gesandten und die von einigen andern freien Staaten leise Beifall. Die Gesandten der Staaten, welche zur Partei des Kaisers hielten, sahen einander schweigend, voll Erstaunen und Bestürzung an. Die römischen Barone standen mit stummem Mund und gesenkten Blicken da; nur über das greise Antlitz Stephan Colonna's verbreitete sich ein Lächeln — halb der Verachtung, halb des Triumphs. Aber die große Masse der Bürger war hingerissen von den Worten, die eine solche Aussicht, wie die Befreiung Italiens, eröffneten! und ihre Ehrfurcht vor des Tribuns Macht und Glück war beinahe die, die man einem höhern Wesen schuldig ist; so daß sie sich nicht bei der Berechnung der Mittel aufhielten, welche mit dieser Prahlerei im Verhältniß ständen.

Während sein Auge über die Menschenmenge, die schimmernde Versammlung in seiner Nähe, die ihm ergebene, ferner stehende Masse hinflog; — als die Stimme von Tausenden und Zehntausenden auf dem äußern Platz, vom Palast des Constantin (jetzt der seinige!) her, an sein Ohr drang, welche Gut und Leben seiner Sache zu weihen schwuren; in der Fluth des Glückes, das bisher noch keine Hemmung erfahren hatte; im Zenith der Macht, die noch nichts von Unfällen wußte — schwoll das Herz des Tribuns stolz auf! Träume von gewaltigem Ruhm und grenzenloser Herrschaft, wie sie einst sein geliebtes Rom besessen und die er wiederherstellen wollte, schwebten vor seinem berauschten Auge; und in der wahnsinnigen leidenschaftlichen Aufregung des Augenblicks, deutete er mit seinem Schwert der Reihe nach gegen die drei Gegenden der damals bekannten Welt und sagte mit träumerischer Stimme, wie ein halb bewußtloser Mann: „Im Namen des römischen Volks — dies Alles ist mein!“ *

So leis seine Stimme hiebei war, so ward doch die vermessene Prahlerei von allen Umstehenden so deutlich vernommen, als ob sie mit Donnertönen gesprochen wäre. Und

* Questo è mio.

vergeblich würde man sich bemühen, die verschiedenen, dadurch geweckten Empfindungen und Eindrücke zu schildern; das Ausschweifende dieser Aeußerung hätte den Spott seiner Feinde, die Betrübniß seiner Freunde erregt, ohne die eigenthümliche Weise des Redners, die, feierlich und Ehrfurcht gebietend, für den Augenblick Vernunft und Haß in einem unwillkürlichen Staunen befangen hielt; nachher erinnert und wiederholt, entblöst von dem Zauber, den ihnen die Person des Redenden mittheilte, entgingen diese Worte nicht der kalten Verdammung der Einsichtsvolleren; aber in diesem Augenblick schien für den Helden des Volks Alles möglich. Er sprach wie ein von Oben Begeisterter; sie zitterten und glaubten; und wie hingerissen von dem Schauspiel, stand er einen Augenblick stumm da, den Arm noch immer ausgestreckt — sein dunkles, weitgeöffnetes Auge stier in die Weite schauend — der Mund offen — sein stolzes Haupt hoch und frei über die Menge hervorragend — seine Begeisterung entzündete die der niedriger stehenden, ferneren Zuschauer; und ein mächtiges Beifallrufen, von Einem angefangen, wiederhallte von allen Seiten: „der Herr ist mit Italien und Rienzi!"

Der Tribun wandte sich um, er sah den päbstlichen Vikar erstaunt und verwirrt aufstehen, um zu sprechen. Besinnung und Vorsicht kehrten ihm plötzlich zurück, und entschlossen, die gefährliche Mißbilligung seiner Keckheit durch die Autorität des Pabstes niederzuschlagen, da diese schon auf Raimunds Lippen schwebte, gab er schnell den Spielleuten einen Wink und der feierlich ertönende Gesang der heiligen Ceremonie schnitt dem Bischof von Orvieto alle Gelegenheit zur Ablehnung der Verantwortlichkeit und zur Widerrede ab.

Im Augenblick, wo die Ceremonie vorüber war, berührte Rienzi den Bischof und flüsterte ihm zu: „Wir wollen dies zu Eurer Zufriedenheit erklären. Ihr feiert mit uns das Fest im Lateran — Euern Arm." Auch ließ er nicht eher den Arm des guten Bischofs los oder gestattete ihm eine Annäherung zu anderer Gesellschaft, als bis unter dem stürmischen — Schmettern von Hörnern und Trompeten, Trom-

meln und Cymbeln und unter einem Volkszubrang, wie er vielleicht an derselben Stelle die legendenhafte Taufe Constantins begrüßt hatte, der Bischof und seine Edeln durch die großen Thore des Lateran, damals des Palastes der Welt, eingetreten waren.

So endete diese merkwürdige Ceremonie und die stolze Herausforderung der nordischen Mächte in Hinsicht der Freiheit Italiens, die, von einem glücklichen Erfolge gekrönt, als eine hochherzige Kühnheit wäre gepriesen, und die erfolglos, von dem großen Haufen zum wahnsinnigen Uebermuth ist gestempelt worden; die aber, wenn man alle den Tribunen drängende Verhältnisse und all' die ihm zu Gebot stehende Macht erwägt, vielleicht nicht ganz so unklug war, als sie erschien. Und selbst diese Unklugheit, im strengsten Sinn genommen — dem gründlicheren Beurtheiler großartiger Charaktere wird sie wahrscheinlich als die glänzende Thorheit einer kühnen Natur gelten, die durch Lage und Glück, durch religiöse Leichtgläubigkeit, patriotische Bestrebungen, gelehrte Lieblingsvorstellungen, welche zu plötzlich aus dem Reich der Träume in das Gebiet der Wirklichkeit übergriffen, hinausgetrieben ward über die Grenzen der klugen irdischen Politik, welche erst die Waffe schärft, ehe sie den Handschuh hinwirft.

Siebentes Kapitel.

Das Fest.

Das heutige Fest war weit das prachtvollste von allen bisher gekannten. Der Wink des Cecco del Vecchio, der den Charakter seiner Mitbürger, wie er noch jetzt, nur nicht in solchem Uebermaß, sich findet, mit ihrer Liebe zu festlichem Gepränge und prächtigem Spektakel so gut schilderte, war von Rienzi nicht unbeachtet geblieben. Ein Zug des großen Banketts, das in der That mehr für das Volk als für die höheren Klassen berechnet war, möge die mehr als könig-

liche Verschwendung charakterisiren, welche dabei herrschte. Vom Morgen bis zum Abend floßen Ströme von Wein wie ein Brunnen aus den Nüstern des Pferdes an Constantins Reiterstatue. Die mächtigen Säle des Lateranpalastes, allen Ständen geöffnet, waren aufs Reichlichste mit Speisen besetzt, und die Spiele, Kurzweil und Gauklereien jener Zeit im Ueberfluß vorhanden. Davon abgesondert, bewirthete die Tribunessa, wie man Nina ziemlich unklassisch betitelte, die römischen Damen; und der Tribun hatte mit so gutem Erfolg Raimund beschwichtigt oder versöhnt, daß der gute Bischof — der Einzige, der so hoher Ehre gewürdigt ward, an seinen eigenen Tisch sich mit ihm niedersetzte. Wenn das Auge alle Säle und Hallen musterte, so sah es die Räume erfüllt von Allem was edel und ritterlich — reich und mächtig — schön und gelehrt war in der Hauptstadt Italiens, untermischt mit Gesandten und vornehmen Fremden, sogar von jenseits der Alpen,* Abgeordneten nicht nur von den Freistaaten, welche die Erhebung des Tribuns willkommen geheißen, sondern auch von den hochgebornen und hochmüthigen Tyrannen, welche anfänglich seine Anmaßung verlacht hatten und jetzt vor seiner Macht krochen. Da waren nicht nur die Gesandten von Florenz, von Siena, von Arezzo, das zuletzt sich dem Regiment des Tribuns unterwarf, von Todi, von Spoleto und zahllosen andern kleinern Städten und Staaten, sondern auch von dem finstern und schrecklichen Viskonti, Fürsten von Mailand, Obizzo von Ferrara und den Tyrannen von Verona und Bologna, sogar der stolze und verschlagene Malatesta, Herr von Rimini, dessen Arm später eine Weile die Macht Montreals, an der Spitze seiner großen Compagnie, brach, hatte seinen Stellvertreter in der Person seines geehrtesten Edelmanns geschickt. Johann von Vico, der schlimmste und boshafteste Despot seiner Zeit, der den Waffen des Tribuns trotzig sich widersetzt, fand sich jetzt, gebeugt und gedemüthigt, in Person ein; und

* Der einfältige und leichtgläubige Biograph Rienzi's gibt an, sein Ruf sey sogar bis zum Ohr des Sultans von Babylon gedrungen.

die Gesandten von Ungarn und Neapel trafen zusammen mit denen von Baiern und Böhmen, deren Fürsten heute vor den römischen Gerichtshof geladen waren. Das Schwanken der Federn, das Blitzen der Juwelen und Goldstoffe, das Rauschen von Seidestoffen, das Klirren von goldnen Sporen, das Flattern der Paniere von der Decke, die Töne der Musik von den Gallerien oben — Alles bot ein Gemälde dar von solcher Macht und Herrlichkeit — einen Hof und eine Ritterschaft von solchem Glanz — daß die mächtigsten feudalen Könige vielleicht mit funkelndem Auge und schwellendem Herzen es mit angesehen hätten. Aber in diesem Augenblick saß der Urheber und Gebieter all dieses Glanzes, zu sich selbst gekommen von seiner vorherigen freudigen Aufwallung, trübsinnig und zerstreut da, mit gedankenvoller Stirn sich an das Abenteuer der vergangenen Nacht erinnernd und ahnend, daß unter seinen schwärmendsten Gästen die Auftraggeber seiner Ermordung lauerten. Unter dem Jauchzen der Musik und dem festlichen Gedränge fühlte er sich von Verrath angegrinst, und das Bild einer Leiche, das, wie in alten Zeiten, den schaurigen Gedanken des Todes in das Fest hineinwarf, machte den rothen Wein dunkeln und den Glanz des Schauspiels erstarren.

Während des lautesten Festgetöses sah man Rienzi's Pagen durch den Bankettsaal schlüpfen und einigen der Edeln etwas zuflüstern; alle verbeugten sich tief, aber wechselten die Farbe, als ihnen die Botschaft zukam.

„Mein Herr Savelli," sagte Orsini, selbst zitternd, — „zeigt doch ein mannhafteres Aussehen. Dies muß eine Ehre, nicht Rache gelten. Ich denke, Eure Einladung ist der meinigen gleichlautend."

„Er — er — bit — tet mich, auf dem Capitol mit ihm zu Nacht zu speisen: ein freund — schaftliches Mahl — (die Pest über seine Freundschaft!) nach dem Lärmen des Tags."

„Dasselbe, was auch mir entboten worden ist!" sagte Orsini, zu einem der Frangipani sich wendend.

Die Eingeladenen brachen bald von dem Fest auf und sammelten sich zu einer Gruppe, wo sie sich lebhaft besprachen.

Einige waren für Flucht; aber Flucht war so viel als Geständniß; ihre Zahl, ihr Stand und ihre lang unangetastete Straflosigkeit gaben ihnen wieder Zuversicht, und sie beschlossen zu gehorchen. Der alte Colonna, der einzige unschuldige Baron unter den geladenen Gästen, lehnte auch allein die Einladung ab. „Pah!" sagte er hämisch; „es ist des Festirens genug für einen Tag! Sagt dem Tribunen, ehe er zu Nacht ißt, hoffe ich schon zu schlafen. Graue Haare können nicht sein Lustbarkeitsfieber ganz mitmachen."

Als Rienzi aufstand, um wegzugehen, was bald geschah, denn das Bankett hatte noch am Morgen angefangen, begann Raimund, begierig sich loszumachen und mit seinen geistlichen Freunden sich über den an den Pabst zu erstattenden Bericht zu besprechen, seine Abschiedsbegrüßungen aufzusagen, aber der unbarmherzige Tribun sagte zu ihm mit Ernst:

„Mein Herr, wir sind Eurer bei einem dringenden Geschäft auf dem Capitol benöthigt. Ein Gefangner — eine Untersuchung — vielleicht (setzte er mit unheilbedeutendem, prophetischem Stirnrunzeln hinzu) eine Exekution wartet auf uns! Kommt."

„Wahrhaftig, Tribun," stammelte der gute Bischof, „das ist eine seltsame Zeit zu einer Exekution!"

„Die letzte Nacht war eine noch seltsamere Zeit. — Kommt!"

In der Art, wie das letzte Wort ausgesprochen wurde, lag etwas, dem Raimund nicht widerstehen konnte. Er seufzte, murmelte, zupfte an seinen Gewändern und folgte dem Tribunen. Als sie durch die Hallen schritten, stand aller Orten die Gesellschaft auf. Rienzi erwiederte ihre Grüße mit Lächeln und Flüstern voll offener Höflichkeit und gewinnender Freundlichkeit. Jung, wie er war, und von schönem und edlem Aeußern, das durch glänzenden Anzug auf jede Weise gehoben ward, und noch mehr durch den Ausdruck geistiger Ueberlegenheit in Auge und Stirn, der natürlich den minder gebildeten Herren jenes dunkeln Zeitalters abging — schritt er so stattlich durch den Hof hin,

wie Einer der würdig war, ihn um sich zu versammeln, und geeignet, über ihn zu herrschen; und seine angebliche Abstammung vom deutschen Kaiser, die seit seiner Erhebung im Ausland allgemein durch das Gerücht verbreitet und geglaubt wurde, schien den fremden Herrn unverkennbar in der Hoheit seiner Miene und der leichten Anmuth seines Benehmens ausgeprägt.

„Mein Herr Präfekt," sagte er zu einem finstern und verdrüßlichen Mann in schwarzen Sammt gekleidet, dem mächtigen und hochmüthigen Johann di Vico, Präfekt von Rom, „wir sind erfreut, einen so edeln Gast in Rom zu treffen; wir müssen Euch die Artigkeit erwiedern, indem wir Euch binnen Kurzem in Eurem Palast überraschen; auch Ihr, Signor (zum Gesandten von Tivoli sich wendend), werdet uns ein Obdach unter Euern Höhlen und Wasserfällen vor der Weinlese nicht abschlagen. Mich dünkt, Rom, mit dem anmuthigen Tivoli vereint, söhnt sich wieder mit den Musen aus. Eure Klage ist angebracht, Meister Benoni; der Rath anerkennt ihre Gerechtigkeit; aber ich versparte die Neuigkeit für diesen Festtag; Ihr tadelt mich deshalb nicht, hoff' ich." Diese Worte flüsterte er mit halb herzlicher Offenheit einem ehrbaren Bürger zu, der unter so vielen Großen leicht der Beachtung des Tribuns hätte entgehen können; aber es war Politik bei Rienzi, diejenigen, welche Handelsgeschäfte betrieben, durch eine ganz besondere Aufmerksamkeit auszuzeichnen. Als er, nach einer kurzen Besprechung mit dem Kaufmann, weiter ging, fiel sein Auge auf die hohe Gestalt des alten Colonna.

„Signor," sagte er mit einer tiefen Verbeugung des Haupts, aber zugleich mit einem gewissen Nachdruck im Ton, „Ihr werdet uns diesen Abend nicht fehlen."

„Tribun" — begann der Colonna.

„Wir nehmen keine Entschuldigung an," unterbrach ihn hastig der Tribun und setzte seinen Weg fort.

Einige Augenblicke stand er still bei einer kleinen Gruppe einfach gekleideter Männer, die ihn mit gespannter Aufmerksamkeit betrachteten; es waren nämlich auch Gelehrte, und

in Rienzi's Erhebung sahen sie einen neuen Beweis von der wunderbaren und plötzlichen Macht, welche der Geist über die rohe Kraft zu gewinnen anfing. Bei diesen ließ der Tribun, als ob er plötzlich ihm verwandte Geister gefunden, allen Ernst von seiner Stirne verschwinden. Glücklicher vielleicht wäre seine Laufbahn — unangefochtener sein Ruhm nach dem Tod gewesen, hätte er, bei gleichen Neigungen, auch das gleiche Ziel mit ihnen verfolgt!

„Ah, carissime!“ sagte er zu Einem, dessen Arm er in den seinigen faßte, „wie geht es mit Deiner Erklärung der alten Marmorbilder von Statten? Schon halb im Reinen? Das freut mich zu hören! Komm doch zu mir wie früher, ich bitte Dich! Morgen — nein, auch übermorgen nicht, aber nächste Woche werden wir einen ruhigen Abend haben. Theurer Dichter, Eure Ode versetzte mich in die Zeiten des Horaz; aber mich dünkt, wir thun übel, unsre eigne Sprache gegen die lateinische zurückzusetzen. Ihr schüttelt den Kopf? Nun, Petrarka denkt wie ihr; sein großes Epos schreitet mit Riesenschritten voran — so hör' ich von seinem Freund und Boten; — und da ist er ja; mein Lälius, ist das nicht Euer Name bei Petrarka? Wie soll ich mein Entzücken über seinen trostreichen, begeisternden Brief ausdrücken? Ach, er überschätzt nicht meine Absichten, aber mein Vermögen! Von diesem nachher!“

Ein leichter Schatten flog bei diesen Worten über die Stirne des Tribuns; und als er zwischen einer langen Reihe von Fürsten und Edeln zu beiden Seiten weiter schritt, gewann er wieder die Selbstbeherrschung und die Würde, die er bei seinen früheren Genossen abgelegt hatte. So durchschritt er die Menge und verschwand allmälig.

„Er weiß sich stattlich zu benehmen,“ sagte Einer, als die Gäste wieder ihre Sitze einnahmen, „habt Ihr das Wir in Acht genommen — der königliche Styl!“

„Aber das muß man sagen, daß er trefflich den Herren spielt,“ sagte der Botschafter des Viskonti; „weniger Stolz würde bei seinem hochmüthigen Hof wie Kriecherei erscheinen.“

„Ei,“ sagte ein Professor von Bologna, „warum spricht

man denn von dem Stolz des Tribuns? Ich sehe keinen Stolz an ihm."

„Auch ich nicht!" sagte ein reicher Goldschmied.

Während solche und noch widersprechendere Bemerkungen dem Abgang des Tribuns folgten, begab er sich in den Saal, wo Nina das Scepter führte; und hier gewann ihm seine schöne Person und seine silberne Zunge (suavis colorataeque sententiae nach Petrarka's Beschreibung) eine weit allgemeinere Gunst bei den Frauen, als ihm bei den Männern zu Theil geworden, und kontrastirte nicht wenig mit den förmlichen, mattherzigen Complimenten des guten Bischofs, der ihm bei solchen Gelegenheiten zur trefflichen Folie diente.

Aber sobald diese Ceremonien abgethan waren und Rienzi sein Pferd bestieg, nahm sein Wesen plötzlich den Ausdruck finstrer, unheilbedeutender Strenge an.

„Vikar," sagte er mit großer Kürze zu dem Bischof, „wir möchten Eurer Anwesenheit sehr benöthigt seyn. Wißt, daß auf dem Capitol jetzt ein Gericht über einem Mörder sitzt. Letzte Nacht wäre ich, ohne die Gnade des Himmels, unter dem Dolch eines gedungenen Mörders als Opfer gefallen. Wißt Ihr etwas davon?"

Und er heftete so scharfe Blicke auf den Bischof, daß der arme Canonist beinah vor Ueberraschung und Angst vom Pferde gesunken wäre.

„Ich — ich!" stammelte er.

Rienzi lächelte — „Nein, mein guter Herr Bischof! Ich sehe, Ihr seyd nicht zum Mörder gemacht; — aber um fortzufahren: damit es nicht scheine, ich betreibe in Person meine eigne Sache, befahl ich, den Gefangenen in meiner Abwesenheit zu verhören. In seinem Verhör (Ihr sahet den Brief, den man mir während des Bankettes brachte) —

„Ja, und Ihr wechseltet die Farbe."

„Wohl hatte ich Ursache; in seinem Verhör, sag' ich, hat er gestanden, daß neun der vornehmsten Barone Roms ihn angestiftet hatten. Sie essen heute mit mir zu Nacht! — Vikar, vorwärts!"

Fünftes Buch.

Die Entscheidung.

„Das entzündete Feuer und Flammen, welche er nicht mehr zu löschen vermochte."

Vita di Cola di Rienzi. I, 19.

Erstes Kapitel.

Das Gericht des Tribuns.

Die wenigen von dem Tribunen an Stephan Colonna gerichteten Worte, so sehr sie die Wuth des stolzen alten Edelmanns schärften, waren von der Art, daß er bei näherer Ueberlegung nicht gerathen fand, ungehorsam zu seyn. Demgemäß fand er sich zur bestimmten Stunde mit einer stattlichen Schaar seiner Standesgenossen in einem der Säle des Capitols ein. Rienzi empfing sie mit außergewöhnlicher Artigkeit.

Sie setzten sich mit geheimem Unbehagen und Unruhe an die glänzende Tafel, als sie sahen, daß, mit Ausnahme Stephan Colonna's, nur die Verschworenen zu dem Mahl eingeladen waren. Rienzi, ihre Schweigsamkeit und Zerstreutheit nicht beachtend, war ungewöhnlich munter — der alte Colonna verdrüßlicher als gewöhnlich.

„Wir haben Euch, mein Herr Colonna, durch unsre Einladung mißvergnügt gemacht. Ehmals, dünkt mich, konnten wir Euch leichter ein Lächeln entlocken."

„Die Gestalt der Sachen hat sich geändert, Tribun, seit der Zeit, wo Ihr mein Gast waret."

„Ei doch kaum. Ich bin gestiegen, aber Ihr seyd nicht

gefallen. Ihr wandelt durch die Straßen in Sicherheit und Frieden bei Tag und Nacht; Euer Leben ist gesichert vor den Räubern und Eure Paläste bedürfen nicht mehr der Zinnen und Bollwerke, um Euch vor Euern Mitbürgern zu schützen. Ich bin gestiegen — aber wir Alle sind gestiegen! aus barbarischer Verwirrung zu einem gesitteten Leben. Mein Herr Gianni Colonna, den wir zum Hauptmann der Campagna ernannt, Ihr werdet einen Becher auf den buono Stato nicht ausschlagen; auch glaubt nicht, daß wir Eurer Tapferkeit mißtrauen, wenn wir sagen, wir freuen uns darüber, daß Rom keine Feinde hat, an denen sich Euer Feldherrntalent erproben könnte."

„Mich dünkt," bemerkte der alte Colonna trotzig, „wir werden Feinde genug aus Ungarn und Böhmen bekommen, ehe die nächste Ernte grün ist."

„Und wenn auch," versetzte der Tribun kalt, „fremde Feinde sind besser, als Bürgerkrieg."

„Ja, wenn wir Geld im Schatz haben, was sehr unwahrscheinlich ist, wenn wir viele solche Festtage haben."

„Ihr seyd unhöflich, mein Herr," sagte der Tribun, „und zudem macht Ihr Rom noch schlechtere Complimente als uns. Welcher Bürger würde nicht gern sein Gold hergeben, um Ruhm und Freiheit zu kaufen?"

„Ich kenne sehr Wenige in Rom, die das thäten," antwortete der Baron. „Aber sagt mir, Tribun, der ihr doch ein ausgezeichneter Casuist seyd, was ist besser für einen Staat — daß sein Regent zu filzig oder zu verschwenderisch ist?"

„Ich stelle die Frage meinem Freund Luca di Savelli anheim," versetzte Rienzi. „Er ist ein großer Philosoph, und ich denke wohl, er könnte ein viel verwickelteres Räthsel uns auflösen, das wir sofort seinem Scharfsinn unterstellen werden."

Die Barone, sehr verlegen über die kecke Rede des alten Colonna, richteten sämmtlich ihre Blicke auf Savelli, der mit größrer Fassung, als sie vermuthet hatten, antwortete:

„Die Frage läßt eine gedoppelte Antwort zu. Wer als

Regent geboren ist, eine fremde Armee hält und durch Furcht regiert, muß karg seyn. Wer Regent geworden ist, dem Volke freundlich begegnet, und durch Liebe regieren will, muß dessen Gunst durch Großmuth gewinnen und seine Einbildungskraft durch Gepränge blenden. So glaub' ich, ist der gewöhnliche Grundsatz in Italien, gereift durch alle Erfahrungen der Staatsweisheit."

Die Barone beklatschten einmüthig die kluge Antwort Savelli's, ausgenommen den alten Colonna.

„Dennoch verzeiht mir, Tribun," sagte Stephan, „wenn ich von der höfischen Entscheidung unseres Freundes abweiche und, mit aller schuldigen Ehrfurcht, der Meinung bin, sogar die grobe Sarsche eines Mönchs, die Schaustellung der Bescheidenheit, würde Dir besser anstehen, als dieser flimmernde Pomp, die Schaustellung des Stolzes!" Bei diesen Worten faßte er die weiten, faltigen Ermel mit goldnen Treffen an dem Purpurkleid des Tribuns.

„Still, Vater!" sagte Gianni, Colonna's Sohn, erblassend über die herausfordernde Derbheit und gefährliche Aufrichtigkeit des Alten.

„Nein, es hat nichts zu bedeuten," sagte der Tribun mit erkünstelter Gleichgültigkeit, obgleich seine Lippe zitterte und sein Auge Feuer sprühte; und dann nach einer Pause fuhr er mit einem unheimlichen Lächeln fort: „Wenn der Colonna die Sarsche der Mönche so sehr liebt, so kann er noch genug sehen, ehe wir uns trennen. Und jetzt, mein Herr Savelli, zu meiner Frage, auf welche ich Euch wohl zu achten bitte. Sie nimmt all' Euern Witz in Anspruch. Ist es für den Regenten eines Staats besser allzu nachsichtig, oder allzu gerecht zu seyn? Schöpft Athem zur Antwort; Ihr seht übel aus — Ihr erblaßt — Ihr zittert — Ihr verhüllt Euer Angesicht! Verräther und Meuchelmörder, Euer Gewissen verräth Euch! Meine Herrn nehmt Euch Eures Genossen an und gebt für ihn Antwort!"

„Nein, wenn wir entdeckt sind," sagte der Orsini, verzweiflungsvoll aufstehend, „so wollen wir nicht ungerecht fallen — stirb Tyrann!"

Damit stürzte er auf den Ort zu, wo der Tribun stand, denn Rienzi hatte sich ebenfalls erhoben, und stieß mit seinem Dolch nach dessen Brust; der Stahl durchdrang den Purpurmantel, aber glitt unschädlich ab — und der Tribun betrachtete den getäuschten Mörder mit einem verächtlichen Lächeln.

„Bis gestern Nacht ließ ich mir nicht träumen, daß ich unter dem Staatskleid den verborgenen Harnisch nöthig haben würde," sagte er. „Meine Herren, Ihr habt mir eine schwarze Lehre gegeben und ich danke Euch!"

Damit klatschte er in die Hände und plötzlich flogen die Flügelthüren am Ende des Saals auf und zeigten den Gerichtssaal, mit blutrother Seide, untermischt mit weißen Streifen behangen; — dem Anzeichen von Verbrechen und Tod. An einer langen Tafel saßen die Räthe in ihren Amtskleidern, an der Schranke stand eine wilde Gestalt, den Gästen nur zu gut bekannt.

„Laßt Rudolph von Sachsen sich nähern!" gebot der Tribun.

Und von zwei Wachen geführt trat der Räuber in den Saal.

„Elender, Ihr also habt uns verrathen;" sagte ein Frangipani.

„Rudolph von Sachsen hält es immer mit dem, der am meisten bietet," versetzte der Elende mit greulichem Grinsen. „Ihr gabt mir Gold, und ich wollte dafür Euren Feind erschlagen — Euer Feind überwältigte mich. Er schenkte mir das Leben, und das Leben ist ein höheres Gut als Gold."

„Ihr gesteht Euer Verbrechen, meine Herren! Schweigend! Stumm! Wo bleibt Euer Witz, Savelli? Wo Euer Stolz, Rinaldo di Orsini? Gianni Colonna, dahin ist es mit Eurem Ritterthum gekommen?"

„Oh!" fuhr Rienzi mit tiefer, leidenschaftlicher Bitterkeit fort, „o, Ihr Herren, kann nichts Euch versöhnen — nicht mit mir, aber mit Rom? Was ist meine Sünde gewesen gegen Euch und die Eurigen? Zerstreuung der Räuber, (solcher Menschen, wie Euer Ankläger!) — Schleifung der Festungswerke — unparteiische Gesetze — welcher Mann,

aus der Mitte des Volks hervorgegangen, hat je, in allen Revolutionen Italiens, dessen Zügellosigkeit so wenig nachgegeben? Kein Pfenning aus Eurem Beutel ist von frecher Gewalt angerührt — kein Haar auf Eurem Haupt durch Privatrache gekrümmt worden. Ihr, Gianni Colonna, wurdet mit Ehren überhäuft, mit dem Oberbefehl betraut — Ihr, Alphonso di Frangipani, mit neuen Herrscherrechten begabt — erinnerte sich je der Tribun der Beleidigungen, die er von Euch als Plebejer erlitten? Ihr klagt meinen Stolz an; war es mein Fehler, daß Ihr meiner Macht kriechend Euch schmiegtet — Schmeichelei im Munde und Gift im Herzen! Nein! ich habe Euch nicht beleidigt; mag die Welt erfahren, daß Ihr in mir angriffet Freiheit, Gerechtigkeit, Gesetz, Ordnung, die wiedererstandene Größe, die erneuerten Rechte Roms! Nach diesen, den unsterblichen Wesen — nicht nach diesem schwachen Körper, zieltet Ihr — durch ihre Göttlichkeit seyd Ihr besiegt worden; für die Majestätsbeleidigung gegen diese müßt Ihr, Verbrecher und Opfer, sterben!"

Mit diesen Worten ausgesprochen in einem Ton und mit einer Würde, welche dem erhabensten Geist der alten Stadt würden angestanden haben, begab sich Rienzi mit majestätischen Schritten aus dem Gemach in den Rathssaal. *

Diese ganze Nacht blieben die Verschwörer in dem Zimmer, bei verriegelten und bewachten Thüren. Die Zurüstungen zum Bankett wurden nicht weggeschafft und der Glanz von diesem bildete einen seltsamen Contrast zu der Stimmung der Gäste. Die gänzliche Niedergeschlagenheit und Verzweiflung dieser feigen Verbrecher — so unähnlich den ritterlichen Normannen Frankreichs und Englands — ist von dem Geschichtschreiber mit widerlichen und abschreckenden Farben geschildert worden. Der alte Colanna allein blieb seinem heftigen, gebieterischen Charakter treu. Er rannte in dem Saal auf

* Die Schuld der Barone und ihr Mordanschlag gegen Rienzi, obwohl von Gibbon und andern neuern Schriftstellern nur obenhin behandelt, ist klärlich bezeugt durch Muratori, die Chronik von Bologna u. A. Auch gestanden sie ihr Verbrechen ein. (S. Chron. Estens: Muratori XVIII. p. 442.

und nieder wie ein Löwe im Käfig und brüllte laute Drohungen der Rache und des Trotzes; er schlug mit geballten Fäusten an die Thüren, verlangte hinausgelassen zu werden und verkündigte die Rache des Pabstes.

Langsam und grau dämmerte der Morgen der von Todesangst gepeinigten Versammlung; und sobald der letzte Stern am trübseligen Horizont erbleichte, und sie bei dem matten, trostlosen Tageslicht einander ins Angesicht schauten — vor Angst und Furcht beinahe Gespenstern ähnlich — erscholl die große Glocke vom Capitol in Tönen, in welchen sie wohl das Todesgeläute erkannten. Dann öffnete sich die Thüre und ein furchtbarer, düstrer Zug Franziskaner, Einer für jeden der Barone, trat in das Gemach. Bei diesem Anblick war, so wird berichtet, die Angst der Verschwörer so groß, daß sie ihnen ganz und gar die Zunge lähmte und erstarren machte. * Die meisten, alle Hoffnung aufgebend, bequemten sich endlich, den Geistlichen zu beichten. Aber als der für Stephan Colonna bestimmte Mönch sich diesem näherte, schüttelte der leidenschaftliche alte Mann die Hand und und sagte: „Quäle mich nicht — quäle mich nicht!"

„Aber, Sohn, bereite Dich für die entsetzliche Stunde!"

„Sohn! ei ja wohl," sagte der Baron, „ich bin alt genug, um Dein Großvater zu seyn, und im Uebrigen sage dem, der Dich geschickt hat, daß ich weder zum Tod vorbereitet bin, noch mich vorbereiten will. Ich habe mich gefaßt gemacht in meinem Gemüth noch ein zwanzig Jahre und länger zu leben — wenn ich mir nicht durch die Erkältung dieser verfluchten Nacht den Tod hole."

Gerade in diesem Augenblick hörte man ein Geschrei, das beinahe das Capitol umzustürzen schien, als die Menge unten einstimmig brüllte:

„Tod den Verschwornen! Tod! Tod!"

Während dies im Saal vorging, kam der Tribun aus seinem Gemach, worin er sich mit seiner Gemahlin und Schwester eingeschlossen hatte. Der edle Geist der Einen, die Thränen und der Schmerz der Andern (die auf Einen blutigen

* Diventero si gelati, che non poteano favellare.

Streich das Haus ihres Verlobten untergehen sah,) waren nicht ohne Einfluß auf sein Gemüth geblieben, das zwar streng und gerecht, doch von Natur dem Blutvergießen abhold, auf ein Herz, das der erhabensten Art der Rache fähig war.

Er trat in das noch sitzende Gericht mit ruhiger Stirn und sogar mit heiterem Blick ein.

„Pandulpho di Guido," sagte er, sich zu diesem Bürger wendend, „Ihr habt Recht; Ihr spracht als weiser Mann und als Patriot, wenn Ihr sagtet: mit Einem Schlag, wie wohlverdient immer, die edelsten Häupter Roms abschlagen, würde den Staat in Gefahr bringen, unsern Purpur mit einem unauslöschlichen Flecken besudeln und den Adel Italiens gegen uns vereinigen."

„So, Tribun, war meine Behauptung, obgleich der Rath anders entschieden hat."

„Hört das Geschrei des Volks! Ihr könnt seinem rechtmäßigen Grimm nicht wehren," sagte der Demagog Baroncelli.

Viele von den Versammelten murmelten beifällig.

„Freunde," sagte der Tribun mit feierlicher und ernster Miene, „laßt nicht die Nachwelt sagen, die Freiheit sey blutdürstig! laßt uns einmal das große Beispiel der Barmherzigkeit unsers großen Erlösers nachahmen! Wir haben gesiegt — laßt uns verzeihen; wir sind gerettet — laßt uns vergessen!" Die Rede des Tribuns ward von Pandulpho unterstützt, so wie von andern Anhängern einer milderen und gemäßigteren Politik; und nach einer kurzen, aber lebhaften Erörterung siegte der Einfluß Rienzi's, und das Todesurtheil ward, jedoch mit einer schwachen Mehrheit, zurückgenommen.

„Und jetzt," sagte der Tribun, „laßt uns mehr als gerecht, laßt uns edelmüthig seyn. Sprecht — und sprecht frei heraus. Glaubt Einer von Euch, daß ich allzu hart, allzu stolz gegen diese verstockten Geister gewesen? — Ich lese Eure Antwort auf Eurer Stirne — ich war's! Glaubt Einer von Euch, dieser Fehler von meiner Seite habe sie zu dieser schwarzen That der Rache getrieben! Glaubt Einer

von Euch, sie haben, wie wir, eine menschliche Natur — sie haben ein Gefühl für Güte — sie lassen sich durch Edelmuth besänftigen — sie lassen sich zähmen und entwaffnen durch eine solche Rache, wie sie durch die Gebote des Christenthums edlen Feinden vorgeschrieben ist?"

„Ich glaube," sagte Pandulpho nach einer Pause, „daß es nicht in der menschlichen Natur liegt, daß diese Männer, so schuldig und so überwiesen, falls Ihr sie begnadigt, zum zweitenmal Euch nach dem Leben trachten könnten."

„Mich dünkt," sagte Rienzi, „wir müssen noch mehr thun als sie begnadigen; der erste große Cäsar suchte, wenn er einen Feind nicht zermalmte, ihn zum Freund zu gewinnen —"

„Und kam über der Probe um!" sagte rasch Baroncelli.

Rienzi fuhr auf und wechselte die Farbe.

„Wenn Ihr die elenden Gefangenen retten wollt, ist's besser, Ihr wartet nicht, bis die Wuth des Pöbels unbezähmbar wird," flüsterte Pandulpho.

Der Tribun erhob sich aus seiner Träumerei.

„Pandulpho," sagte er in demselben Ton, „mein Herz warnt mich — die Schlangenbrut ist in meiner Hand — ich erwürge sie nicht — sie können mich todt stechen zum Lohn für meine Barmherzigkeit — es ist ihr Instinkt! Es thut nichts; man soll nicht sagen, daß der römische Tribun mit dem Leben so Vieler seine eigene Sicherheit erkaufte; auch soll man nicht auf meinen Grabstein schreiben: „„Hier liegt der Feige, der nicht zu verzeihen wagte!"" He da, Bediente, schließt die Thüre auf! Meine Herrn, machen wir die Gefangenen mit ihrem Urtheil bekannt!"

Hiemit setzte sich Rienzi auf den Staatsstuhl oben an der Tafel, und die jetzt aufgegangene Sonne warf ihre Strahlen auf die blutrothen Wände, in welchen die Barone, der Reihe nach in den Saal eingeführt, ihr Schicksal zu lesen glaubten.

„Meine Herren," sagte der Tribun, „Ihr habt gesündigt gegen die Gesetze Gottes und der Menschen; aber Gott lehrt den Menschen die Tugend des Erbarmens. Sehet

endlich ein, daß mein Leben wie durch einen Zauber geschützt ist. Der, den der Himmel zu hohen Zwecken aus der Hütte zum Thron des Volks erhob, ist nicht ohne unsichtbaren Beistand und geistigen Schutz. Wenn erbliche Monarchen als geheiligt gelten, wie viel mehr derjenige, durch dessen Macht die Hand der Gottheit ein klares Zeugniß abgelegt hat! Ja über dem, der für sein Vaterland lebt, dessen Größe das Geschenk seines Vaterlandes, dessen Leben die Freiheit seines Vaterlandes ist, wachen die Seelen der Gerechten und die schlummerlosen Augen der schwerterbewaffneten Seraphim! Belehrt durch das Fehlschlagen Eures letzten Anschlags und Eure jetzige Gefahr, laßt doch Euren Groll gegen mich fahren; ehret die Gesetze, achtet die Freiheit Eurer Stadt, und bedenkt, daß kein Staat ein edleres Schauspiel gewähren kann, als wenn Männer von Eurer Geburt — von patricischem und erlauchtem Rang — ihre Macht gebrauchen, ihre Stadt zu schützen, ihr Vermögen, um ihre Künste zu pflegen, ihr Ritterthum, um ihre Gesetze zu vertheidigen. Nehmt Eure Schwerter zurück — und den Ersten, der die Freiheit Roms angreift, laßt Euer Opfer seyn — und wäre dies Opfer der Tribun selbst. Eure Sache ist untersucht — Euer Urtheil gefällt worden. Erneuert Euern Eid, aller Feindseligkeit, öffentlich oder geheim, gegen die Regierung und die Obrigkeiten Roms zu entsagen — so seyd Ihr begnadigt — seyd frei!“

Erstaunt, verwirrt, beugten die Barone unwillkürlich die Kniee; die Mönche, die ihre Beichte gehört, sagten ihnen den vorgelegten Eid vor, und während sie mit blassen Lippen die feierlichen Worte murmelten, hörten sie unten das Toben der ihr Blut fordernden Menge.

Nachdem die Ceremonie vorbei war, begab sich der Tribun in den Bankettsaal, der zu einem Balkon führte, von wo aus er zum Volk zu sprechen pflegte; und nie vielleicht war seine wunderbare Herrschaft über die Leidenschaften seiner Zuhörer * in höherem Grade erforderlich oder glänzen-

* Ad persuadendum efficax dictator quoque dulcis ac lepidus. Worte Petrarka's über Rienzi.

der beurkundet, als an diesem Tag; denn die Wuth des Volks war auf der höchsten Höhe, und es dauerte lang, eh' es ihm gelang, sie abzulenken. Aber noch eh' er schloß, waren alle Wogen der wilden See von dem Oel seiner Beredsamkeit gesänftigt. — Der Redner sollte noch einmal an derselben Stelle stehen, um für ein Leben zu sprechen — edler als die, die er jetzt rettete — aber zu sprechen ungehört und ohne Erfolg!

Sobald der Tribun den günstigen Augenblick gekommen sah, wurden die Barone auf den Balkon geführt: im Angesicht der todesstillen Tausende verpflichteten sie sich feierlich zum Schutz des buono Stato. Und so war der Morgen, welcher ihre Hinrichtung hätte bescheinen sollen, Zeuge von ihrer Aussöhnung mit dem Volke. Die Menge zerstreute sich — die Mehrzahl, zufrieden und vergnügt; die Scharfsinnigeren mit Unmuth und Mißbehagen.

„Er hat nur den Dampf und die Flamme vermehrt, die er nicht zu löschen vermochte," grollte Cecco del Vecchio und des Schmieds passender Ausdruck wurde zum Sprüchwort und zur Prophezeihung.

Mittlerweile hob der Tribun, sich wenigstens dessen bewußt, daß er die großmüthigere Handlungsweise gewählt, das Gericht auf und begab sich in das Gemach, wo Nina und seine Schwester seiner warteten. Diese schönen, jungen Frauen hatten für einander die zärtlichste Freundschaft gefaßt. Und die Verschiedenheit ihres Charakters in Zügen und Gemüthsart schien durch den Contrast den Reiz Beider zu erhöhen; wie an einem kunstreich gearbeiteten Schmuck die Perle und der Diamant wechselseitig ihre Schönheit steigern.

Und als Irene jetzt ihr blasses Antlitz und ihre strömenden Augen von der Brust erhob, an welche sie sich, Unterstützung suchend, geschmiegt hatte — die schüchterne Schwester, ängstlich, zweifelnd, gedankenvoll — das stolze Weib, sanguinisch und zuversichtlich, nie zweifelnd weder an den Absichten noch an dem Vermögen Rienzi's — der Contrast

hätte einem Maler ein nicht unwürdiges Bild dargeboten von der Liebe die Alles hofft, und der Liebe die Alles fürchtet.

„Sey getrost, meine holde Schwester!" sagte der Tribun, dem zuerst Irene's ängstlich flehender Blick begegnete, „nicht ein Haar auf dem Haupt Derer, welche sich des Namens Deines Heißgeliebten rühmen, ist verletzt. Danke dem Himmel," als seine Schwester ihm mit einem leisen Schrei in die Arme stürzte, „daß sie gegen mein Leben sich verschworen; wäre es ein anderer Römer gewesen, so war Begnadigung ein Verbrechen! Theuerste, möge Dich Adrian nur halb so lieben wie ich! meine Schwester und mein Kind, Niemand kennt Deine sanfte Seele so gut als ich, der über ihr wachte, seit sie ihre erste Blüthe der Sonne entfaltete. Mein armer Bruder! Hätte er gelebt, Euer Rath wäre auch der seinige gewesen, und mich dünkt, sein edler Geist flüstert oft die Herbigkeit weg, welche sich sonst leicht meiner bemächtigen könnte. Nina, meine Königin, meine Ermahnerin, mein Orakel! laß immer so Dein Herz, männlich in meiner Noth, weiblich seyn im Einfluß auf meine Macht und sey mir mit Irene auf Erden, was mir mein Bruder im Himmel ist."

Erschöpft von der Untersuchung der Nacht, zog sich der Tribun zurück, einige Stunden zu ruhen; und als Nina, ihn mit ihren Armen umschließend, sein edles Antlitz betrachtete, auf dem die Sorge gestillt, der Ehrgeiz beruhigt war — da hatte seine Heiterkeit beinah etwas Erhabenes, und Thränen jenes Stolzes, wie sie das Weib für den Helden ihrer Träume vergießt, standen schwer in den Augen der Gattin, indem sie sich mehr in der tiefen Stille ihres Herzens des ihr allein zustehenden Vorrechts erfreute, seine einsamen Stunden zu theilen, als über all die Standeshoheit, zu welcher sein Schicksal sie erhoben hatte, und zu deren Zierde und Genuß sie ihr Wesen so sehr befähigte. In dieser einsamen Stunde der Ruhe täuschte sie ihr Herz durch wache Träume — eitler als die des Schläfers, und malte sich die lange Laufbahn voll Ruhm, das erhabene, friedliche Abtreten aus, welche ihres Gemahls warteten.

Und während sie so wachte und träumte, verdunkelte die Wolke, bis jetzt noch nicht größer als eine Mannshand, den Horizont eines Schicksals, dessen Sonnenschein bald vorüber war.

Zweites Kapitel.

Die Flucht.

Knirschend in seinem stolzen Herzen, wie ein Pferd am Gebiß knirscht, kam der alte Colonna in seinen Palast zurück. Ihm, unschuldig an dem beabsichtigten Verbrechen seiner Verwandten und Standesgenossen, stellte sich die ganze Scene der Nacht und des Morgens ganz nur unter dem Gesichtspunkt einer empörenden, entwürdigenden Mißhandlung dar. Kaum war er in seinem Palast, als er Boten, die er als ganz zuverläßig kannte, befahl, sich in Bereitschaft zu halten für seine Aufträge. „Dies nach Avignon," sprach er zu sich selbst, als er den Brief an den Pabst schloß. — „Wir wollen sehen, ob die Freundschaft des großen Hauses Colonna den wahnsinnigen Beistand der Pöbelpuppe überwiegt. Dies nach Palestrina — der Felsen ist unangreifbar! dies an Giovanni di Viko; man kann sich auf ihn verlassen, so sehr er sonst ein Verräther ist. Dies nach Neapel; der Colonna wird den Botschafter des Tribuns verstoßen, wenn er nicht seiner Sendung sich begiebt und hieher zurück eilt — als Soldat, nicht als Liebhaber! Und möge dies Walter von Montreal treffen! Ha, einen kostbaren Botschafter hat er uns geschickt, aber ich will Alles vergessen — Alles, um tausend Lanzen." Und indem er mit zitternden Händen den seidnen Faden um seine Briefe schlang, befahl er seinen Pagen, für den nächsten Tag alle die Herren an seinen Tisch zu laden, welche in der vorigen Nacht seine Schicksalsgenossen gewesen waren.

Die Barone kamen, viel mehr über die Schmach ihrer Begnadigung wüthend, als dankbar für das Geschenk der

Barmherzigkeit. Ihre Besorgnisse vereinigten sich mit ihrem Stolz, und das Geschrei des Pöbels, das Winseln der Franziskaner klang ihnen immer noch im Ohr; es schien ihnen, gemeinsamer Widerstand sey der einzige noch übrige Weg, ihr Leben zu schützen und ihre Schmach zu rächen.

Die öffentliche Begnadigung erschien ihnen nur als eine Maske der Privatrachsucht des Tribuns. Sie glaubten nicht anders, als der Tribun habe nicht gewagt, sie am hellen Tage zu verderben. Verzeihen und Vergessen sollten die Mittel seyn, ihre Leidenschaftlichkeit einzulullen und zugleich ihren Stolz zu demüthigen, und das Bewußtseyn ihres entdeckten Verbrechens benahm ihnen alle Hoffnung auf Sicherheit. Die Hand ihres eigenen Banditen mochte gegen sie bewaffnet oder sie einzeln, der Reihe nach, umgebracht werden, wie es die gewöhnliche Tyrannenlist jener Zeit war. Sonderbar genug war Luca di Savelli derjenige, der am meisten auf unverzügliche Empörung drang. Todesfurcht machte den Feigen tapfer.

Unfähig, auch nur die schwärmerische Großmuth des Tribuns zu fassen, waren die Barone noch unruhiger, als sie Rienzi am folgenden Tag Einen um den Andern zu einer Privataudienz lud, sie mit Gnadenverleihungen beschenkte, und sie bat, das Vergangene zu vergessen; mehr sich als sie entschuldigte und ihre Aemter und Würden vermehrte.

In der Ueberschwänglichkeit eines Herzens, dem ein königlicher Sinn natürlich war, glaubte er, es gebe hier keinen Mittelweg — und er könne die Feindschaft, die er nicht durch den Tod zum Schweigen bringen wollte, durch Vertrauen und Gunstbezeugungen ersticken. Ein solches Benehmen wäre bei einem gebornen Fürsten, gegenüber von erblichen Unterthanen, vielleicht von Erfolg gewesen. Aber der Edelmuth eines plötzlich über seine vorherigen Herren emporgestiegenen Mannes ist nur eine kränkende Prahlerei. Rienzi beging hierin, und vielleicht schon in seiner Verzeihung, einen politischen Fehler, welchen die finstre Arglist eines Visconti, oder in spätern Zeiten eines Borgia sich nie hätte zu Schul-

den kommen lassen. Aber es war der Irrthum einer edeln und großen Seele.

Nina saß in dem großen Saal des Palasts; es war der Tag des Empfangs der römischen Damen.

Der Besuch war so wenig zahlreich gegen sonst, daß es ihr auffiel, und es schien ihr in dem Benehmen der Anwesenden eine Kälte und Zurückhaltung sich auszudrücken, welche einigermaßen ihre Eitelkeit kränkte.

„Ich hoffe, wir haben die Signora Colonna nicht beleidigt," sagte sie zu der Gemahlin Gianni's, Stephans Sohn. „Sie pflegte sonst unsere Säle mit ihrer Anwesenheit zu ehren und wir vermissen sehr ihre erwünschte Gegenwart."

„Madame, meines Gatten Mutter ist unwohl."

„Ist sie? wir wollen uns erkundigen lassen bei ihr um willkommenere Zeitung; mich dünkt, wir sind heute verlassen."

Wie sie sprach, ließ sie nachläßig ihr Taschentuch fallen — die stolze Dame Colonna beugte sich nicht darnach — keine Hand rührte sich und die Tribunessa sah einen Augenblick überrascht und verstimmt aus. Ihr über die Versammlung hinschweifendes Auge nahm wahr, wie Einige, welche sie als die Frauen von Feinden Rienzi's kannte, mit bedeutenden Blicken zusammenflüsterten und mehr als Ein boshaftes Hohnlächeln über ihre Kränkung ward sichtbar. Sie sammelte sich augenblicklich wieder und sagte lächelnd zur Signora Frangipani: „dürfen wir an Eurer Fröhlichkeit Theil nehmen? Ihr scheint auf einen erheiternden Gedanken gekommen zu seyn, welchen nicht offen mitzutheilen Sünde wäre."

Die angeredete Dame erröthete leicht und versetzte: „Wir dachten, Madame, daß, wenn der Tribun anwesend gewesen, sein Rittergelübde wäre in Anspruch genommen worden."

„Wie so, Signora?"

„Es würde seine angenehme Pflicht gewesen seyn, den Verlaßnen zu Hülfe zu kommen." Damit warf die Signora einen bedeutenden Blick auf das Tuch, welches noch auf dem Boden lag.

„So war dies also auf eine Beleidigung berechnet, Signora's," sagte Nina, mit großer Majestät sich erhebend. „Ich weiß nicht, ob Eure Gatten eben so keck sind gegen den Tribun, aber das weiß ich, daß des Tribuns Gemahlin in Zukunft Eurer Anwesenheit entbehren kann. Vor vierhundert Jahren mochte sich eine Frangipani wohl beugen vor einer Raselli; heute dürfte eine Gattin eines römischen Barons in der Frau des ersten Magistrats von Rom wohl die Vornehmere ehren. Ich thue Eurer Höflichkeit keine Gewalt an und suche sie nicht."

„Wir sind zu weit gegangen," flüsterte eine der Damen ihrer Nachbarin zu. „Vielleicht mißlingt der Anschlag und dann —"

Die weitere Rede ward abgeschnitten durch das plötzliche Eintreten des Tribuns. Er kam mit großer Hast, und auf seiner Stirn war das finstere Zürnen, das Niemand ohne Bangigkeit sah.

„Wie, schöne Frauen," sagte er, mit raschem Blick das Zimmer musternd, „Ihr habt uns noch nicht verlassen! Beim heiligen Kreuz, Eure Herren machen unserer Ehrenhaftigkeit ein Compliment, daß sie uns solche liebenswürdige Geißeln lassen, oder sind sie, bei Gott, unzärtliche Ehemänner. So, Madame," (sich rasch gegen die Gemahlin Gianni Colonna's wendend) „ist Euer Mann nach Palestrina geflohen, der Eure, Signora Orsini, nach Marino, mit ihm der Eurige, schöne Frau von Frangipani, — Ihr kommt hieher zu — doch Ihr seyd unverletzlich und sicher selbst vor jedem Wort!"

Der Tribun hielt einen Augenblick inne, offenbar kämpfend, seine Bewegung zu bemeistern, wie er den Schrecken bemerkte, welchen er verursacht — sein Auge fiel auf Nina, die, ihres früheren Verdrusses vergessend, ihn mit ängstlichem Staunen betrachtete. „Ja, Madame," sagte er zu ihr, „Ihr allein, vielleicht, in dieser ganzen schönen Versammlung wißt es nicht, daß die Edeln, die ich neulich aus Henkershand befreite, zum Zweitenmal sich verschworen haben. Sie haben in der Stille der Nacht ihre Heimath verlassen und schon

rufen die Herolde sie als Verräther und Rebellen aus. Rienzi verzeiht nicht mehr!"

„Tribun," rief die Signora Frangipani, die mehr keckes Blut in ihren Adern hatte, als ihr ganzes Haus, „wär' ich von Deinem Geschlecht, ich würde Dir die Beinamen Verräther und Rebell, die Du meinem Gemahl gibst, in die Zähne schleudern. Stolzer Mann, der Pabst wird bald dieses Geschäft übernehmen!"

„Euer Gemahl ist mit einer Taube gesegnet, meine Schöne," sagte der Tribun verächtlich. „Damen, fürchtet nichts! so lange Rienzi lebt, ist das Weib selbst seines schlimmsten Feindes sicher und geehrt. Das Volk wird bald hier seyn, unsere Wachen sollen Euch sicher nach Haus geleiten, oder soll Euch dieser Palast Schirm und Schutz gewähren — denn ich warne Euch, Eure Männer haben Euch in eine große Gefahr gestürzt. Und binnen wenigen Tagen möchten die Straßen Roms Blutbächen gleichen."

„Wir nehmen Euer Anerbieten an, Tribun," sagte die Signora Frangipani, gerührt und unwillkürlich von Ehrfurcht ergriffen bei dem Benehmen Rienzi's. Und wie sie sprach, sank sie auf ein Knie, nahm das Tuch auf, reichte es ehrerbietig Nina hin und sagte: „Signora, verzeiht mir! ich allein von allen Anwesenden achte Euch mehr in Eurer Gefahr, als in Eurem Stolz."

„Und ich," versetzte Nina, in anmuthiger Vertraulichkeit auf Rienzi's Arm sich lehnend, „erwiedere, wenn hier Gefahr ist, so ist um so mehr Stolz nöthig."

Den ganzen Tag und die ganze Nacht erscholl die große Glocke des Capitols. Aber mit Anbruch des folgenden Tags war die Versammlung dünn und zerstreut, große Furcht hatte die Herzen des Volks über die Flucht der Barone befallen und sie machten Rienzi laute und bittere Vorwürfe, daß er den Vornehmen durch seine Schonung Gelegenheit zu solchem Unheil gelassen. An diesem Tage dauerten die Gerüchte fort; die Murrenden blieben größtentheils in ihren Häusern oder versammelten sich in unlustigen, mißvergnügten Gruppen. Der nächste Tag graute, dieselbe Erschlaffung herrschte. Der

Tribun berief seinen Rath (eine Repräsentanten-Versammlung).

„Sollen wir ausrücken, wie wir sind?“ fragte er, „mit so Wenigen, als gerade dem römischen Banner folgen mögen?“

„Nein,“ antwortete Pandulpho, der von Natur schüchtern, doch mit der Stimmung des Volks wohl bekannt und deßwegen ein feiner Rathgeber war, „laßt uns zurückhalten, laßt uns abwarten, daß die Rebellen eine empörende Unthat auf sich laden und dann wird der Haß die Schwankenden vereinigen und Erbitterung sie führen!“

Dieser Rath drang durch; der Erfolg bewährte seine Klugheit. Um der Zögerung einen Schein des Grundes und der Würde zu geben, wurden Botschafter nach Marino gesandt, wohin die meisten der Barone entwichen waren und das stark befestigt war, und sie zu unverzüglicher Rückkehr aufgefordert.

An dem Tag, wo man Rienzi die hochmüthige Weigerung der Empörer brachte, kamen Flüchtlinge von allen Seiten der Campagna. Verbrannte Häuser — geplünderte Klöster und Weinberge — geraubtes Vieh und Pferde — das waren die Proben der von den Baronen begonnenen Kriegführung und sie belebten die erschlaffenden Römer, indem sie ihnen die Gnade zeigten, welche sie sich für sich selbst versprechen dürften. An diesem Abend strömten aus freiem Antrieb die Römer auf den Platz vor dem Capitol: — Rinaldo Orsini hatte eine Feste in der nächsten Nähe Roms eingenommen und Feuer in einen Thurm gelegt, wovon die Flammen in der Stadt sichtbar waren. Die Inhaberin des Thurms, eine edle, alte, verwittwete Dame, war lebendig verbrannt worden. Da erhob sich wildes Geschrei — gewaltiger Ingrimm — blinde Wuth. Die Stunde zu Thaten war gekommen. *

* Ardea terre, arse la Castelluzza, e case, e uomini. Non si schifo di ardere una nobile donna vedova veterana in una torre. Per tale crudeltade li Romani fure più irati.
Vita di Cola di Rienzi. I. 20.

Drittes Kapitel.

Die Schlacht.

„Ich habe einen Traum gehabt,“ rief Rienzi von dem Bett aufspringend. „Der löwenherzige Bonifacius, der Feind und das Opfer der Colonna ist mir erschienen und hat mir den Sieg versprochen. Nina, bereite den Lorbeerkranz: heute wird der Sieg unser seyn!“

„O Rienzi, heute?“

„Ja! höre die Glocke, höre die Trompete! Ja, ich vernehme sogar den scharrenden Huf meines weißen Schlachtrosses! Einen Kuß, Nina, eh' ich mich zum Siege waffne — halt — tröste die arme Irene; ich will sie nicht sehen — sie weint, daß meine Feinde verwandt sind mit ihrem Verlobten; ich kann ihre Thränen nicht ertragen; ich habe sie in der Wiege gehütet. Heute darf ich keine Weichheit in der Seele haben! Die Schurken, zweimal meineidig! unzähmbare Wölfe! — muß ich Euch zuletzt Schwert gegen Schwert begegnen! Fort, holde Nina, zu Irene, schnell! Adrian ist in Neapel und wäre er in Rom — ihr Geliebter ist unverletzlich, wenn auch fünfzigmal ein Colonna.“

Damit ging der Tribun in sein Ankleidezimmer, wo seine Pagen und Anführer mit seinen Waffen seiner warteten. „Ich höre durch unsere Spione,“ sagte er, „daß sie vor Mittag vor unsern Thoren seyn wollen — viertausend zu Fuß, siebenhundert Reiter. Wir wollen ihnen einen herzhaften Willkomm bieten, meine Herren. Wie, Angelo Villani, mein hübscher Page, was verläßt Du den Dienst Deiner Gebieterin?“

„Ich möchte gern sehen, wie sich ein Krieger für Rom waffnet,“ sagte der Knabe mit der kecken Entschlossenheit eines Knaben.

„Gott segne Dich, mein Kind! Das sprach ein ächter Sohn Roms!“

„Und die Signora hat mir versprochen, ich darf mit ihren Wachen an die Thore gehen, um die Neuigkeiten zu hören —“

„Und den Sieg zu verkündigen! — das sollst Du. Aber man darf Dich nicht in Schußnähe kommen lassen. Was, mein Pandulpho, Du in der Rüstung?"

„Rom nimmt jeden Mann in Anspruch," versetzte der Bürger, dessen schwache Nerven durch die Ansteckung des allgemeinen Enthusiasmus waren aufgeregt worden.

„So ist's — und ich bin wieder stolz darauf, daß ich ein Römer bin. Jetzt, meine Herren, die Dalmatika.* Ich möchte, daß jeder Feind Rienzi kenne, und beim Herrn der Heerschaaren, an der Spitze des kaiserlichen Volks fechtend, habe ich ein Recht auf die kaiserliche Tracht! Sind die Mönche bereit? Unser Marsch an das Thor soll von einer festlichen Hymne begleitet seyn. So fochten unsre Väter."

„Tribun, Johann di Vico ist mit hundert Pferden angekommen. dem buono Stato zu Hülfe."

„Ist er! — der Herr befreit uns von einem Feind und überliefert unsern Kerkern einen Verräther! Bring jenes Kästchen her, Angelo — so — Merk auf! Pandulpho lies diesen Brief!"

Der Bürger las, mit Ueberraschung und Bestürzung, die Antwort des arglistigen Präfecten auf Colonnas Brief.

„Er verspricht dem Baron in der Schlacht zu ihm überzugehen mit der Präfectenfahne," sagte Pandulpho, „was ist zu thun?"

„Was? nimm mein Siegel — da — sieh zu, daß er sogleich in das Gefängniß des Capitols gesetzt wird. Seinem Gefolge gebiete, Rom zu verlassen und wenn man sie darüber betrifft, daß sie mit den Baronen gemeine Sache machen, so stirbt ihr Herr. Geh — besorge dies ohne Verzug. Inzwischen in die Capelle — wir wollen die Messe hören."

Binnen einer Stunde war das römische Heer — groß aber bunt — alte Männer und Knaben, vermischt mit der kraftvollsten Blüthe der Stadt, auf dem Marsch nach dem Thor St. Lorenzo; von der ganzen Menge, die sich auf zwanzig tausend zu Fuß belief, konnte man nicht ein Sechs-

* Ein weißer Rock oder Mantel, den Rienzi trug; aber eigentlich das Abzeichen der Kaiserwürde.

theil als waffenfähige Kriegsleute rechnen; aber die Reiterei war wohlgerüstet und bestand aus den geringern Baronen und den reichern Bürgern. An ihrer Spitze ritt der Tribun in voller Rüstung und trug auf seinem Helm einen Kranz von Eichen- und Olivenlaub, in Silber gearbeitet. Vor ihm flatterte das große Banner Roms, während der bunten Heerschaar voran ein Zug Mönche vom Orden des heiligen Franziskus schritt (denn die Geistlichkeit Roms zeigte eine ganz besondere Theilnahme an der Begeisterung des Volks und dem enthusiastischen Urheber derselben) und langsam die nachstehende Hymne sang, die beim Schluß jeder Strophe etwas unaussprechlich Aufregendes und Erweckendes bekam durch das Klirren der Waffen, das Schmettern der Trompeten und das tiefe Dröhnen der Trommeln; Alles dieß bildete gleichsam einen kriegerischen Chor zu dem Gesang.

Römischer Kriegsgesang.

1.

Vorwärts! Vorwärts! für Herd und Altäre!
Verflucht sey, wer feig, vergißt heut die Ehre!
Nie sollen verziehen ihm seyn seine Sünden!
Todt — soll den Himmel verschlossen er finden!
Fluch ihm, daß Herz und Hand ihm verschmachtet!
Wer für Rom nicht ficht, sey als Roms Cain betrachtet!
Unser Banner schwillt, golden schimmert der Speer!
Santo Spirito Cavaliers! *
Blast Trompeten, blast!
Blast Trompeten, blast!
Froh ziehn dem Ruhm wir entgegen,
Wie ein König voll Pracht,
Wenn's schmettert und kracht,
Und bei der Trommel wirbelnden Schlägen!
Unser Banner schwillt, golden schimmert der Speer!
Santo Spirito Cavaliers!

2.

Vorwärts! Freiheit ruft und Gesetz um Rache,
Die Welt sieht Euch zu — es ist ihre Sache!
Heil'ge und Seraphim heut Euch begleiten!
Der Engel, der Sanherib schlug, hilft Euch streiten!
Niemand findet vorm Heiland so reiches Erbarmen,
Als wer wehret dem Stolzen und schützet den Armen!

* Rienzi's Schlachtwort.

Unser Banner schwillt, golden schimmert der Speer!
Santo Spirito Cavaliers!
Blast Trompeten, blast!
Blast Trompeten, blast!
Froh ziehn dem Ruhm wir entgegen,
Wie ein König voll Pracht,
Wenn's schmettert und kracht,
Und bei der Trommel wirbelnden Schlägen!
Unser Banner schwillt, golden schimmert der Speer!
Santo Spirito Cavaliers!

3.

Vorwärts! Von dem Römer ja seyd Ihr die Kinder,
Dessen Fußtritt dem Feind war des Unheils Verkünder!
Dessen Reich nichts begränzte als Himmel und Meer;
Der stolz durch die Welt schritt, sein Erbtheil daher!
Ist Euer Ruhm gleich verdunkelt zu Grabe gegangen;
Aus der Schlacht soll er sonnengleich aufgehn mit Prangen!
Unser Banner schwillt, golden schimmert der Speer!
Santo Spirito Cavaliers!
Blast Trompeten, blast!
Blast Trompeten, blast!
Froh ziehn dem Ruhm wir entgegen,
Wie ein König voll Pracht,
Wenn's schmettert und kracht,
Und bei der Trommel wirbelnden Schlägen!
Unser Banner schwillt, golden schimmert der Speer!
Santo Spirito Cavaliers!

In dieser Ordnung erreichten sie die weite Oede, welche Ruinen und Verwüstung noch innerhalb der Thore bildeten und in langen Reihen zu beiden Seiten aufgestellt, weit hinab die Straßen sich dehnend und in der Mitte einen breiten Raum lassend, erwarteten sie den Befehl ihres Führers.

„Reißt die Thore auf und laßt den Feind ein!“ rief Rienzi mit lauter Stimme, während die Trompeten der Barone ihr Anrücken verkündigten.

Inzwischen zogen die widerspenstigen Patricier, welche diesen Morgen von einem Ort herkamen, das Monument genannt, vier Meilen weit entfernt, keck und stattlich heran.

Neben dem alten Stephan, dessen hoher Wuchs, knochige Gestalt und vornehmes Wesen sich in seinem glänzenden Harnisch sehr gut ausnahmen, ritten seine Söhne, die Fran-

gipani und die Savelli und Giordano, der Bruder des Rinaldo Orsini.

„Heute soll der Tyrann fallen,“ sagte der stolze Baron, „und das Banner der Colonna soll vom Capitol wehen.“

„Das Banner des Bären,“ sagte Giordano Orsini zornig, „der Sieg wird nicht nur Eure That seyn, mein Herr!“

„Unser Haus hat immer den Vorrang in Rom,“ versetzte der Colonna hoch herab.

„Nie, so lang von den Palästen der Orsini ein Stein auf dem andern steht!“

„Still!“ warnte Luca di Savelli, „theilt Ihr das Fell während der Löwe noch lebt! Wir werden ein heißes Tagewerk heute haben.“

„Nicht so!“ sagte der alte Colonna, „Johann di Vico wird mit seinen Römern beim ersten Angriff abfallen und einige der Mißvergnügten drinnen haben versprochen die Thore zu öffnen. — Wie, Knappe?“ als ein athemloser Kundschafter zu dem Baron heranritt. „Was für Zeitung?“

„Die Thore sind geöffnet — kein Speer blitzt von den Mauern!“

„Sagt' ich's Euch nicht, Ihr Herren?“ fragte der Colonna triumphirend umherschauend. „Mich dünkt, wir gewinnen Rom ohne Schwertstreich. Enkel, wo sind jetzt deine einfältigen Ahnungen?“ Dieß war an Pietro gerichtet, einen seiner Enkel, den Erstgebornen Gianni's — ein angenehmer Jüngling, noch nicht zwei Wochen vermählt; er gab keine Antwort. „Mein kleiner Pietro da,“ fuhr der Baron, an seine Genossen sich wendend, fort, „ist ein so junger Gemahl, daß er letzte Nacht von seiner Gattin träumte; und der arme Junge hält es für eine schlimme Vorbedeutung.“

„Sie war in tiefer Trauer und entglitt meinen Armen, mit dem Rufe: „Weh, weh den Colonna!“ sagte der junge Mann feierlich.

„Ich habe beinahe neunzig Jahre gelebt,“ entgegnete der alte Mann, „und habe also etwa meine vierzig tausend Träume geträumt, von denen zwei in Erfüllung gingen und

die übrigen waren falsch. Beurtheilt hiernach, wie viel Wahrscheinlichkeit diese Wissenschaft für sich hat."

Unter solchen Gesprächen näherten sie sich bis auf einen Bogenschuß dem noch immer offenen Thor. Alles war todesstill. Das Heer, hauptsächlich aus fremden Söldnern bestehend, machte unschlüssig Halt — als, siehe da! eine Fackel plötzlich über die Mauer geworfen wurde; sie sprühte einen Augenblick und erlosch dann in dem kothigen Sumpf unten.

„Das Zeichen unserer Freunde drinnen, das wir verabredet," rief der alte Colonna. „Pietro vor mit Eurer Compagnie!" Der junge Edelmann schloß sein Visier, setzte sich an die Spitze der ihm untergebenen Abtheilung und ritt, mit eingelegter Lanze in halbem Galopp gegen das Thor. Der Morgen war umwölkt und trüb gewesen und die Sonne, nur abwechselnd erscheinend, brach jetzt mit einem glänzenden Lichtstrom hervor — sie blitzte auf die wallenden Federn und den blanken Harnisch des jungen Ritters, der, um einige Schritte seinen Truppen voraus, unter der düstern Thorwölbung verschwand. Seine Schaar eilte ihm nach — und nach rückte die von Gianni Colonna, Pietros Vater geführte Reiterei. — Eine Stille herrschte eine Minute lang — nur von dem Waffengeklirr und dem Stampfen der Pferdehufen unterbrochen — als plötzlich der Ruf sich erhob: „Rom, der Tribun und das Volk! Santo Spirito Cavaliers!" Die Hauptmacht hielt bestürzt. Plötzlich sah man Gianni Colonna mit verhängten Zügeln zum Thor heraus fliehen.

„Mein Sohn! mein Sohn!" rief er, „sie haben ihn gemordet!" Plötzlich machte er, unschlüssig, Halt und fuhr dann fort: „Aber ich will ihn rächen!" lenkte sein Roß um, und spornte es wieder dem Thor zu, als eine mächtige eiserne Maschine, wie ein Fallgatter, plötzlich auf den unglücklichen Vater herabstürzte und Mann und Roß zermalmt niederschmetterte — Eine zerquetschte, blutige Masse.

Der alte Colonna sah's und traute kaum seinen Augen; und ehe seine Schaar sich von ihrem dumpfen Staunen erholt, erhob sich die Maschine wieder und über den Leichnam stürzte das Volksheer heraus. Tausende auf Tausende rück-

ten sie heran, ein wilder, lärmender, stürmischer Strom. Sie ergossen sich nach allen Seiten über ihre Feinde, die nach den Regeln des Kriegs aufgestellt und in vollständiger Waffenrüstung, ihren Angriff aushielten und brachen.

„Rache und Colonna!“ — „der Bär und die Orsini!“ — „Menschenliebe und die Frangipani! *“ — „Schlagt nach der Schlange und den Savelli!“ hörte man da in den Lüften erschallen, untermischt mit dem rauhen Gebrüll der Deutschen: „Volle Beutel und die drei Könige von Köln!“ Die Römer, mehr ungestüm als disciplinirt, fielen haufenweis hingeschlachtet vor den Reihen der Söldner; aber wo Einer fiel, rückte ein Anderer nach, und noch ertönte mit unvermindertem Eifer das Gegengeschrei: „Rom, der Tribun und das Volk!“ — „Santo Spirito Cavaliers!“ Durch seinen bedeutungsvollen Kranz am Helm und seinen kaiserlichen Mantel jedem Speer und jedem Schwert vorzugsweise ausgesetzt, führte der muthige Rienzi jeden Angriff an, eine ungeheure Streitart schwingend, in deren Gebrauch die Italiener als Meister galten und die er als eine Nationalwaffe ansah. All die heftigen dunkeln Triebe seiner Natur entzündet — sein Blut erhitzt — seine Leidenschaft geweckt — fechtend wie ein Bürger für die Freiheit, wie ein Monarch um seine Krone — erschien er in seiner Kühnheit dem erstaunten Feind wie ein Wahnsinniger, seine Erhaltung als die wunderbare Errettung eines Gottbegeisterten; jetzt war er hier, jetzt dort; wo nur seine Streitmacht wankte, wo die feindliche eine Blöße gab, da schimmerte sein weißer Mantel, da erhob sich seine blutige Streitart; aber sein Grimm schien mehr gegen die Häupter als gegen den großen Haufen gerichtet, und wohin sein Schlachtroß sich wandte, da hörte man seine Stimme: „Wo ist ein Colonna?“ — „Trotz den Orsini!“ — „Santo Spirito Cavaliers!“ Dreimal ward ein Ausfall vom Thor gemacht; dreimal wurden die Römer zurückgeschlagen und beim dritten Mal wurde das dem Tri-

* Dieß Motto war von einem fabelhaften Vorfahren genommen, der zur Zeit einer Hungersnoth mit einem Bettler sein Brod gebrochen.

dun vorgetragene Banner durch und durch gespalten. Da schien er zum erstenmal bestürzt und beunruhigt, und die Augen zum Himmel aufschlagend, rief er: „O Herr, hast du mich denn verlassen?“ Damit faßte er neuen Muth, schwang wieder seine Waffe und führte seinen bunten Schlachthaufen wieder vorwärts.

Am Abend hörte die Schlacht auf, der Stolz und Uebermuth der Barone, welche der Hauptgegenstand der Angriffe des Tribuns gewesen, war gebrochen. Von dem fürstlichen Haus der Colonna lagen drei todt. Giordano Orsini war tödtlich verwundet; der heftige Rinaldo hatte nicht Theil am Kampf genommen. Von den Frangipani waren die stolzesten Herren nicht mehr, und Luca, das feigherzige Haupt der Savelli, hatte sich längst durch die Flucht gerettet. Anderseits war das Gemetzel unter den Bürgern fürchterlich gewesen — der Boden war mit Blut getränkt — und über Haufen von erschlagenen Pferden und Reitern sah der Stern der Dämmerung Rienzi und die Römer siegreich von der Verfolgung zurückkehren. Jubelruf der Freude folgte dem keuchenden Roß des Tribuns durch den Bogen, und als er den Platz innerhalb des Thors erreichte, waren ganze Schaaren von Solchen, welche wegen Schwachheit, Geschlecht oder Jahren nicht hatten am Kampf Theil nehmen können — Weiber, Kinder und zitternde Alte, vermischt mit barfüßigen, schwarzkuttigen Mönchen und Ordensbrüdern, von dem Siege benachrichtigt, bereit, seinen Triumph zu begrüßen.

Rienzi hielt sein Roß an bei dem Leichnam des jugendlichen Colonna, der halb in einem Wasserpfuhl lag, und nahe dabei, weggebracht von dem Thorbogen, wo er den Tod gefunden, lag der Gianni Colonna's (des Gianni Colonna, dessen Lanze seines sanften Bruders Leben ein Ende gemacht hatte). Er warf einen Blick auf den Erschlagenen, als der melancholische Hesperus mit seinem Strahl den blutigen Pfuhl und den befleckten Panzer beschien, mit einem von manchfachen Bewegungen schweren Herzen; sich umwendend sah er den jungen Angelo, der mit einer von Nina's

Wachen auf den Platz geeilt war und sich jetzt dem Tribun näherte.

„Kind," sagte Rienzi, auf den Todten weisend, „glücklich bist Du, daß Du keinen Verwandten und kein Blut zu rächen hast! Wer in dem Fall ist, für den kommt früher oder später die Stunde — und es ist eine entsetzliche Stunde!"

Diese Worte senkten sich tief in Angelo's Herz und wurden in spätern Zeiten Schicksalsworte für den, der sie gesprochen und der sie gehört hatte.

Ehe Rienzi recht zur Besinnung gekommen war und während um ihn der Jammer der Wittwen und Mütter der Erschlagenen — das Stöhnen der Sterbenden — die Ermahnungen der Mönche, vermischt mit Tönen der Freude und des Triumphs, sich vernehmen ließen — ward von den Weibern und Nachzüglern draußen auf dem Schlachtfeld das Geschrei erhoben: „der Feind, der Feind!"

„Zu den Schwertern gegriffen!" rief der Tribun, „stellt Euch wieder in Ordnung; — aber sie können nicht so keck seyn!"

Das Stampfen von Pferden — das Schmettern einer Trompete ward gehört; und sofort jagten in voller Eile etwa dreißig Reiter durch das Thor.

„Eure Bogen," rief der Tribun vorreitend; „doch halt — der Führer ist unbewaffnet. Bei der heiligen Jungfrau, es ist unser Gesandter nach Neapel, der Herr Adrian di Castello!"

Keuchend — athemlos — mit Staub bedeckt hielt Adrian an dem Pfuhl, der roth war von dem Blut seiner Vetter — und ihre blassen Todtengesichter starrten ihn an.

„Zu spät — Wehe, wehe! fürchterliches Schicksal! unseliges Rom!"

„Sie stürzten in die Grube, die sie selbst gegraben hatten," sagte der Tribun mit fester, aber hohler Stimme. — „Edler Adrian, hätten doch Deine Räthe dieß verhindert!"

„Weg — stolzer Mann — weg!" sagte Adrian, ungeduldig die Hand schüttelnd, „Du solltest das Leben der Rö=

mer schützen und — o Gianni — Pietro — konnten nicht Geburt, Ruhm und deine blonden Haare, armer Knabe, konnten diese dich nicht retten?"

„Verzeiht ihm meine Freunde," sagte der Tribun zu dem umstehenden Haufen — „sein Schmerz ist natürlich und er kennt nicht ihre ganze Schuld. Zurück — ich bitt' Euch — überlaßt ihn unsrer Sorge."

Es hätte Adrian übel ergehen können ohne diese kurze Rede des Tribuns. Als der junge Edelmann abstieg und sich über seine Vetter hinbeugte — übergab auch der Tribun sein Pferd seinen Knappen, näherte sich Adrian und zog ihn, trotz seines Widerstrebens und Widerwillens, bei Seite.

„Junger Freund," sagte er traurig, „mein Herz blutet mir um Euch — aber bedenkt, der Zorn der Menge gegen sie ist noch ganz frisch — seyd klug."

„Klug!"

„Still! — bei meiner Ehre, diese Männer waren Eures Namens nicht werth. Zweimal meineidig — einmal Meuchelmörder — zweimal Rebellen — hört mich an!"

„Tribun, ich verlange keine weitere Erklärung von dem was ich sehe — sie mögen mit Recht den Tod gefunden haben oder schändlich ermordet worden seyn. Aber kein Friede kann seyn zwischen dem Verderber meines Geschlechts und mir."

„Wollt Ihr auch treubrüchig werden? Euer Eid! kommt, ich höre diese Worte nicht. Seid ruhig — zieht Euch zurück — und wenn Ihr nach drei Tagen mir noch einen andern Vorwurf zu machen habt, als den der unweisen Gelindigkeit, so spreche ich Euch los von Eurem Eid und Ihr habt freie Hand, mein Feind zu seyn. Die Menge starrt und gafft auf uns — noch eine Minute und ich vermag vielleicht nicht mehr Euch zu retten!"

Die Gefühle des jungen Patriciers waren von der Art, daß sie jeder Schilderung spotteten. Er hatte nie viel mit seinem Hause verkehrt, noch auch mehr als nur die gewöhnliche Höflichkeit von ihnen genossen. Aber Verwandtschaft bleibt Verwandtschaft. Und hier lagen, durch das verhängnißvollere Kriegsspiel hingestreckt, der Baum und der Schöß-

ling, die Kraft und die Hoffnung seines Stammes. Er fühlte, daß er dem Tribun nichts erwiedern konnte; der Ort ihres Todes schon zeigte, daß sie gefallen waren beim Angriff auf ihre Landsleute. Er nahm keinen Antheil an ihrer Sache, aber an ihrem Schicksal. Er sprach also nicht, aber er starrte immer noch die Todten an, während große, unverhehlte Thränen seine Wangen herab rannen, und der Ausdruck von Niedergeschlagenheit und Kummer in seiner Haltung war so ergreifend, daß die Masse, anfangs unwillig, jetzt Mitleid mit seiner Betrübniß hatte. Endlich schien sich sein Geist aufzuraffen. Er kehrte sich gegen Rienzi und sagte mit bebender Stimme: „Tribun, ich tadle Euch nicht, klage Euch nicht an. Seyd Ihr hier zu rasch gewesen, so wird Gott Blut für Blut nehmen. Ich erhebe keinen Krieg gegen Euch — Ihr habt Recht, mein Eid verbeut es mir; und wenn Ihr gut regiert, so kann ich mich erinnern, daß ich ein Römer bin. Aber — aber — seht diesen blutigen Leichnam — wir sehen uns nicht mehr! Eure Schwester — Gott sey mit ihr! — zwischen ihr und mir ist eine dunkle Kluft." Der junge Edelmann schwieg einige Augenblicke, von seinen Empfindungen überwältigt und fuhr dann fort: „Diese Papiere entledigen mich meiner Sendung. Fahnenträger, legt das Banner der Republik nieder! Tribun, sprecht nicht — ich möchte ruhig bleiben — ruhig. — Und so — lebe wohl Rom!" Mit einem hastigen Blick auf die Todten sprang er auf sein Roß und verschwand, von seinem Zuge gefolgt, durch den Bogen.

Der Tribun hatte keinen Versuch gemacht, ihn zu halten — ihn nicht unterbrochen. Er fühlte, daß der junge Edelmann dachte und handelte, wie ihm geziemte. Er folgte ihm mit den Blicken.

„Und so," sagte er düster, „reißt mich das Schicksal von meinem edelsten Freund, meinem gerechtesten Rathgeber los — nie verlor Rom einen bessern Mann!"

Das ist das ewige Geschick in Verwirrung gekommener Staaten. Der Vermittler zwischen Stand und Stand, der wahrhaft Edle — der leidenschaftlose Patriot, der Erste im

Handeln — der Tüchtigste in seinen Thaten — verschwindet von der Scene in Dunkelheit. Trotzigere und minder bedenkliche Geister nur behaupten das Feld; und kein neutrales, versöhnendes Glied bleibt zwischen Haß und Haß — bis Erschöpfung, krank von Greueln, an die Stelle des Wahnsinns tritt — und der Despotismus als Ruhebringer willkommen ist!

Viertes Kapitel.

Das hohle Fundament.

Der schnelle und drängende Gang der Staatsereignisse hat uns lang von der Schwester des Tribuns, der Verlobten Adrians, entfernt gehalten. Und die süßen Gedanken und holden wachen Träume dieses schönen, liebeerfüllten Mädchens, wenn schon für sie voll von einem Interesse, unerreichbar allen Stürmen und Gefahren des Ehrgeizes, sind nicht eben so geeignet, in der Erzählung wieder gegeben zu werden; ihre sanfte Eintönigkeit kann mit wenigen Worten gemalt werden. Sie kannte nur Ein Bild, sie ergab sich nur Einer Hoffnung. Zurückbebend vor dem Glanz von ihres Bruders Hof und wenn sie sich einmal zwang zu erscheinen, verdunkelt von der gereifteren und blendenderen Schönheit, der allbeherrschenden Erscheinung Nina's — achtete sie alle Pracht und Gesellschaft für ein wesenloses Gepränge, wovor sie sich zum wahren Leben zurückzog — zu den Hoffnungen und Gedanken ihres Herzens. Das arme Mädchen! mit all dem sanften und zarten Wesen ihres todten Bruders und ganz ohne den heftigen Genius, den ausschweifenden Ehrgeiz, die blendende Prachtliebe und Glut des Lebenden — paßte sie übel in die unruhige aber glänzende Sphäre, in welche sie so plötzlich sich versetzt sah.

Bei all ihrer Zärtlichkeit für Rienzi konnte sie eine gewisse Furcht nicht bemeistern, die, neben dem Unterschied des Alters und Geschlechts, es ihr unmöglich machte, sich ihm

über den ihr am meisten auf dem Herzen liegenden Gegenstand mitzutheilen.

Als Adrians Abwesenheit am neapolitanischen Hof die voraus berechnete Frist überschritt (denn an diesem Hof vor allen, bei einem heftig bestrittenen Thron, bedurfte der Tribun des edelsten und einsichtsvollsten Vertreters — und Intriguen und Gegenintriguen verzögerten seine Abreise von Woche zu Woche) wurde sie unruhig und mißmuthig. Wie so manche unbeachtete und unthätige Zuschauer der Begebenheiten, sah sie unwillkürlich weiter hinaus, als der tiefe Verstand des Tribuns oder Nina's; und das gefahrdrohende Mißvergnügen des Adels war ihr sichtbar und vernehmbar in Blicken und geflüsterten Worten, welche schärfere oder argwöhnischere Augen und Ohren nicht erreichten. Aengstlich, ruhelos verlangte sie nach Adrians Rückkehr, nicht blos aus selbstischen Beweggründen, sondern aus wohlbegründeten Besorgnissen für ihren Bruder. In Adrian von Castello, einem Edelmann und Patrioten, hatten beide Parteien einen Vermittler gefunden, und seine Anwesenheit wurde täglich ein fühlbareres Bedürfniß, bis endlich die Verschwörung der Barone ausgebrochen war. Von dieser Stunde an wagte sie kaum noch eine Hoffnung zu hegen; ihr ruhiger Verstand, unverblendet durch den hohen Flug des Genius, der, wie es nur zu oft geschieht, den Tribun die rauhen Wirklichkeiten in einem falschen, glänzenden Licht sehen ließ — fühlte, daß der Rubikon überschritten war; und unter allen folgenden Ereignissen schwebten ihr immer nur zwei Bilder vor — Gefahr für ihren Bruder, Trennung von ihrem Verlobten.

Gegen Nina allein konnte sie ihr volles Herz ausschütten; denn Nina, bei aller Verschiedenheit des Charakters, war ein Weib, das liebte. Und das vereinigte sie. In der frühern Zeit von Rienzi's Macht hatten sie viele ihrer glücklichsten Stunden zusammen verlebt, fern von der glänzenden Gesellschaft, allein und zwanglos, in den Sommernächten, auf den Balkonen im Mondschein, in jenem Austausch von Gedanken, Mitgefühl und Trost, der für zwei leidenschaft-

liche und arglose weibliche Seelen die anziehendste Beschäftigung und die wirksamste Stärkung ausmacht. Aber in jüngster Zeit war dieser Verkehr vielfältig gestört worden. Von dem Morgen an, wo die Barone ihre Begnadigung empfangen, bis zu dem, wo sie auf Rom marschirten, war Eine Reihe von unruhigen Bewegungen gewesen. Jedes Antlitz, das Irene sah, war trüb und umwölkt — alle Munterkeit war verbannt — geschäftige, ängstliche Räthe oder bewaffnete Soldaten waren manchen Tag die einzigen Besuche in dem Palast. Rienzi hatte sich nur auf kurze Augenblicke sehen lassen; seine Stirne war von Sorgen umzogen. Nina war zärtlicher, liebkosender gewesen, als je, aber in ihren Liebkosungen schien sich ein trübes, unheilverkündendes Mitleiden zu verrathen. Den Versuchen, Trost und Hoffnung einzuflößen, war ein trübes Lächeln und gebrochene Worte gefolgt; und Irene war durch die Ahnungen ihres eigenen Herzens vorbereitet auf den Streich, welcher fiel — Sieg ward ihrem Bruder — sein Feind war zermalmt — Rom frei — aber das erlauchte Haus der Colonna hatte seine stattlichsten Sprößlinge verloren, und Adrian war dahin für immer! sie tadelte ihn nicht — sie konnte ihren Bruder nicht tadeln; jeder hatte gehandelt, wie ihm seine Stellung gebot. Sie war das arme Opfer der Ereignisse und des Geschicks — die Iphigenia für die Winde, welche das Schiff Roms in den Hafen führen oder vielleicht auch im Abgrund begraben sollten. Sie war durch den Schlag betäubt; sie weinte, sie klagte nicht einmal; sie beugte sich dem Sturm, der über sie hintobte, und er ging vorüber. Zwei Tage genoß sie weder Nahrung, noch Schlaf; sie schloß sich ein, sie verlangte nur den Trost der Einsamkeit; aber am dritten Morgen ermannte sie sich wie durch ein Wunder, denn am dritten Morgen ward nachstehender Brief im Palast abgegeben:

„Irene — bereits hast Du erfahren, welch reichlicher Grund zu tiefem Schmerz mir ward; Du fühlst es selbst, daß einem Colonna Rom nicht mehr Heimath, Roms Tribun nicht mehr Bruder seyn kann. Während ich diese Worte

schreibe, finde ich in der Ehre nur einen schwachen Anhalt und Trost; alle Hoffnungen, die ich gehegt, alle Aussichten, die ich mir ausgemalt, all' die Liebe, die ich für Dich im Herzen trug und noch trage, stürmen auf mich ein, und ich empfinde nur dies: daß ich elend bin. Irene, Irene, Dein holdes Antlitz steigt in mir auf und in diesen geliebten Augen lese ich, daß Du mir verzeihst, daß Du mich verstehst, und ich weiß, so heiß Du mich liebst, Du wolltest lieber, ich wäre Dir verloren, lieber, ich läge im Grab bei meinen Vettern, als daß ich jetzt lebte, ein Vorwurf für meinen Stand, ein Abtrünniger meines Namens. Ach! warum war ich ein Colonna geboren? warum machte mich das Schicksal zum Edelmann und fesselten mich Natur und Umstände an das Volk? Ich bin abgeschnitten von der Liebe, wie von der Rache; alle meine Rache fällt auf Dich und mich. Meine Angebetete! Wir sind vielleicht auf immer getrennt; aber bei all dem Glück, das ich an Deiner Seite kennen gelernt — bei all der Wonne, von der ich träumte — bei jener köstlichen Stunde, welche Dich zuerst meinem Anblick gönnte, wo ich der Rückkehr der sanften Seele in Auge und Lippen zusah — bei dem erröthenden Geständniß Deiner Liebe — bei unserem ersten Kuß — bei unserem letzten Lebewohl — schwöre ich Dir treu zu seyn bis ans Ende. Kein anderes soll je Dein Bild aus meinem Herzen verdrängen. Und jetzt, da die Hoffnung erloschen scheint, wird die Treue doppelt heilig; und Du, meine Holde, willst Du meiner nicht gedenken? willst Du nicht fühlen, daß wir gleichsam Verlobte des Himmels sind? In den Legenden des Nordens erzählt man uns von dem Ritter, der, aus dem heiligen Land zurückgekehrt, seine Geliebte, welche ihn todt glaubte, als des Himmels Braut fand, und sich eine Hütte baute, bei dem Kloster wo sie weilte, und obgleich sie einander nie sahen, blieben sich doch ihre Seelen getreu bis in den Tod. Eben so, Irene, wollen wir einander seyn — todt für Alles sonst — verlobt in der Erinnerung — um droben vermählt zu werden! Und doch, doch ehe ich schließe, dämmert mir eine Hoffnung! Deines Bruders Laufbahn, glänzend und er-

haben, könnte doch leicht nur seyn wie ein fallender Stern; sollte Finsterniß sie verschlingen, sollte seine Macht enden, sein Thron zerbrochen werden und Rom seinen Tribun nicht mehr anerkennen, solltest Du nicht mehr den Richter und Verderber meines Hauses zum Bruder haben; solltest Du von Pomp und hohem Stand herabgestürzt werden, solltest Du hülflos, freundlos, allein seyn — dann, ohne einen Flecken für meine Ehre, ohne die gehässige Schmach, Macht und Glück aus Händen zu empfangen, die geröthet vom Blut meines Geschlechts, dürfte ich Dich als die Meinige betrachten: die Ehre hört auf, mir zu gebieten, wenn Du aufhörst, groß und angesehen zu seyn. Ich darf diesem Traum nicht weiter nachhängen; vielleicht ist es eine Sünde gegen uns Beide. Aber zuflüstern mußte ich Dir dies, damit Du Deinen Adrian ganz kennst, all seine Schwäche und seine Stärke. Meine Geliebte, meine Ewiggeliebte, nur um so zärtlicher geliebt, als diese Liebe eine verzweiflungsvolle ist — Lebewohl! Mögen Engel Deinen Kummer heilen und mich vor Sünden bewahren, damit wir wenigstens dereinst uns wieder finden."

„Er liebt mich — er liebt mich noch!" sagte das Mädchen, zuletzt in Thränen, „und ich bin wieder selig."

Diesen Brief auf dem Herzen tragend, erholte sie sich äußerlich von ihrer tiefen Betrübniß; sie trat ihrem Bruder mit Lächeln, Nina mit Umarmungen entgegen; und wenn sie noch sich bekümmerte und grämte, so war es jene „Verheimlichung," welche der „Wurm in der Rosenknospe" ist.

Indessen trat, nach dem ersten Siegesjubel, in Rom an die Stelle der Freude das Wehklagen; so ungeheuer war das Blutbad gewesen, daß der Familienschmerz groß genug war, den öffentlichen Triumph ganz zu verschlingen; und viele der Leidtragenden machten sogar ihren Vertheidiger für die Schwerter der Angreifenden verantwortlich; „Roma fu terribilmente vedovata." * Die zahlreichen Leichenbegängnisse erschütterten tief den Tribun, und in gleichem Verhältniß mit seinem Mitleid gegen das Volk wuchs seine

* Rom war furchtbar verwittwet.

grimmige Entrüstung gegen die Barone. Wie alle Menschen, welche redlich und eifrig die Religion umfassen, hatte der Tribun nicht viel Duldung gegen Verbrechen, welche jene antasteten. Meineid war ihm der niederträchtigste und unversöhnlichste Frevel, und die erschlagenen Barone waren zweimal meineidig gewesen; in der Bitterkeit seines Zorns wehrte er einige Tage ihren Familien, ihre Leichname zu bestatten und zu beklagen; und nur insgeheim und unter der Hand gab er zu, daß sie in ihren Ahnengrüften beigesetzt wurden — ein Uebermaß von Rachsucht, das seine Lorbeern befleckte, das aber dem heftigen Patriotismus seines Charakters keineswegs widersprach. Voll Ungeduld, das angefangene Werk zu beendigen, begierig, auf Einmal nach Marino zu marschiren, wo die Empörer ihre zerstreuten Kräfte wieder sammelten, berief er seinen Rath, und stellte die Gewißheit des Sieges, so wie dessen Resultat: vollständige Wiederherstellung des Friedens, vor. Aber man war den Kriegern Sold schuldig; schon fingen sie an zu murren, der Schatz war erschöpft, es war nothwendig, ihn durch eine neue Auflage zu füllen.

Unter den Räthen waren Einige, deren Familien in der Schlacht schmerzliche Verluste erlitten — diese liehen den Vorschlägen zu fortgesetztem Kampf eine laue Aufmerksamkeit. Andere, wie Pandulpho, furchtsam aber gutgesinnt, wohl wissend, daß der Schmerz und Schrecken im Gefolge ihres eigenen Siegs das Volk einigermaßen schwierig und widerspenstig gestimmt hatten, erklärten: sie wagten es nicht, auf eine neue Steuer anzutragen. Eine dritte Partei, an ihrer Spitze Baroncelli, — ein Demagog von einem Ehrgeiz ohne Grundsätze — der aber, fröhnend den schlechtesten Leidenschaften des Pöbels, vermöge einer plumpen Derbheit seines Wesens, mit dem sie übereinstimmten, und vermöge des Vorwärtsstrebens (heutzutage Bewegung genannt,) das oft dem heftigsten Narren den Vortheil gibt vor dem klügsten Staatsmann, im Stillen einen großen Einfluß bei den niedern Volksklassen errungen hatte, machte eine keckere Opposition. Sie erlaubten sich sogar, den stolzen Tribunen

wegen seines verschwenderischen Aufwands zu tadeln, wozu sie selbst zuerst gerathen hatten, und deuteten halb und halb auf unwürdige, verrätherische Beweggründe hin, bei seiner Freilassung der Barone auf die Anklage Rudolphs. In dem Parlament selbst, das der Tribun zum Schutze der Freiheit wieder belebt und organisirt hatte, ward die Freiheit im Stich gelassen. Seine feurige Beredsamkeit wurde mit düsterem Schweigen aufgenommen, die Stimmen waren gegen seine Vorschläge zu einer neuen Auflage und einem Zug nach Marino. Rienzi hob hastig und unordentlich die Versammlung auf. Als er den Saal verließ, ward ihm ein Brief eingehändigt; er las ihn und war einige Augenblicke wie vom Donner gerührt — dann berief er den Hauptmann seiner Wachen und ordnete an, eine Schaar von fünfzig Reitern solle sich für seine Befehle bereit halten; er begab sich auf Nina's Zimmer, fand sie allein und stand einige Augenblicke vor ihr, sie so heftig anstarrend, daß ihr vor Schrecken und Bangen die Zunge zum Reden versagte. Endlich sagte er rasch:

„Wir müssen uns trennen!“

„Uns trennen!“

„Ja, Nina! Deine Begleitung rüstet sich; Du hast Verwandte und ich Freunde in Florenz. Florenz muß Dein Aufenthalt werden.“

„Cola — —“

„Sieh mich nicht so an — Im Besitz von Macht, Rang und Sicherheit warst Du meine Zierde, meine Beratherin. Jetzt bist Du mir nur im Wege. Und — —“

„O Cola, sprich nicht so! Was hat sich geändert? Sey nicht so kalt — runzle nicht die Stirne, wende Dich nicht weg. Bin ich Dir nicht mehr als die Genossin fröhlicher Stunden — Dein Liebesspielzeug? Bin ich nicht Dein Weib, Cola — nicht Deine Geliebte?“

„Nur zu — zu theuer mir,“ stammelte der Tribun; „Dich an meiner Seite, bin ich nur zur Hälfte ein Römer. Nina, die niederträchtigen Sklaven, die ich selbst frei gemacht, verlassen mich. — Jetzt, eben in der Stunde, wo ich

für immer alle Hindernisse der Wiedergeburt Roms hätte wegräumen können, wo Ein Sieg die Bahn zu vollständigem Erfolg ebnet — verläßt mich mein Glück mitten im Sturm. Eine größere Gefahr ist jetzt vorhanden, als die Wuth der Barone — die Barone sind geflohen; das Volk ist es, das zum Verräther wird an mir und an Rom."

„Und wolltest Du auch mich unter den Verräthern haben? Nein, Cola! selbst im Tod soll Nina an Deiner Seite aushalten. Leben und Ehre sind nur ein Abglanz von Dir, und der Streich, der das Wesen tödtet, soll auch den armen Schatten vernichten. Ich will mich nicht von Dir trennen."

„Nina," sagte der Tribun, mit heftiger, krampfhafter Bewegung kämpfend, „was Du vom Tod sprichst, kann buchstäblich wahr werden. — Geh, verlaß einen Mann, der weder Dich noch Rom mehr zu schützen vermag!"

„Nie, nie!"

„Du bist entschlossen?"

„Ich bins!"

„Sey es denn," sagte der Tribun mit tiefer Trauer im Ton. „Mache Dich auf das Schlimmste gefaßt."

„Es gibt kein Schlimmstes bei Dir, Cola!"

„Komm in meine Arme, starkmüthiges Weib; Deine Worte beschämen meine Schwäche. Aber Irene — wenn ich falle, wirst Du mich nicht überleben — damit Deine Schönheit eine Beute wäre für das begehrlichste Herz und den stärksten Arm. Wir werden Ein Grab haben auf den Trümmern der römischen Freiheit. Aber meine Schwester ist von weicherem Stoff; das arme Kind; ich habe ihr den Geliebten geraubt, und jetzt —"

„Du hast Recht, laß Irene weggehen. Und wahrlich, wir dürften ihr wohl den eigentlichen Grund ihrer Entfernung verhehlen. Veränderung des Aufenthalts wäre gut für ihren Schmerz und würde jedenfalls gegenüber von den Neugierigen schicklich erscheinen. Ich will zu ihr und sie vorbereiten."

„Thue das, süßes Herz. Ich wäre gern einen Augen-

blick mit meinen Gedanken allein. Aber bedenke wohl, sie muß heut abreisen — unser Sand läuft schwach."

Als die Thüre hinter Nina sich schloß, nahm der Tribun den Brief wieder vor sich und las ihn mit Bedacht: „So verließ der Legate des Pabsts Siena; — ersuchte diese Republik, ihre Hülfstruppen von Rom zurückzuziehen — erklärte mich für einen Rebellen und Ketzer — begab sich dann nach Marino; — ist jetzt in Berathung mit den Baronen. Nun, haben mich also meine Träume belogen — falsch, wie die wachen Bilder, welche bei Tag schmeicheln und täuschen? In solcher Gefahr sollte das Volk mir und sich selbst untreu werden? Heerschaar der Heiligen und Märtyrer, Schatten der Helden und Patrioten, habt Ihr für immer Eure alte Heimath verlassen? Nein, nein! ich ward nicht erhoben um so unterzugehen; noch will ich sie besiegen — und meinen Namen Rom als ein Vermächtniß hinterlassen; eine Warnung für den Unterdrücker, ein Vorbild für den Freien!"

Fünftes Kapitel.

Die Baufälligkeit des Gebäudes.

Die wohlwollende Gewandtheit Nina's hat Irenen glauben machen, es sey blos die zarte Aufmerksamkeit ihres Bruders, sie von einem Aufenthaltsort zu entfernen, der ihr durch ihre eigenen Empfindungen verbittert wurde, und wo die allgemein verbreitete Kunde ihres Verhältnisses zu Adrian sie allen möglichen Kränkungen und Verlegenheiten aussetzte, was den Vorschlag zu einem Besuch in Florenz herbeigeführt. Daß er so plötzlich kam, wurde damit erklärt, daß die Gelegenheit einer unvorhergesehenen Sendung nach Florenz (um Waffen und Geld in Empfang zu nehmen) ihr eine sichere und ehrenvolle Begleitung gewährte. — Ohne Widerstand ergab sie sich in das, was sie selbst als eine Erleichterung ansah — es ward festgesetzt, sie sollte eine Zeitlang der Gast einer Verwandten von Nina, der Aebtissin in einem der reichsten Klöster in Florenz seyn — und die Vorstellung der klösterlichen

Abgeschlossenheit war dem verwundeten Herzen, dem ermüdeten Geist willkommen.

Aber obgleich nicht unterrichtet von den Rienzi unmittelbar bedrohenden Gefahren, erwiederte sie doch mit tiefer Betrübniß und düstern Ahnungen seine Umarmung und seinen Abschiedssegen; und als sie sich endlich allein in ihrer Sänfte außerhalb der Thore Roms befand, bereute sie eine Reise, welcher die Voraussicht der Gefahr den Anschein feiger Flucht gab.

Während der sich neigende Tag die Sänfte und ihre Begleitung in Schatten hüllte, nehmen stürmischere und lautere Personen des Drama's unsre Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Kaufleute und Handwerker Roms hielten damals und vornehmlich während Rienzi's volksthümlicher Regierung wöchentliche Zusammenkünfte in jedem der dreizehn Stadtquartiere; und in der demokratischsten unter diesen war Cecco del Vecchio der Hauptsprecher und das Orakel. In dieser, von dem Schmied präsidirten Versammlung ließ sich das einem Erdbeben vorangehende Getöse vernehmen.

„So," rief Einer von der Gesellschaft, Luigi, der stattliche Schlächter, „sie sagen, er wolle uns eine neue Steuer auflegen; und das ist der Grund, warum er heute die Rathsversammlung aufhob; weil sie, die guten Männer, so redlich waren und Mitleid hatten mit dem Volk! es ist eine Sünde und eine Schande, daß der Schatz leer seyn soll!"

„Ich hab's ihm gesagt," begann der Schmied, „er solle sich wohl hüten, das Volk zu besteuern. Arme Leute darf man nicht besteuern. Aber wenn er eben meinem Rath nicht folgt, so muß er den Schaden davon haben — das Pferd springt ihm davon und der Strick bleibt ihm in der Hand."

„Behaltet Euern Rath für Euch, Cecco! Ich steh dafür, sein Magen ist jetzt zu delikat dafür. Ei, ist er doch so stolz geworden wie ein Pabst!"

„Bei alle Dem bleibt er doch ein großer Mann," sagte Einer der Anwesenden.

„Er gab uns Gesetze — er reinigte die Campagna von Räubern — er füllte die Straßen mit Kaufleuten und die

Läden mit Waaren — schlug die trotzigsten Herren und die kühnsten Soldaten Italiens —"

„Und will jetzt das Volk besteuern! — Das ist all unser Dank dafür, daß wir ihm geholfen," sagte der knurrende Cecco. „Was wär' er gewesen, ohne uns? — wir, die wir ihn zu Etwas machen, können ihn auch zu Nichts machen."

„Aber," fuhr der Vertheidiger fort, der sich unterstützt sah, „aber er besteuert uns ja nur zur Vertheidigung unsrer Freiheit."

„Wer greift die jetzt an?" fragte der Fleischer.

„Nun, die Barone sammeln in Marino täglich neue Streitkräfte."

„Marino ist nicht Rom," sagte der Fleischer. „Warten wir, bis sie wieder an unsre Thore kommen — wir wissen sie schon zu empfangen. Obgleich, was das betrifft, ich glaube, wir haben des Fechtens genug gehabt — meine zwei armen Brüder bekamen jeder einen Stich zu viel. Warum will der Tribun, wenn er ein großer Mann ist, uns nicht Frieden gönnen? Alles, was wir jetzt bedürfen, ist Ruhe."

„Ha!" sagte ein Pferdegeschirrmacher. „Laßt es ihn mit den Baronen ausmachen. Es waren bei alle Dem gute Kunden."

„Ich für meinen Theil," sagte ein lustig aussehender Bursche, der in schlechten Zeiten ein Todtengräber gewesen und jetzt einen Handel mit Waaren für die Lebendigen angefangen hatte, „könnte ihm Alles verzeihen, nur nicht das Baden in dem heiligen Porphyrgefäß."

„Ja! das war ein schlechter Spaß!" sagten Einige mit Kopfschütteln.

„Und der Ritterschlag war ein einfältiges Spektakel, außer dem Wein, der aus der Nase des Pferds lief — da war doch Verstand drin!"

„Meine Herren," sagte Cecco, „der Unsinn war, daß er nicht den Baronen die Köpfe abschlug, als er sie alle im Netz hatte, und so sagt auch Messere Baroncelli. (Herr Baroncelli ist ein Ehrenmann und hält nichts auf halbe Maßregeln!) Es war eine Art Verrath am Volk, daß er es nicht that. Ha! ohne Das hätten wir nicht so manchen schlanken Burschen am Thore St. Lorenzo verloren!"

„Wahr, wahr! es war eine Schande; Manche sagen, die Barone haben ihn bestochen."

„Und dann," sagte ein Andrer, „die armen Herren Colonna — Vater und Sohn — es waren die besten von der Familie, den Castello ausgenommen. Ich gestehe, mir that es leid um sie."

„Aber, auf den Hauptpunkt zu kommen," sagte einer von den Versammelten, der Zerlumpteste unter Allen, „die Steuer — das ist die Sache. — Die Undankbarkeit, uns zu besteuern. — Er wage es einmal!"

„O, er wagte es nicht, denn ich höre, der Pabst sey ganz widerhaarig geworden, so kann er sich dann nur noch auf uns verlassen!"

Die Thüre ward aufgerissen und ein Mann mit offenem Mund stürzte herein. „Ihr Herren, Ihr Herren! des Pabsts Legat ist angekommen in Rom und hat den Tribunen vor sich berufen, der ihn so eben verlassen hat."

Ehe die Versammelten sich von ihrer Ueberraschung erholt hatten, rief das Schmettern der Trompeten sie hinaus; sie sahen Rienzi mit seinem gewöhnlichen Gefolge und in seiner stattlichen Tracht vorbereiten. Die Dämmerung war vorgerückt und Fackelträger zogen ihm voran. Auf seinem Angesicht lag tiefe Ruhe, aber es war nicht die Ruhe der Zufriedenheit. Als er vorüber geritten, war die Straße wieder leer und öde. Schweigend erreichte Rienzi das Capitol und stieg zu den Gemächern des Palastes hinauf, wo Nina blaß und athemlos seiner Rückkehr harrte.

„Gut, gut! Du lächelst! — Nein, es ist das furchtbare Lächeln, schlimmer als Stirnfalten. Sprich, Geliebter, sprich! Was sagte der Cardinal?"

„Wenig, was Du gern hören wirst. Er sprach zuerst hochmüthig und feierlich von dem Verbrechen, die Römer für frei zu erklären; demnächst von dem Verrath, zu behaupten, die Wahl des Königs von Rom stehe den Römern zu."

„Gut — Deine Antwort?"

„Wie sie Roms Tribunen ziemte. Ich behauptete jedes Recht und bewies es. Der Cardinal ging auf andere Beschuldigungen über."

„Was?"

„Das Blut der Barone bei San Lorenzo, Blut, einzig zu unsrer Vertheidigung gegen meineidige Angreifer vergossen — das ist in der That das Hauptverbrechen. Die Colonna besitzen das Ohr des Pabstes. Ferner das Sacrilegium — ja das Sacrilegium (lache nur, Nina, lache!) daß ich in einem Gefäß von Porphyr gebadet, dessen sich Constantin noch als Heide bediente."

„Kann es seyn? Was sagtest Du?"

„Ich lachte. „„Cardinal, sagte ich, was nicht zu gut war für einen Heiden, ist auch nicht zu gut für einen katholischen Christen."" Und wahrhaftig, der saure Franzose sah aus, als ob ich ihn tüchtig getroffen hätte."

„Als er fertig war, fragte ich ihn meinerseits: Liegt eine Klage gegen mich vor, daß ich Einem Menschen in meinem Gerichtshof Unrecht gethan habe?" Er schwieg. „Hat man gesagt, daß ich Ein Gesetz des Staates gebrochen habe?" Er schwieg. „Flüstert man auch nur, daß der Handel nicht blühe, — daß das Leben in Rom nicht sicher — daß im Ausland oder zu Haus der römische Namen nicht geachtet sey, dermaßen, daß keine frühere Zeit sich mit der jetzigen messen darf?" Er schwieg wieder. „Nun dann," sagte ich, „Herr Cardinal, verlange ich von Dir Dank und nicht Vorwürfe." Seine Eminenz schaute auf und zitterte und bebte zurück und platzte dann heraus: „Ich habe von Seiten des Pabstes nur den Einen Auftrag an Dich zu besorgen, entsage sofort Deiner Tribunenwürde, oder die Kirche schleudert auf Dich ihren feierlichen Fluch!"

„Wie, was?" rief Nina heftig erbleichend, „was wartet Deiner?"

„Excommunikation!"

Dieser gräßliche Urtheilsspruch, durch welchen die geistlichen Waffen so oft den trotzigsten Feind gebeugt hatten, scholl wie eine Todtenglocke in Nina's Ohr. Sie verhüllte ihr Antlitz in den Händen. Rienzi durchmaß mit heftigen Schritten das Zimmer.

„Den Fluch!“ murmelte er; „den Fluch der Kirche — mir! mir!“

„Oh Cola, suchtest Du nicht zu begütigen diesen strengen—“

„Begütigen! Tod und Schande! Begütigen! „Cardinal,“ sagte ich, und ich sah, wie seine Seele bei meinem Anblick zitterte, „meine Gewalt habe ich vom Volk empfangen — dem Volk nur gebe ich sie zurück. Was meine Seele betrifft — Menschenwort kann ihr kein Leid thun. Du, hochmüthiger Priester, Du bist selbst der Verfluchte, wenn Du, Puppe und Werkzeug in der Hand gemeiner Ränkeschmiede und verbannter Tyrannen, nur Ein Wort zu flüstern wagst im Namen des Herrn der Gerechtigkeit, für die Sache der Unterdrücker und gegen die Rechte der Unterdrückten!“ damit verließ ich ihn und jetzt —“

„Ja jetzt — was wird erfolgen? Excommunikation! in der Hauptstadt der Kirche noch dazu — der Aberglaube des Volks! Oh Cola!“

„Wenn,“ murmelte Rienzi, „mich mein Gewissen nur Eines Verbrechens bezüchtigte — wenn ich meine Hände mit dem Blut eines Gerechten befleckt — Ein Gesetz, das ich selbst geheiligt, gebrochen — wenn ich Bestechung angenommen, die Armen übervortheilt, die Waisen verachtet, mein Herz den Wittwen verschlossen hätte — dann! aber nein! Herr, Du wirst mich nicht verlassen!“

„Aber die Menschen vielleicht!“ dachte Nina, kummervoll, als sie wahrnahm, daß einer von Rienzi's finstern Anfällen fanatischer und mystischer Träumerei über ihn kam — Anfälle, bei welchen er kein menschliches Auge, auch das Nina's nicht, duldete, wenn sie ganz zum vollen Ausbruch kamen. Und wirklich verließ er jetzt nach einem kurzen murmelnden Selbstgespräch, während dessen sein Antlitz so in Bewegung war, daß die Adern an seiner Schläfe wie Stricke anschwollen, plötzlich das Zimmer und suchte die Privatcapelle, welche an sein Gemach stieß. Ueber die Gefühle, die ihn hier bewegten, werfen wir einen Schleier. Wer könnte die peinlichen, geheimnißvollen Augenblicke beschreiben, wo der Mann mit all seinen feurigen Leidenschaften,

stürmischen Gedanken, wilden Hoffnungen und verzagenden Besorgnissen, in der Einsamkeit das Ohr seines Schöpfers aufsucht.

Lange nach diesem Gespräch mit Nina, als längst die Mitternachtglocke geläutet hatte, stand Rienzi allein auf einem der Balkone des Palastes, um in Luft und Sternenlicht die Fiebergluth zu kühlen, die noch an seinem erschöpften Körper zehrte. Die Nacht war außerordentlich ruhig, die Luft klar, aber kalt, denn es war im December. Er schaute angestrengt empor zu den feierlichen Körpern, welchen unsere verworrene Leichtgläubigkeit schon die Verkündigung unseres Schicksals zuschrieb.

„Eitle Wissenschaft!" dachte der Tribun, „und trübsinnige Phantasie, daß des Menschen Schicksal vorherbestimmt seyn soll — unwiderruflich — unabänderlich von dem Augenblick seiner Geburt an. Doch, wäre diese Träumerei nicht grundlos, möcht' ich wohl gern wissen, welches von jenen prangenden Lichtern mein Geburtsstern ist! welcher meine Lebensbahn und das Gedächtniß, das ich im Tod hinter mir lasse, vorbildet und abspiegelt." Wie ihn dieser Gedanke durchzuckte und sein Blick noch nach oben gerichtet war, sah er, als ob er plötzlich deutlicher unter den übrigen Gestirnen hervorgetreten wäre, den raschen, feurigen Kometen, der im Winter 1347 die abergläubischen Besorgnisse derjenigen erweckte, welche in dem fremden Gast des Himmels eine Vorbedeutung von Unheil und Elend erblickten. Er fuhr zurück bei diesem Anblick und murmelte bei sich selbst: „Ist das wirklich mein Vorbild? oder, wenn die mährchenhafte Kunde Recht hat, und diese seltsamen Feuerkörper den Ruin von Nationen, den Sturz von Herrschern bedeuten — verkündigt er mein Geschick? Ich will nicht mehr daran denken."* Als er sein Auge senkte, fiel es auf den kolossalen basaltnen Löwen auf dem Platz unten; das Sternlicht übergoß die graue,

* Ach, der Komet, der bei den Römern mit dem Fall Rienzi's zusammentraf, war für das übrige Europa von dem weit schrecklicheren Unheil, der großen Pest, begleitet, welche so bald darauf ausbrach.

riesenhafte Gestalt mit einem geisterhaften weißen Schimmer, und da erblickte er zwei Gestalten in schwarzen Kleidern um das Gestell herumschwanken, worauf der Löwe ruhte, augenscheinlich mit einer Verrichtung beschäftigt, deren Beschaffenheit er nicht errathen konnte. Ein Grauen durchzuckte seine Adern, denn er hatte sich nie der unbestimmten Ahnung erwehren können, daß ein gewisser ernster, unauflöslicher Bezug statt finde zwischen seinem Schicksal und dieser unheimlichen Reliquie. Wieder etwas erleichtert, hörte er seine Schildwache die Fremden anrufen: und als sie ins Licht vortraten, entdeckte er, daß sie Mönchskleider trugen.

„Störe uns nicht, Sohn!“ sagte der Eine von ihnen, „im Auftrag des Legaten des heiligen Vaters heften wir an dies öffentliche Monument der Gerechtigkeit und des Zorns die Bannbulle an gegen einen Ketzer und Rebellen. Wehe dem von der Kirche Verfluchten!“

Sechstes Kapitel.

Der Fall des Tempels.

Es war ein Donnerschlag am heitern Tage — der Sturz des Tribuns von dem Zenith seiner Macht, während der tiefsten Erniedrigung seiner Feinde; während er mit einer Handvoll tapfrer Römer, entschlossen frei zu werden, für immer die der römischen Freiheit feindselige Macht hätte zermalmen, die Rechte seines Vaterlandes sicher stellen und das Maß seines eigenen Ruhms voll machen können. Dieser Sturz war ein wahrer Hohn vom Schicksal, das ihn durch die Gefahr hindurchführte, um ihn am sonnenhellen Mittag seines Glücks zu verlassen.

Am nächsten Morgen war keine Seele in den Straßen zu sehen; die Läden waren geschlossen — die Kirchen desgleichen; die Stadt war wie unter dem Interdikt. Der schreckliche Bannfluch des Pabstes gegen die höchste obrigkeitliche Person in der päbstlichen Stadt schien alle Lebens-

adern zu erkälten und zu lähmen. Der Legat, sich die Miene gebend, als fürchte er für sein Leben, war nach Monte Fiascone geflohen, wo die Barone unmittelbar nach Bekanntmachung des Edikts sich zu ihm sammelten. Der Fluch wirkte am besten in der Abwesenheit seines Ueberbringers.

Gegen Abend sah man einige wenige Personen über den großen Platz vor dem Capitol gehen, sich, als die an dem Löwen angeschlagene Bulle ihnen ins Auge fiel, bekreuzen und in den großen Thoren des Palastes verschwinden. Nach und nach sammelten sich einige ängstliche Gruppen in den Straßen, zerstreuten sich aber bald wieder. Es war eine Lähmung alles Verkehrs, aller Gemeinschaft. Gegen diese geistliche waffenlose Macht, die, wie die unsichtbare Hand Gottes, den Marktplatz verödete und das gekrönte Haupt beugte — konnte keine physische sich versammeln, ihr widerstehen. Dennoch, inmitten des allgemeinen Entsetzens, drang sich doch Eine Ueberzeugung der Menge auf — um ihretwillen ward ihr Tribun so mitten in seinem Ruhm vom Bannstrahl niedergeschmettert! die Worte der gegen ihn geschleuderten, an Mauern und Säulen angehefteten Bulle zählten seine Sünden auf: Empörung, daß er die Freiheit Roms behauptete — Ketzerei, weil er die kirchlichen Mißbräuche abstellte; — und um auf jämmerliche Weise das Uebrige zu beschönigen, Sacrilegium, daß er in dem porphyrnen Gefäß Constantins gebadet hatte. Diese Ueberzeugung durchdrang sie; sie seufzten — sie schauderten — und in seinem ungeheuern Palast blieb außer einigen anhänglichen und ergebenen Herzen, der Tribun allein!

Die mannhaftesten seiner toscanischen Soldaten waren mit Irene gezogen. Der Rest seiner Streitmacht war, außer einigen Wenigen von seiner Wache, die besoldete, römische Miliz, aus Bürgern bestehend, die, längst mißvergnügt über das Ausbleiben ihrer Löhnung, jetzt den Vorwand des Bannes ergriffen, um unthätig, aber grollend, in ihren Häusern zu bleiben.

Am dritten Tag unterbrach ein neuer Vorfall die todähnliche Lethargie der Stadt; hundert und fünfzig Söldner,

Pepin von Minorbino, ein Neapolitaner, halb Edelmann, halb Bandit, eine Creatur von Montreal, an ihrer Spitze, kamen in die Stadt, besetzten die Festen der Colonna und schickten einen Herold durch die Stadt, der im Namen des Cardinal-Legaten den Preis von zehntausend Goldgulden für den Kopf Cola di Rienzi's ausrief.

Da ertönte, gellend und erweckend, wie vor Zeiten, die große Glocke des Capitols — das Volk, niedergeschlagen, entherzt, durchschauert von der geistlichen Furcht vor der päbstlichen Machtfülle (die bei solchen Anlässen, seit der Verlegung des päbstlichen Stuhls, nur um so größer erschien,) kam unbewaffnet zum Capitol, und hier stand, bei dem Löwenplatz, der Tribun. Seine Knappen hielten, unten an der Treppe, sein Schlachtroß, seinen Helm, und dieselbe Streitart, welche im Vordertreffen der siegreichen Schlacht geglänzt hatte.

Neben ihm standen einige seiner Wachen, seine dienstthuenden Beamten und zwei oder drei der angesehensten Bürger.

Er stand baarhaupt und aufgerichtet und schaute auf die niedergeschlagene, waffenlose Menge mit einem Blick bittrer Verachtung, gemischt mit tiefem Mitleid; und als die Glocke zu läuten aufhörte und die Masse schweigend aufmerkte, begann er also:

„Ihr kommt also noch einmal! ... Kommt Ihr als Sklaven oder als Freie? Eine Handvoll Bewaffneter sind in Euren Mauern; wollt Ihr, die Ihr von Euern Thoren die stolzesten Ritter verjagtet, die geübtesten Streithelden Roms, wollt Ihr jetzt hundert und fünfzig fremden Miethlingen erliegen? Wollt Ihr Euch waffnen für Euern Tribunen? Ihr schweigt! Sey es drum. Wollt Ihr Euch waffnen für Eure eigne Freiheit? für Euer Rom? — Wieder still! Bei den Heiligen, die auf dem Throne der heidnischen Götter herrschen, seyd Ihr so tief gefallen von Eurem Geburtsrecht? Habt Ihr keine Waffen zu Eurer eignen Vertheidigung? Römer, hört mich! Hab' ich Euch ein Unrecht zugefügt — ist dies, so laßt mich durch Eure Hand

sterben! und dann mit den Messern noch rauchend von meinem Blut geht dem Räuber entgegen, der nur der Herold Eurer Sklaverei ist; und ich sterbe geehrt, dankbar und gerächt. Ihr weint. Großer Gott, Ihr weint? Ja und auch ich könnte weinen, daß ich es erleben muß, vergeblich zu Römern von Freiheit zu sprechen — Weinen! — ist das die Stunde zu Thränen? — Weint jetzt, so werden Eure Thränen reifen für künftige Ernten von Verbrechen und Zügellosigkeit und Despotismus. Römer waffnet Euch, folgt mir sofort auf den Platz Colonna; vertreibt diesen Elenden — verjagt Euern Feind — (einerlei was Ihr nachher mit mir beginnt,)“ er hielt inne — kein Eifer war durch seine Worte entzündet — „oder,“ fuhr er fort, „ich überlasse Euch Eurem Schicksal.“ Da entstand ein langes, leises, allgemeines Gemurmel, zuletzt bekam es die Gestalt der Sprache und viele Stimmen riefen zugleich: „Die Bulle des Pabsts — Du bist ein Mann des Fluchs!“

„Was!“ rief der Tribun, „und Ihr gebt mich preis, um deren willen allein die Menschen sich erfrechen, gegen mich den Donner ihres Gottes anzurufen! Bin ich nicht um Euretwillen für einen Ketzer und Rebellen erklärt worden? Welche Verbrechen hat man mir aufgebürdet? Daß ich Rom frei gemacht habe und behauptete, Italien müsse es werden? daß ich die stolzen Magnaten beugte, welche die Geißeln des Pabsts und des Volks waren. Und Ihr — Ihr werft mir vor, was ich für Euch gethan und gewagt habe! Ihr Männer, mit Euch hätte ich gefochten; für Euch wäre ich gern gefallen. Ihr verlaßt Euch selbst, indem Ihr mich verlaßt, und da ich nicht mehr über tapfre Männer gebieten kann, trete ich meine Gewalt den von Euch vorgezogenen Tyrannen ab. Sieben Monate habe ich Euch regiert, glücklich im Handel, fleckenlos in der Gerechtigkeit, siegreich im Feld; ich hab' Euch gezeigt, was Rom seyn kann; und wenn ich die Regierung, die Ihr mir übertruget, niederlege — wenn ich weg bin, so kämpft für Eure Freiheit. Gleichgültig, wer an der Spitze eines tapfern und großen Volkes steht,

zeigt, daß Rom mehr als Einen Rienzi hat, aber mit besserem Glück!"

„Ich wollte, er hätte sich nur nicht einfallen lassen, uns zu besteuern," sagte Cecco del Vecchio, die wahre Personification der gemeinen Gesinnung, „und wenn er nur den Baronen die Köpfe abgeschlagen hätte!"

„Ja!" rief der Extodtengräber, „aber das geweihte Porphyrgefäß!"

„Und warum sollten wir uns die Kehlen abschneiden lassen," sagte der Fleischer, „wie meine zwei Brüder — Gott tröste sie!"

Auf den Gesichtern der ganzen Versammlung malte sich der gemeinschaftliche Ausdruck von Unentschlossenheit und Beschämung. Viele weinten und stöhnten, Niemand (außer den genannten Brummern,) erhob eine Anklage; Niemand schalt, aber Niemand schien auch geneigt sich zu waffnen. Es war einer von den lähmenden panischen Schrecken, einer der seltsamen Anfälle von Gleichgültigkeit und Stumpfheit, wie sie öfters ein Volk ergreifen, das die Freiheit zur Sache des augenblicklichen Einfalls und der Laune macht, für das sie nur das Stichwort geworden ist, und das noch nicht lang all ihre vernünftigen, gesunden, nützlichen und segensreichen Früchte genoß; das entsetzt ist über die Stürme, welche ihm das Morgenroth verkündigen; ein Volk, wie es im Süden gewöhnlich ist und wie sogar der Norden Beispiele aufzuweisen hat, wie selbst England, wenn Cromwell ein Jahr länger gelebt hätte, es gesehen haben könnte: und in der That — in gewisser Art erlebte England wirklich ein solches Umschlagen des volksthümlichen Enthusiasmus zur Gleichgültigkeit, als seine Kinder wie im Wahnsinn die Früchte eines blutigen Kriegs, ohne Vorbehalt, ohne Vorsicht, dem lüderlichen Pensionär Ludwigs, dem königlichen Mörder Sidney's überlieferten. Einer solchen Erschlaffung der Seele, einer solchen Verblendung des Verstandes werden selbst die edelsten Völker ausgesetzt seyn, wenn die Freiheit, welche das Erzeugniß von Menschenaltern seyn und ihre Wurzeln durch die Schichten von tausend Gewöhnungen er-

strecken sollte, aufschießt als die exotische Pflanze einer Stunde, und (wie der Baum und die Dryas der alten Fabellehre) mit dem Geist des Einzelnen, der sie schirmt, blüht und verdorrt.

„O Himmel, daß ich ein Mann wäre!“ rief Angelo, der hinter Rienzi stand.

„Hört ihn, hört den Knaben,“ rief der Tribun: „aus dem Munde der Unmündigen spricht die Weisheit. Er wünscht ein Mann zu seyn, wie Ihr Männer seyd, um zu handeln, wie Ihr handeln solltet. Merkt auf mich! Ich reite mit diesen wenigen Getreuen durch das Quartier der Colonna, vor die Feste Eures Feindes. Dreimal sollen meine Trompeter vor dieser Feste blasen; wenn Ihr beim dritten Mal nicht kommt, bewaffnet, wie Euch geziemt — ich sage nicht Alle, nur drei, nur zwei, nur ein Hundert von Euch — so zerbreche ich meinen Befehlshaberstab und die Welt wird sagen, daß hundert und fünfzig Räuber die Seele Roms erstickten und ihre Obrigkeit und Gesetze zertrümmerten!“

Mit diesen Worten stieg er die Treppe herab und bestieg sein Pferd; die Menge wich schweigend aus und ihr Tribun und sein schmales Häufchen zogen langsam dahin und entschwanden allmälig den Blicken der anwachsenden Menge.

Die Römer blieben auf dem Platz und nach einer Pause hielt der Demagog Baroncelli, der hier eine Aussicht für seinen Ehrgeiz erblickte, eine Anrede an sie. Obgleich kein beredter oder sonderlich begabter Mann, hatte er doch die Kunst inne, die beliebtesten und einleuchtendsten Gemeinplätze vorzutragen. Und er kannte wohl die schwache Seite seiner Zuhörerschaft — ihre Eitelkeit, Stumpfheit und ihren anmaßenden Stolz.

„Seht Ihr, meine Herren,“ sagte er zu dem Platz des Löwen hinaufspringend, „der Tribun spricht tapfer, wie er immer that; aber der Affe braucht die Katze, um ihm die Kastanien aus dem Feuer zu holen, er möchte Euch gern die Pfoten ins Feuer stoßen, aber Ihr werdet nicht so einfältig seyn und ihm seinen Willen thun. Die Heiligen mögen uns

segnen; aber der Tribun, der gute Mann nimmt sich da einen Palast und hält Bankette und badet in einem Gefäß aus Porphyr — um so schändlicher von ihm — worin der heilige Sylvester den Kaiser Constantin taufte; alles das verlohnt sich wohl darum zu fechten; aber Ihr, meine Herren; was habt Ihr davon als tüchtige Streiche und das Gaffen bei einem Festspektakel? Ha! wenn Ihr diese Gesellen schlagt, so bekommt Ihr eine neue Auflage auf den Wein, das wird Euer Lohn werden!"

„Hört," rief Cecco, „da schmettert die Trompete — schade, daß er uns zu besteuern gedachte!"

„Wahr!" sagte Baroncelli, „da schmettert die Trompete, eine silberne Trompete, bei Gott! Nächste Woche, wenn Ihr ihm aus der Klemme helft, wird er eine von Gold haben. Aber geht — warum rührt Ihr Euch nicht, meine Freunde? Es sind nur hundertfünfzig Söldner; wahr! aber es sind Teufelskerle mit Fechten, gewaffnet bis an die Zähne; aber was weiter? — wenn sie auch ein vier — fünfhundert Gurgeln abschneiden, schlagt Ihr sie am Ende doch und der Tribun ißt um so lustiger zu Nacht."

„Das ist das zweite Blasen!" sagte der Fleischer. „Wenn nicht meine alte Mutter schon zwei von uns verloren hätte — es ist dumm von mir — aber ich führte doch noch einen Streich für den kühnen Tribunen!"

„Ihr müßt Euch mit mehr Quecksilber laden," fuhr Baroncelli fort, „oder Ihr kommt zu spät. Und welcher Jammer und Schade wird das seyn — wenn Ihr dem Tribun glaubt, so ist er der einzige Mann, der Rom zu retten im Stande ist. Was, Ihr, das trefflichste Volk auf der Welt — Ihr nicht im Stand Euch selbst zu retten! Ihr von Einem Mann abhängig — Ihr nicht im Stand den Orsini und Colonna Gesetze zu diktiren? Ihr, die Ihr die Barone bei San Lorenzo schluget? Waret nicht Ihr es? Ha, Ihr bedientet den Schenktisch und der Tribun nahm das Geld! Geduld, meine Freunde, laßt den Mann laufen, ich stehe Euch dafür, es gibt eine ganze Menge, die so gut sind wie er und

um billigeren Preis zu haben. Und — horch! — das ist das dritte Blasen; jetzt ist es zu spät!“

Als die Trompete aus der Ferne ihren langen, schwermüthigen Ton hören ließ, da war es wie die letzte Warnung des scheidenden Genius der Stadt; und als die Stille den Ton verschlang, da befiel ein düsteres Gefühl die ganze Versammlung. Sie fingen an zu bedauern, zu bereuen, als Bedauern und Reue nichts mehr fruchteten; die Spaßhaftigkeit Baroncelli's wurde plötzlich widerlich; und der Redner hatte die tödtliche Kränkung, seine Zuhörerschaft sich nach allen Seiten zerstreuen zu sehen, eben wie er im Begriff stand ihnen auseinander zu setzen, welche große Dinge er selbst zu ihrem Besten verrichten würde.

Mittlerweile zog der Tribun unverletzt durch das gefahrvolle Quartier des Feindes, der über seine Annäherung erschrocken, sich in die Feste zurückzog, und ritt nach dem Castell St. Angelo, wohin ihm Nina schon vorangegangen war. Als er dort eintrat, kam ihm die stolze Frau entgegen mit einem Lächeln wegen seiner Rettung, ohne eine Thräne über seinen Sturz.

Siebentes Kapitel.

Die Nachfolger einer mißlungenen Revolution. — Wer ist zu tadeln! — Der Verlassene oder die ihn verließen?

Heiter strahlte die Wintersonne über die Straßen Roms, als das Heer der Barone durch sie einzog. An der Spitze desselben der Cardinallegat; der alte Colonna, (nicht mehr aufrecht und stolz, sondern gebückt und mit gebrochenem Herzen über den Verlust seiner Söhne) zu seiner Rechten; gleich hinter ihm sah man Luca Savelli mit seinem glatten Lächeln, Rinaldo Orsini mit seinem finstern Stirnrunzeln. Ein langer aber barbarischer Zug war es, bestehend hauptsächlich aus fremden Söldnern; auch glich die Prozession nicht der

Rückkehr verbannter Bürger, sondern dem Marsch einrückender Feinde.

„Mein Herr Colonna!“ sagte der Cardinal de Deux, ein kleines welkes Männchen, ein Franzose von Geburt und voll der bittersten Vorurtheile gegen die Römer, die ihn bei einer frühern Sendung, nach ihrer gewohnten Sitte gegen fremde Geistliche, übel aufgenommen hatten, „dieser Pepin, welchen Montreal zu Euren Befehlen stellte, hat uns in der That gute Dienste gethan.“ Der alte Herr verbeugte sich, gab aber keine Antwort. Sein kräftiger Verstand war schon gebrochen und aus seinen gläsernen Augen sprach der Blödsinn. Der Cardinal murmelte: „Er hört mich nicht; der Kummer hat ihn kindisch gemacht!“ und rückwärts schauend winkte er Luca Savelli zu sich her.

„Luca,“ sagte der Legat, „es war ein Glück, daß der Ungarn schwarze Banner den Provenzalen in Aversa festhielten. Hätte er Rom betreten: wir hätten an ihm einen schlimmern Nachfolger des Tribuns bekommen als dieser selbst war. Montreal,“ setzte er mit einem leichten Nachdruck und eingekniffener Lippe hinzu, „ist ein Edelmann und ein Franzose. Diesen Pepin, seinen Abgeordneten, müssen wir durch Bestechung oder Drohung unserm Willen fügsam machen.“

„Gewiß,“ antwortete Savelli, „ist es keine schwere Aufgabe, denn Montreal rechnete auf einen hartnäckigen Kampf, den er selbst zu beendigen sich gern das Vergnügen gemacht hätte —“

„Als Podesta oder Fürst von Rom! der bescheidene Mann! wir Franzosen haben ein ziemliches Bewußtseyn von unsern Verdiensten; aber dieser plötzliche Sieg überrascht ihn wie uns, Luca, und wir müssen dem Pepin die Beute abjagen, ehe Montreal ihm zu Hülfe kommt! Aber dieser Rienzi muß sterben! Er ist, so höre ich, noch in St. Angelo eingeschlossen. Die Orsini werden ihn da mit Sturm angreifen, ehe der Tag älter wird. Heute nehmen wir das Capitol in Besitz — erklären alle Gesetze des Rebellen für nichtig — heben sein lächerliches Parlament auf und über-

geben die ganze Regierung der Stadt, drei Senatoren: Rinaldo Orsini, Colonna und mir. Für Euch, Herr, hoffe ich, werden wir schon passend sorgen."

„O, ich bin belohnt genug, wenn ich nur in meinen Palast zurückkehre; und ein Streifzug in das Goldschmiedsquartier wird bald seine Befestigungen wieder aufbauen helfen. Luca Savelli ist kein ehrgeiziger Mann. Er will nur im Frieden leben."

Der Cardinal lächelte sauer und schlug die Richtung nach dem Capitol ein. Auf dem Platz vor demselben waren die gewöhnlichen Gaffer versammelt. „Macht Platz, macht Platz, Schufte!" riefen die Wachen, zu beiden Seiten auf die Menge einreitend, die gewöhnt an die artige und milde Weise von Rienzi's Wachen, so langsam zurückwich, daß viele von ihnen nicht der ernsten Mißhandlung durch die Piken der Soldaten und die Hufe der Pferde entgingen. Unter diesen befand sich unser Freund Luigi, der Fleischer, und der Ungestüm des römischen Blutes stieg über die Südhitze, als er auf seinen breiten Bauch einen Stoß mit dem stumpfen Theil einer deutschen Pike erhielt. „Da Römer," sagte der rohe Söldner in seinem barbarischen Italienisch, „macht Platz für bessere Leute als Ihr seyd. Ihr habt genug Versammlungen und Spektakel gehabt in letzter Zeit, nach billiger Rechnung!"

„Bessere Leute!" sprudelte der arme Fleischer heraus, „ein Römer weiß nichts von solchen; und hätte ich nicht zwei Brüder verloren bei San Lorenzo, ich wollte —"

„Der Hund ist meuterisch," sagte einer der Begleiter Orsini's, welcher hinter dem Deutschen kam, „und spricht von San Lorenzo?"

„Oh," sagte ein Anderer Orsinist, der daneben ritt, „ich erinnere mich seiner wohl von früher. Er gehörte zu Rienzi's Rotte."

„Wirklich?" sagte der Andere finster, „dann können wir nicht zu früh mit heilsamen Exempeln anfangen," und erbittert über etwas Trotziges und Herausforderndes in der

Miene des Fleischers, stach ihn der Orsinist kalt mit seiner Pike durchs Herz und ritt über seinen Leichnam weiter.

„Schande, Schande!“ — „Mord, Mord!“ schrie das Volk und in der Leidenschaft des Augenblicks drängten sie sich um die Wachen zusammen.

Der Legat hörte das Geschrei und sah das Getümmel; er erblaßte. „Die Schurken rebelliren wieder!“ stammelte er.

„Nein, Euer Eminenz, nein,“ sagte Luca, „aber es mag gut seyn, ihnen einen heilsamen Schrecken einzuflößen; sie sind alle unbewaffnet; laßt mich den Wachen Befehl geben sie zu zerstreuen. Ein Wort reicht hin.“

Der Cardinal gab seine Zustimmung; das Wort ward gegeben und in wenig Minuten zerstreuten die Soldaten, noch erbittert von der racheforderndeu Erinnerung an die von einer undisciplinirten Menge erlittene Niederlage, die Volksmasse in allen Straßen, ohne Bedenken und ohne Mitleid, überritten die Einen, erstachen die Andern — die Luft erscholl von Geschrei und Stöhnen, der Boden ward besäet mit beinah so vielen Männern, als wenige Tage zuvor hingereicht hätten Rom zu schützen und die Verfassung zu erhalten. Während dieser wilden, stürmischen Auftritte, über die Leichname der Schlachtopfer derselben ritt der Legat und sein Gefolge, um in der Halle des Capitols die Huldigung der Bürger anzunehmen und das Glück ihrer Rückkehr zu verkündigen.

Als sie an den Treppen abstiegen, fiel ein Anschlag mit großen Buchstaben dem Auge des Legaten auf. Er war an dem Fußgestell des basaltnen Löwen befestigt und bedeckte gerade die Stelle, welche von der Bannbulle war eingenommen worden. Die Worte waren nur wenige und lauteten:

„Zittert! Rienzi kehrt zurück!“

„Wie! was soll diese Mummerei bedeuten!“ schrie der Legat jetzt schon zitternd und rings die Edeln ansehend.

„Euer Eminenz zu dienen,“ sagte einer von den Räthen, welche vom Capitol herabkamen, den Cardinal zu empfangen, „wir sahen es mit Tagesanbruch, die Tinte noch feucht,

als wir in die Halle traten. Wir hielten fürs beste es so zu lassen, damit Euer Eminenz die Einsicht hätte."

„Ihr hieltet so dafür! Wer seyd Ihr denn?"

„Eines von den Mitgliedern des Raths, Euer Eminenz, und ein heftiger Gegner des Tribuns, wie man wohl weiß, als er die neue Steuer verlangte —"

„Rath — dummes Zeug! Kein Rath mehr jetzt! Die Ordnung ist endlich hergestellt. Die Orsini und Colonna werden Euch in Zukunft im Auge haben. Einer Steuer widersetzt habt Ihr Euch? Gut, das war recht, weil sie von einem Tyrannen vorgeschlagen wurde; aber ich warne Euch, Freund, nehmt Euch in Acht, Euch der Steuer zu widersetzen, die wir auflegen. Ihr dürft von Glück sagen, wenn Eure Stadt ihren Frieden mit der Kirche auf irgend welche Bedingungen erkaufen kann — und Seine Heiligkeit ist der Goldgulden sehr bedürftig."

Der abgethane Rath zog sich zurück.

„Reißt jenen unverschämten Anschlag ab. Nein, halt! Heftet darüber hin unser Angebot von zehntausend Goldgulden für den Kopf des Ketzers! Zehn tausend; mich dünkt das ist jetzt zuviel — wir wollen eine andere Zahl setzen. Inzwischen, Rinaldo Orsini, Herr Senator, führe Deine Soldaten auf St. Angelo; laß uns sehen, ob der Ketzer eine Belagerung aushalten kann."

„Es bedarf dessen nicht, Euer Eminenz," sagte der Rath, wieder dienstbeflissen sich herandrängend, „St. Angelo ist übergeben. Der Tribun, seine Gemahlin und ein Page entwischten letzte Nacht, man sagt verkleidet."

„Ha!" sagte der alte Colonna, dessen abgestumpfter Geist endlich auf den Schluß verfallen war, daß etwas Außerordentliches den Gang seiner Freunde aufhielt. „Was ist die Sache! Was bedeutet der Anschlag? Will mir Keiner die Worte sagen? Meine alten Augen sind trüb."

Wie er diese Fragen in der schrillenden, durchdringenden Diskantstimme des Alters aussprach, erwiederte eine laute und tiefe Stimme — Niemand wußte woher sie kam, die Umstehenden beschränkten sich auf einige wenige Nachzügler,

hauptsächlich Mönche in Kutte und Sarsche, deren Neugierde sich durch Nichts abschrecken ließ und deren Tracht ihnen Sicherheit verbürgte — die Soldaten schlossen hinten den Zug: — eine Stimme, sage ich, sprach, die Farbe von mancher Wange verscheuchend, als Antwort auf die Fragen des alten Colonna die Worte:

„Zittert! Rienzi kehrt zurück!"

Sechstes Buch.

Die Pest.

Im Jahre des Herrn 1348 betraf die Stadt Florenz eine höchst schreckliche Pest.

Boccaccio.

Erstes Kapitel.

Der Zufluchtsort des Liebenden.

An den Gestaden eines der schönsten Seen des nördlichen Italiens stand das Lieblingsschloß Adrians von Castello, wohin in seinen sanfter gestimmten, weniger patriotischen Stunden seine Seele sich oft innig sehnte; und dahin zog sich der junge Edelmann, seine höfischeren und ausgezeichneteren Begleiter auf der neapolitanischen Gesandtschaft entlassend, nach seiner unglückseligen Rückkehr nach Rom zurück. Die Meisten derer, die er so verabschiedete, schlossen sich den Baronen an; der junge Annibaldi, dessen kühne und ehrgeizige Natur ihn stark an den Tribunen gekettet hatte, beobachtete die Neutralität; er begab sich auf sein Castell in der

Campagna und kehrte erst nach Rienzi's Vertreibung nach Rom zurück.

Die Zurückgezogenheit von Irene's Geliebten war ganz geeignet, seine schwermüthigen Träumereien zu nähren. Ohne eigentlich eine Feste zu seyn, war sie doch stark genug, jedem Angriff der Gebirgsräuber oder der kleinen Tyrannen in der Nachbarschaft zu widerstehen, während doch, da ein früherer Herr das Gebäude aus den Materialien von halb zerstörten Villen der alten Römer hatte aufführen lassen, seine Marmorsäulen und gewürfelte Fußböden, durch eine bunt verwobene Anmuth, die grauen Steinmauern und massiven Thürme der feudalen Architektur hoben. Von einer grünen Erhöhung, die sich sanft gegen den See hinabsenkte, aufsteigend, warf der stattliche Hügel seinen Schatten weithin und dunkel über das schöne Gewässer; daneben stürzte von den hohen, waldigen Bergen im Hintergrund ein Wasserfall herab, mit unregelmäßiger Gewalt, in vielen Windungen, bald durch das Gebüsch versteckt, bald hell im Licht glänzend, und zuletzt sich in einem großen Becken sammelnd; daneben ein kleiner Springbrunnen, mit halb verlöschten Buchstaben beschrieben, bezeugte die verschwundene Zierlichkeit des klassischen Alters — einige Erinnerungen an den Besitzer und den Dichter, deren Namen sogar verloren gegangen; durch Moose und Lebekraut und wohlriechende Gesträuche sich hindurchwindend, trug von dort ein kleiner fast verhüllter Bach den Ueberschuß des Wassers in den See. Und hier wuchs unter den stämmigeren und derberen Gewächsen des Nordens wild und malerisch mancher in frühern Zeiten von dem sonnigeren Osten hieherverpflanzte Baum — ohne zu verwelken und zu verkommen in diesem goldenen Klima, das beinahe jedes Produkt der Natur wie mit Mutterzärtlichkeit hegt. Der Ort war entlegen und einsam. Die von den entfernten Städten dahinführenden Straßen waren mühsam, verwickelt, gebirgig und von Räubern wimmelnd. Wenige Hütten und ein kleines Kloster, eine Viertelmeile von dem grünen Seeufer entfernt, waren die nächsten Wohnungen; und außer von gelegentlichen Pilgern oder verirrten

Reisenden wurde die einsame Wohnung selten von Jemand betreten. Es war gerade ein Ort, welcher einem der Welt satten Mann Ruhe versprach, und ganz und gar die Erinnerungen begünstigte, welche in verworrener Ueppigkeit sich an den Trümmern der Leidenschaft emporranken. Und der, dessen Geist, edel und selbstgenügsam, die Einsamkeit ertragen kann, hätte in der ganzen Welt vergebens eine schönere und ungestörtere Stelle suchen können.

Aber nicht zu solcher Einsamkeit hatten die früheren Träume Adrians den Platz bestimmt. — Hier — hatte er sich gedacht — sollte ein herrliches Wesen herrschen und walten; hier sollte die Liebe ihren Port finden, hieher, wenn die Liebe endlich fremde Gäste duldete, hieher hätte Reichthum und Geistesverwandtschaft alle edlere, gebildetere Geister einladen sollen, welche das so lang erschütterte und unruhige Italien wieder zu beleben anfingen und ein zweites, verjüngtes Reich der Poesie, der Wissenschaft und Kunst verhießen. Der anmuthigen und romantischen, aber etwas in sich gekehrten und trägen Gemüthsart des jungen Edelmanns, der mehr für ruhige, gesittete, als für stürmische und barbarische Zeiten geeignet war, bot der Ehrgeiz keinen so willkommenen Lohn als gelehrte Muße und durch geistige Genüsse verschönerte Ruhe. Seine jugendliche Einbildungskraft, gefärbt durch den Einfluß Petrarka's und selbst sein Streben als Mann hatten geträumt von einem glücklicheren Vaucluse, das nicht ohne eine Laura bleiben sollte. Die Gesichte, welche mit dieser Scene das Bild Irenens in Verbindung gebracht hatten, belebten den Ort noch mit ihrem Schatten; und da Zeit und Trennung nur seine leidenschaftlichen Gedanken nährten, wurde seine Melancholie immer tiefer und seine Liebe größer.

In dieser einsamen Zurückgezogenheit — die, indem ich sie aus dem Gedächtniß schildere (denn meine Augen haben jenen Ort gesehen, mein Fuß hat ihn betreten und mein Herz sehnt sich noch darnach), die, sage ich, während ich sie beschreibe, mir, und vielleicht auch dem freundlichen Leser als ein angenehmer und willkommener Ruhepunkt erscheint

nach den Stürmen der Thätigkeit und den Wechselfällen des Ehrgeizes, welche so lang unsre Erzählung in Anspruch genommen, in dieser einsamen Zurückgezogenheit verbrachte Adrian den Winter, welcher dieses bezaubernde Klima nur mit einem so milden Wechsel heimsucht. Das Gelärme der äußern Welt drang, aber nur als schwaches und verworrenes Murmeln, an sein Ohr. Er erfuhr nur unvollkommen und mit vielen Widersprüchen die Neuigkeiten, welche wie ein Gewittersturm Italien durchbrausten, daß der außerordentliche, kühnanstrebende Mann — selbst eine Revolution — der das Interesse von ganz Europa, die glänzendsten Hoffnungen der Enthusiastischen, die verschwenderische Schmeichelei der Großen, den innigsten Schrecken der Despoten, die kühnsten Bestrebungen aller freisinnigen Geister geweckt hatte — plötzlich von seiner Höhe war gestürzt worden — sein Name verflucht und sein Kopf geächtet. Dies Ereigniß, das sich zu Ende des Decembers zutrug, kam zu Adrians Kunde durch einen wandernden Pilger zu Anfang März, etwas mehr als zwei Monate, nachdem es sich begeben; im März dieses schrecklichen Jahrs 1348, das Europa und Italien insbesondere verwüstet sah durch die gräßlichste Pest, deren die Geschichte gedenkt, bejammernswerth eben so sehr wegen der Zahl als der Berühmtheit ihrer Opfer und doch sonderbarerweise verkettet mit manchen angenehmen Bildern durch die Anmuth Boccaccio's und die pathetische Beredsamkeit Petrarka's.

Der Pilger, welcher Adrian von der Revolution in Rom benachrichtigte, vermochte ihm keinen Aufschluß über das dermalige Schicksal Rienzi's und seiner Familie zu geben. Man wußte nur, daß er und seine Gemahlin entflohen waren — aber Niemand: Wohin? Manche vermutheten, sie seyen schon todt, Opfer der zahlreichen Räuber, die unmittelbar nach dem Fall des Tribuns sich wieder in ihren früheren Schlupfwinkeln festsetzten und kein Alter und Geschlecht, nicht Armuth noch Reichthum verschonten. Da Alles, was den Extribun betraf, lebhaftes Interesse erregte, hatte der Pilger auch erfahren, daß vor dem Sturz Rienzi's seine

Schwester Rom verlassen; aber es war nicht bekannt, wohin sie geführt worden war.

Diese Neuigkeiten rüttelten Adrian mächtig aus seinem träumerischen Leben empor. So war jetzt Irene in der Lage, welche sein Brief gewagt hatte, zu schildern — getrennt von ihrem Bruder, von ihrer Höhe gefallen, verlassen und freundlos. „Jetzt," sagte der edelmüthige und hochherzige Liebhaber, „kann sie die Meinige werden, ohne Vorwurf für meinen Namen. Was immer Rienzi's Fehler seyn mögen — sie ist nicht darein verflochten. Ihre Hände sind nicht geröthet vom Blut meiner Vetter; auch kann Niemand sagen, Adrian di Castello verbünde sich mit einem Fürsten, dessen Macht erbaut sey auf den Trümmern des Hauses Colonna. Die Colonna sind wieder eingesetzt — wieder triumphirend — Rienzi ist Nichts — Unglück und Noth vereinigen mich auf einmal mit derjenigen, welche sie betroffen!"

Aber wie waren diese schwärmerischen Entschlüsse auszuführen, da Irenens Aufenthaltsort unbekannt war? Er beschloß, sich nach Rom zu begeben und die geeigneten Nachforschungen anzustellen; demgemäß kündigte er seinen Leuten — frohe Botschaft für sie — den Aufbruch zur Reise an. Der Harnisch verließ die Rüstkammer, das Banner die Halle — und nach zwei Tagen lebhaften Treibens war die Quelle, an der Adrian so manche Stunde in Träumereien hingebracht, nur noch von den Vögeln des wiederkehrenden Frühlings besucht, und die nächtliche Lampe warf nicht mehr ihren einsiedlerischen Strahl von seinem Zimmer im Thurm über die Tiefe des verlassenen Sees.

Zweites Kapitel.

Der Suchende.

Es war an einem hellen, drückend heißen und schwülen Morgen, daß man einen einzelnen Reiter die unebene ge-

wundene Straße hinreiten sah, von deren Höhe, unter Feigenbäumen, Reben und Oliven der Wanderer allmälig das bezaubernde Thal des Arno und die Giebel und Thürme von Florenz vor seinem Auge sich ausbreiten sieht. Aber nicht mit Blicken, wie sie hier sonst Reisenden gewöhnlich, voll Bewunderung und Entzücken, zog dieser einzelne Reiter dieses Wegs und diese Mittagssonne leuchtete nicht dem gewöhnlichen Treiben, der Freude und Rührigkeit toskanischen Lebens. Alles war still, leer und gedämpft; und selbst das Licht des Himmels schien mit einem geisterhaften, kränklichen Glanz behaftet. Von den Hütten an der Straße waren einige verschlossen und verriegelt, andere offen, aber dem Anschein nach ohne Bewohner. Der Pflug stand still, der Rocken arbeitete nicht: Pferd und Mensch hatten einen traurigen Feiertag. Ein finstrerer Fluch lag auf dem Land, als der Fluch Cains! Dann und wann huschte eine einzelne Gestalt, meist in die düstere Mönchstracht gekleidet, über die Straße, hob dem Reisenden ein gelbes und erstaunt ihn anstierendes Antlitz entgegen, eilte dann weiter und verschwand unter einem Dach, von wo ein schwaches Sterbegeröchel herausdrang, das man ohne die außerordentliche ringsum herrschende Stille nicht bis über die Schwelle vernommen hätte. Als der Reisende sich der Stadt näherte, bot sich ihm ein belebterer, aber noch gräßlicherer Anblick dar. Da sah man Karren und Sänften, ganz in dicke Decken eingehüllt, darinnen solche, welche die Rettung in der Flucht suchten, nicht bedenkend, daß die Pest überall war! Und wie diese traurigen Fuhrwerke, von Rossen gezogen, die, schattenhafte Knochengerippe, schwerfällig sich fortschleppten, vorüberzogen wie Leichenwagen: unterbrach manchmal ein Schrei die Stille, mit der sie sich fortbewegten, und das Pferd des Reisenden scheute, wenn ein Unglücklicher, an dem die Krankheit ausgebrochen, durch die selbstsüchtige Unmenschlichkeit seiner Gefährten von dem Fuhrwerk geworfen und, auf dem Wege liegend, dem Tod preis gegeben wurde. Hart am Thor hielt ein Wagen, und ein Mann mit einer Maske warf das, was darin gewesen, in einen grünen schlammigen

Graben, der an die Straße stieß. Es waren Röcke und Kleider von aller Art und dem verschiedensten Werth; der gestickte Mantel des Hofmanns, der Hut und Schleier einer Dame, und die Lumpen des Bauers. Während der Reiter der Arbeit des Maskirten zusah, erblickte er eine Heerde Schweine, mager und halb verhungert, auf die Stelle losstürzen, in der Hoffnung Futter zu finden und der Reisende schauderte, wenn er dachte, auf welches Futter sie mochten gewartet haben! Aber ehe er das Thor erreichte, sanken diejenigen von den Thieren, die am geschäftigsten in dem verpesteten Kleiderhaufen gewühlt, unter den andern todt nieder. *

„Ho ho!" sagte der Mann mit der Maske, und seine hohle Stimme ertönte noch hohler unter der Maske hervor — kommst Du hieher, um zu sterben, Fremder? Siehe, Dein stattlicher Mantel vom feinsten Tuch mit goldner Stickerei wird Dich nicht vor der Pestbeule schützen. Reit zu, reit zu; — heute ein hübscher Bissen für die Lippen einer Dame, morgen zu schlecht für Würmer und Ratzen!"

Ohne auf diesen gräßlichen Gruß zu antworten, setzte Adrian, denn er war der Reisende, seinen Weg fort. Die Thore standen weit offen; das war das entsetzlichste Anzeichen unter allen, denn anfänglich hatte man die ängstlichen Vorkehrungen gegen den Eintritt von Fremden getroffen. Jetzt waren alle Sorgen, alle Vorsicht, alle Wachsamkeit vergeblich. Und dreimal neun Wächter waren gestorben an diesem Thore, und die Beamten, welche ihre Ersatzmänner bestimmen sollten, waren auch todt. Gesetz und Polizei, die Gesundheitsbehörden, die Sicherheitsmaßregeln — der Tod hatte Alles stocken machen. Und die Pest tödtete selbst die Kunst, die gesellschaftliche Einigung, die Harmonie und den Mechanismus der Civilisation, als ob sie auch Fleisch und Bein gehabt hätten.

So, stumm und einsam zog der Liebhaber weiter, auf seiner Fahrt die Liebe zu suchen, entschlossen, seine Verlobte zu finden und zu retten, geleitet, der treue und ergebene

* Eben denselben Vorfall sah und erwähnt Boccaccio.

Ritter! durch diese Fülle von Schrecknissen, von der seligen Hoffnung jener gewaltigen Leidenschaft, die, wenn edel, dann die edelste, und wenn gemein, die gemeinste unter allen ist! Er kam auf einen großen geräumigen Platz, von Palästen eingefaßt, dem gewöhnlichen Tummelplatz des höchsten und anstandsvollsten Adels von Italien. Der Fremde sah sich jetzt allein und der Hufschlag seines muthigen Rosses scholl geisterhaft und unheimlich in sein eigenes Ohr, als er, gerade als er um die Ecke einer von hier ausgehenden Straße bog, ein Weib mit einem Kind im Arm sich fortschleichen sah, während ein anderes, auch noch unmündig, sich an ihr Kleid hing. Sie hielt einen großen Blumenstrauß sich vor die Nase — eine beliebte, wie man meinte, ersprießliche Mode, um die Ansteckung abzuhalten — und murmelte gegen die vor Hunger wimmernden Kinder: „Ja, Ja, Ihr sollt zu essen haben! Genug zu essen jetzt für die, die noch fortkommen! Aber, oh! die, die noch fortkommen!" — und sie sah sich ängstlich nach allen Seiten um, ob nicht ein Kranker in der Nähe sey. Adrian hielt sein Pferd an.

„Meine gute Frau," sagte er, „könnt Ihr mir den Weg zeigen ins Kloster — —?"

„Fort, Mann, fort!" knirschte das Weib.

„Ach!" sagte Adrian mit traurigem Lächeln, „seht Ihr denn nicht, daß ich bis jetzt noch nicht zu denen gehöre, welche anstecken können?"

Aber das Weib floh, ohne auf ihn zu hören, weiter; als sie nach wenigen Schritten aufgehalten ward durch das Kind, welches sich an ihr hielt.

„Mutter, Mutter!" rief es, „ich bin krank, ich kann nicht mehr fort!"

Das Weib blieb stehen, zog das Kleid des Kindes zurück, sah unter dem Arm das verhängnißvolle Geschwür und entfloh, ihr eigenes Fleisch im Stich lassend, mit einem lauten Schrei die Straße hinauf. Der Schrei gellte lang in Adrians Ohr, obgleich er den unnatürlichen Grund desselben nicht kannte; — die Mutter fürchtete nicht für ihr Kind, sondern für sich selbst! Die Stimme der Natur ward so wenig ge=

hört in dieser Leichenstadt, als im Grab selbst! Adrian ritt in stärkerem Schritt weiter, und kam endlich vor eine ansehnliche Kirche; ihre Thore standen weit offen, und er sah innen eine Schaar Mönche (keine andere Betende waren anwesend als diese und in Masken) um dem Altar versammelt, das Miserere Domine singend; — die Diener Gottes ohne Heerde in einer Stadt, die sich bis daher der frömmsten Einwohnerschaft in ganz Italien gerühmt hatte!

Der junge Ritter hielt vor der Thüre und wartete, bis der Gottesdienst vorüber war und die Mönche die Stufen herab auf die Straße kamen.

„Heilige Väter," redete er sie dann an, „darf ich Euch um die Güte bitten, mir den nächsten Weg in das Kloster Santa Maria dei Pazzi zu sagen?"

„Sohn," erwiederte eines der antlitzlosen Gespenster, denn so erschienen sie in ihren leichenhaften Kleidern und plumpen Masken; „Sohn, setzt Euren Weg weiter fort und Gott sey mit Euch. Räuber oder schwärmende Gäste mögen jetzt die heilige Wohnung erfüllen, wovon Ihr sprecht. Die Aebtissin ist todt nnd manche Schwester theilt ihren Schlummer. Und die Nonnen sind entflohen vor der Ansteckung."

Adrian sank beinahe vom Pferd und als er wie eingewurzelt auf der Stelle verweilte, zog die schwarze Prozession vorüber, im feierlichen Chor durch die verödeten Straßen die Mönchshymne singend:

„Bei der Mutter — beim Sohn, deß Blut
Unsre Sünden machet gut:
Unsre Sünden übergeh!
Miserere Domine!"

Von seiner Starrsucht sich erholend, kam jetzt Adrian den Mönchen wieder nach und als sie den Endreim ihres Gesangs geschlossen, sprach er sie wieder an:

„Heilige Väter, fertigt mich nicht so ab. Vielleicht kann ich von der Einen, die ich suche, doch noch etwas im Kloster hören. Sagt mir, welchen Weg ich dahin einzuschlagen habe."

„Störe uns nicht, Sohn!" sagte der Mönch, der zuvor

gesprochen. „Es ist eine üble Vorbedeutung für Dich, daß Du so die Anrufungen der Diener des Himmels unterbrichst.“

„Verzeiht — verzeiht! ich will reichliche Buße thun, viele Messen lesen lassen! aber ich suche eine theure Freundin — der Weg — der Weg —“

„Rechts, bis Ihr an die erste Brücke kommt. Jenseits der dritten Brücke, am Fluß, findet Ihr das Kloster,“ sagte ein anderer Mönch, gerührt durch Adrians inständiges Bitten.

„Segen über Euch, heiliger Vater!“ stammelte der Ritter und spornte sein Pferd nach der angegebenen Richtung hin. Die Ordensbrüder achteten nicht auf ihn, sondern begannen wieder ihren Gesang. Vermischt mit dem Dröhnen von seines Pferdes Hufschlag auf dem rasselnden Pflaster drang in das Ohr des Reiters der flehentliche Gesang:

„Miserere Domine!“

Ungeduldig, mit krankem Herzen, verzweifelnd flog Adrian in vollem Rosseslauf durch die Straßen. Er kam über den Marktplatz, der leer war gleich der Wüste; durch die düstern verbollwerkten Straßen, in welchen das Feldgeschrei der Guelfen und Ghibellinen so oft die Ritterschaft und den Adel von Florenz entflammt hatte. Jetzt lagen, in Grüften und Gruben durch einander geworfen, Guelfen und Ghibellinen, Rittersporen und Bettlerkrücken. In Vergleich mit dieser Stille wäre der Lärm eines Bürgerkriegs noch ein Glück gewesen! Die erste Brücke, das Ufer, die zweite, die dritte Brücke waren erreicht und Adrian hielt endlich sein Pferd vor den Mauern des Klosters an. Er band es an dem Portal an, wo das Thor offen stand, halb aus den Angeln gerissen, durchschritt den Hof, erreichte die gegenüberliegende Thüre, welche in den Hauptbau einführte, kam an das neidische Gitter, das jetzt keine Schranke mehr bildete gegen die unheilige Welt, und als er hier eine Weile still stand, um wieder Athem und Kraft zu sammeln, schallte wildes Gelächter und lauter Gesang, welchen eingeworfene

Flüche unterbrachen, an sein Ohr. Er stieß die vergitterte Thüre bei Seite, trat hinein und erreichte, jenen Tönen nachgehend, das Refektorium. In diesem Versammlungsort der strengen, der Welt abgestorbenen himmlischen Jungfrauen sah er jetzt, um den obern Tisch, ehmals der Aebtissin zugehörend, eine seltsame, unordentliche, ruchlose Bande gelagert, welche auf den ersten Blick allen Ständen und Classen anzugehören schienen; Einige trugen Zwilch oder gar Lumpen, Andere waren aufs stattlichste herausgeputzt mit Seide und Sammt, Federn und Mantel. Aber ein zweiter Blick zeigte zur Genüge, daß die Gesellen ganz und gar von Einer Gattung waren, und daß die Pracht der glänzender Gekleideten nur gute Beute von unbewachten Palästen oder verlassenen Bazar's war, denn unter Federhüten, mit Juwelen besetzt, schauten grimmige, ungewaschene, unbarbirte Gesichter hervor, überhangen von den langen Haaren, wie sie die Leute vom Fach der scharfen Messer und der Miethlingswaffe eben damals anfingen zu tragen, weil sie ihnen oft statt einer Maske dienten. Unter diesen wilden Zechern befanden sich viele Weiber, junge und mittleren Alters, schöne und häßliche — und Adrian ergriff ein frommer Schauder, als er unter den weiten Gewändern und den entblösten Schultern der handwerksmäßigen Buhlerinnen die heilige Kleidung und den geweihten Rosenkranz von Nonnen erblickte. Weinflaschen, reichliche, Schüsseln, goldene und silberne Gefäße, meist zu heiligen Gebräuchen bestimmt, bedeckten die Tafel. Als der junge Römer wie verzaubert auf der Schwelle stehen blieb, rief der Mann, welcher den Vorsitz bei dem Gelag führte, ein mächtig großer, schwarzbrauner Bursche mit einer tiefen Schmarre über das Gesicht, welche durch die ganze linke Wange und Oberlippe sich hinzog und seinem großen Gesicht einen unnatürlich häßlichen Ausdruck gab, ihm laut zu:

„Kommt herein, Mann, kommt herein. Was steht Ihr so da, verwundert und sprachlos? Wir sind gastfreie Zecher und heißen Jedermann willkommen. Da sind Speisen, Wein

und Weiber. Des Herrn Bischofs Wein und der Frau Aebtissin Weiber!

„Singt hei und singt ho dem Herrn König, dem Tod,
Der mit einem Hauch eine Heerschaar bedroht,
Der die Kerker erschließt, um Paläste zu plündern
Und ehrliche Leute erlöst von den Schindern!
Hoch lebe die Pest! Laßt die Mächt'gen erbangen!
Wenn die todt — die Armen zu leben anfangen.
Hoch lebe die Pest! Mög' von jetzt sie stets retten
Vom Gelübde die Nonne, den Schelm aus den Ketten!
Dem Gefangnen ein Schlüssel — dem Schließer ein Strick —
Hoch dem Fluche der Welt — der für mich ist ein Glück!"

Ehe dieser abscheuliche Gesang zu Ende war, verließ Adrian, wohl begreifend, daß in Mitte solcher Orgien er keine Aussicht hatte, erfolgreiche Nachforschungen anzustellen, das entheiligte Gemach und stürzte fort — kaum Athem schöpfend, so groß war das Entsetzen, das ihn gefaßt hatte — bis er wieder im Hof stand, unter dem heißen, ungesunden, schweren Sonnenlicht, das für die Scenen, welche es beleuchtete, eine geeignete Atmosphäre schien. Er beschloß jedoch, den Ort nicht zu verlassen, ohne noch einen Versuch der Erkundigung anzustellen; und während er außerhalb des Hofes zweifelnd und gedankenvoll stand, sah er ganz nahe eine kleine Kapelle, durch deren hohes Fenster schwach und durch das Tageslicht gedämpft das Licht von Kerzen flimmerte. Er wandte sich dem Eingang derselben zu, trat hinein und sah neben dem Altar eine einzige Nonne im Gebet knieen. In dem engen Seitenflügel, auf einer langen Tafel, auf deren beiden Enden die großen, unheimlichen Kerzen brannten, deren Strahlen ihn hieher geleitet, zeigte ihm der Faltenwurf von einigen Leichentüchern die halbdeutlichen Umrisse menschlicher Gestalten in der Starrheit des Todes. Ergriffen von der Trübseligkeit und Heiligkeit des Ortes und dem rührenden Anblick der einsamen, aufopfernden Wächterin der Todten, kniete Adrian selbst auch nieder und betete inbrünstig.

Wie er sich erhob, sein beklemmtes Herz einigermaßen erleichtert, stand auch die Nonne auf und erstaunte, als sie seiner ansichtig wurde.

„Unseliger Mann!" sagte sie in einer Stimme, welche, leis, schwach und feierlich, wie die eines Geistes tönte, — „welcher unglückliche Stern führt Dich hieher? Siehst Du nicht, daß Du unter Leichen weilest, welche die Hand der Pest berührt hat — Du athmest eine Luft ein, welche tödtet! Weg! und suche inmitten der Zerstörung Eine Stelle, welche der schwarze Feind noch nicht heimgesucht!"

„Heilige Jungfrau," antwortete Adrian, „die Gefahr, die Ihr besteht, schreckt mich nicht — ich suche ein Wesen, dessen Leben mir theurer ist, als das meinige."

„Du brauchst mir nicht mehr zu sagen, um mich zu überzeugen, daß Du erst ganz kürzlich nach Florenz gekommen bist! Hier verläßt der Sohn den Vater und die Mutter ihr Kind. Wenn das Leben am hoffnungslosesten ist, klammern sich die Würmer von einem Tag Leben an dasselbe, als ob es das Heil der Unsterblichkeit wäre! Aber für mich allein hat der Tod keine Schauer. Lang von der Welt getrennt, habe ich meine Schwestern umkommen — das Haus Gottes entheiligt — den Altar umgestürzt gesehen, und es ist mir gleichgültig, ob ich die Letzte bin, welche die Pest übrig läßt — lebendig und ohne Meineid."

Die Nonne schwieg einige Augenblicke, und als sie ernsthaft das gesunde Angesicht und die ungebrochene Gestalt Adrians betrachtet, seufzte sie tief und fuhr fort: „Fremder, warum fliehst Du nicht? Du könntest eben so gut in den vollgeschütteten Grüften und in der Verwesung des Todes, als in dieser Stadt eine Lebende aufsuchen."

„Schwester und Braut des heiligen Erlösers!" versetzte der Römer, seine Hände faltend — „Ein Wort, ich flehe Dich. Du gehörst, scheint mir, zur Schwesterschaft jenes aufgelösten Klosters; sage mir, weißt Du, ob Irene di Gabrini * — Gast bei der verstorbenen Aebtissin, Schwester des gefallenen Tribuns von Rom — noch unter den Lebendigen ist?"

„So bist Du also wohl ihr Bruder?" sagte die Nonne. „Bist Du jener gefallene Sohn des Morgens?"

* Der Familiennamen Rienzi's war Gabrini.

„Ich bin ihr Verlobter," versetzte Adrian trüb; „rede!"

„O Fleisch, Fleisch! wie bleibst Du Sieger bis ans Ende, sogar mitten unter den Triumphen und im Lazaret der Verwesung!" sagte die Nonne. „Eitler Mann, denk nicht an solche fleischliche Bande; mach Deinen Frieden mit dem Himmel, denn Deine Tage sind wahrlich gezählt!"

„Weib!" rief Adrian ungeduldig, — „sprich mir nicht von mir und lästere nicht auf Bande, deren Heiligkeit Du nicht verstehen kannst. Ich frage Dich wieder, bei Deiner Hoffnung auf Gnade und Barmherzigkeit — lebt Irene noch?"

Die Nonne war ergriffen von der Heftigkeit des liebenden jungen Mannes und nach einer Pause, die ihm wie ein Menschenalter voll Todesangst vorkam, versetzte sie:

„Das Mädchen, von dem Du sprichst, wurde bei dem allgemeinen Sterben nicht mit weggerafft. Bei der Zerstreuung der wenigen Ueberlebenden verließ sie das Kloster — ich weiß nicht, wohin sie sich wandte. Aber sie hat Freunde in Florenz — ihre Namen kann ich Dir nicht sagen."

„Nun, Gott segne Dich, heilige Schwester, Gott segne Dich! Wie lang ist es, daß sie das Kloster verließ?"

„Vier Tage sind verflossen, seit die Räuber und Buhlerinnen von dem Hause der heiligen Maria Besitz nahmen," versetzte die Nonne stöhnend, „und sie traten schnell an die Stelle der Schwesterschaft."

„Vier Tage — und Du kannst mir keinen weitern Aufschluß geben?"

„Nein! — doch halt, junger Mann!" — und die Nonne, sich ihm nähernd, dämpfte ihre Stimme zu einem leisen Flüstern: „Frage die Becchini!" *

Ardrian bebte zurück, bekreuzte sich hastig und verließ ohne zu antworten das Kloster. Er bestieg wieder sein Pferd

* Nach dem gewöhnlichen Brauch in Florenz wurden die Todten an ihre Ruhestätte auf Bahren getragen und die Träger waren Mitbürger von gleichem Rang; aber durch die Pest war ein neuer Erwerbszweig aufgegangen und Männer von der niedrigsten Hefe des Volkes verrichteten, für ungeheuere Bezahlung, den Dienst, die Leichname der Opfer hinauszutragen. Diese heißen **Becchini.**

und ritt in das schweigende Herz der Stadt zurück. Gasthöfe und Schenken gab es nicht mehr, aber die Paläste der Todten waren Gemeingut der Lebenden geworden. Er trat in einen — ein geräumiges, fürstliches Haus. In den Ställen fand er noch Futter in den Krippen; aber die Pferde, zu jener Zeit in den italienischen Städten das Zeichen von hohem Stand und Reichthum, waren dahin sammt denen, welche sie gefüttert. Der hochgeborne Ritter unterzog sich dem Dienst des Stallknechts, nahm das schwere Geschirr ab, band sein Pferd an die Raufe, und als das ermüdete Thier, unbewußt der es umgebenden Schrecknisse, begierig über sein Futter sich hermachte, wandte sich sein junger Gebieter ab und murmelte: „Treuer Diener und einziger Genosse! möge die Pest, welche nicht Menschen noch Thiere schont, dich verschonen! und mögest du mich mit erleichtertem Herzen von hinnen tragen!"

Eine geräumige Halle, mit Waffen und Bannern behangen — eine breite marmorne Treppenflucht, deren Wände mit den steifen Umrissen und grellen Farben jener Zeit bemalt waren, führte in die großen Säle, mit goldnen und sammtnen Tapeten behängt, aber schweigend wie das Grab. Er warf sich auf die Polster, welche mitten in dem Zimmer aufgehäuft waren, denn er hatte diesen Morgen einen weiten Ritt gemacht, wie schon mehrere Tage vorher auch, und er war an Leib und Gliedern erschöpft und müde; aber er konnte nicht ruhen. Ungeduld, Angst, Hoffnung und Furcht nagten ihm am Herzen und durchfieberten seine Adern, und nach einem kurzen und ungenügenden Versuch, seine Gedanken einigermaßen zu beruhigen und zu ordnen, und einen Plan zur Nachforschung auszusinnen, bei dem er eher auf ein Ergebniß rechnen konnte, als wenn er sich dem bloßen Zufall überließ, stand er wieder auf und durchmaß die Zimmer in der unbegründeten Träumerei einer Hoffnung, welche sich nur auf den Zufall stützen konnte.

Es war leicht zu errathen, daß er sein Quartier in der Wohnung eines der Fürsten des Landes aufgeschlagen hatte; und der Glanz der gesammten Umgebung verdunkelte bei weitem die barbarische und rohe Pracht der weniger verfeinerten

und reichen Römer. Da lag die Laute, welche zuletzt war geschlagen worden — das zuletzt gelesene, vergoldete und mit Gemälden verzierte Buch; da waren traulich an einander gerückte Sitze, als ob die Dame und ihr Liebhaber hier zuletzt zusammen geflüstert hätten.

„Und solche Verödung," dachte Adrian, „kann bald auch die Spur des unbegrüßten Gastes verschlingen, wie die des verschwundenen Herrn!"

Endlich trat er in einen Saal, wo noch eine Tafel gedeckt war mit Weinflaschen, gläsernen Bechern und einem von Silber, verwelkten Blumen, halb faulen Früchten und Speisen. Auf der einen Seite der Tapeten öffneten sich die Flügelthüren auf eine breite Treppenflucht, die zu einem kleinen Garten hinter dem Hause führte, worin noch ein Springquell munter und glänzend fortspielte — das einzige Lebendige außer dem Fremden! Auf den Stufen lag ein karmoisinrother Mantel und ein Damenhandschuh. Diese Reliquien schienen dem Herzen des Liebenden von der letzten Werbung, dem letzten Lebewohl eines Liebhabers zu zeugen. Er stöhnte laut und wohl fühlend, daß er all seine Kraft würde nöthig haben, füllte er einen Becher aus einer halb leeren Flasche Cyprier. Er schlürfte das Getränk ein, das ihn neu belebte. „Jetzt," sagte er, „wieder an meine Aufgabe. — Ich will forteilen," da vernahm er plötzlich schwere Tritte in den Zimmern, die er so eben verlassen — sie kamen näher — sie kamen in den Saal, und Adrian sah zwei riesengroße, unheimlich aussehende Gestalten in das Gemach eintreten. Sie waren in gewöhnliches schwarzes Tuch gehüllt, nur ihre Arme waren nackt und sie trugen große, unförmliche Masken, welche bis auf die Brust gingen und nur drei kleine, runde Oeffnungen für die Augen und um Athem zu schöpfen, hatten. Der Colonna zog halb sein Schwert, denn Gestalt und Anblick dieser Gäste waren nicht geeignet, viel Vertrauen und Zuversicht einzuflößen.

„Oh," sagte der Eine, „der Palast hat heut einen neuen Gast bekommen. Fürchte nichts von uns, Fremdling! hier ist Raum ja und Reichthum genug für alle Männer, die noch

leben in Florenz! Eh! aber da ist noch ein Becher von Silber übrig — wie kommt das?“ Und mit diesen Worten ergriff der Mann den eben von Adrian geleerten Becher und schob ihn in seine Brust. Dann wandte er sich gegen Adrian, der noch die Hand am Schwertgriff hatte und sagte mit lautem Gelächter, das gebrochen und gedämpft durch sein Visier brach — „Oh, wir schneiden keine Kehlen ab, Signor; der Unsichtbare erspart uns die Mühe. Wir sind ehrliche Leute, Staatsangestellte, und kommen nur um nachzusehen, ob der Karren heut Abend hier zu halten hat.“

„So seyd Ihr also — —“

„Becchini!“

Adrians Blut erstarrte. Der Becchino fuhr fort, „und bleibt Ihr in diesem Haus, so lange Ihr in Florenz seyd, Signor?“

„Ja, wenn der rechtmäßige Herr es nicht in Besitz nimmt.“

„Ha, ha! „„Rechtmäßiger Herr!““ Die Pest ist jetzt die Herrin von Allem. Nun ich habe drei stattliche Banden gekannt, welche in letzter Woche diesen Palast bewohnten und habe sie Alle — Alle begraben! Es ist ein anständiges Haus und liefert gute Kundschaft, Seyd Ihr allein?“

„Vor der Hand ja!“

„Zeigt uns, wo Ihr schlaft, damit wir wissen, wo wir Euch zu suchen haben. Ihr werdet unser in den nächsten drei Tagen nicht bedürfen, seh' ich.“

„Ihr seyd artige Bewillkommner!“ sagte Adrian, — „aber hört einmal! Könnt Ihr die Lebenden eben so gut auffinden, als die Todten begraben? Ich suche Jemand in dieser Stadt und wenn Ihr mir diese Person ausfindig macht, soll es Euch ein Jahr Eures Leichendienstes austragen.“

„Nein, nein! das ist außer unserm Beruf. Eben so gut am Meeresufer ein Sandkorn suchen, als ein lebendiges Wesen in geschloßnen Häusern und gähnenden Grüften; aber wenn Ihr die armen Todtengräber vorausbezahlen wollt, verspreche ich Euch den ersten Platz in einer neuen

Leichengrube, sie wird etwa gerade recht für Euch fertig werden."

„Da!" sagte Adrian, den Elenden einige Goldstücke hinwerfend — „da! und wenn Ihr mir einen angenehmeren Dienst erweisen wollt, so verlaßt mich wenigstens so lange ich noch lebe. — Oder ich kann Euch auch die Mühe ersparen —" und damit verließ er das Zimmer.

Der Becchino, welcher das Wort geführt hatte, folgte ihm. „Ihr seyd großmüthig, Signor: bleibt; Ihr werdet frischere Nahrung brauchen können, als diese verschimmelten Brocken. Ich will Euch mit dem Besten versorgen, so lang — so lang Ihr es noch nöthig habt. Und hört — wen verlangt Ihr, daß ich aufsuche?"

Diese Frage hielt Adrian zurück. Er unterrichtete ihn über Irenens Namen und alle Umstände, die ihm zu Gebot standen, und mit krankem Herzen beschrieb er ihm Haar, Gesichtszüge, Wuchs des geliebten und geheiligten Wesens in einer Art, wie sie hätte für einen Dichter Stoff zu einem Gedicht geben können und jetzt als Leitfaden für den Todtengräber diente.

Die unholde Erscheinung schüttelte, als Adrian fertig war, den Kopf. „Volle fünfhundert solche Beschreibungen hörte ich in den ersten Tagen der Pest, als es hier noch solche Geschöpfe gab, wie Liebhaber und Geliebte; aber es ist ein hübscher Catalog, Signor, und es wird ein Stolz seyn für einen armen Becchino, solche Reize zu entdecken oder auch nur zu begraben! Ich will mein Bestes thun; mittlerweile kann ich Euch, wenn Ihr noch in der Eile Eure Zeit aufs Beste anwenden wollt, manches hübsche Gesicht und schlanke Gestalt empfehlen —"

„Fort, Verruchter!" murrte Adrian; „Narr, der ich war, meine Zeit an einen Menschen wie du zu verschwenden!"

Das Gelächter des Todtengräbers folgte seinen Schritten.

Diesen ganzen Tag durchwanderte Adrian die Stadt, aber Suchen und Nachfragen blieben gleich fruchtlos; Alle, welchen er begegnete und bei denen er sich erkundigte, schienen ihn als einen Wahnsinnigen zu betrachten und zudem

waren sie in der That nicht von der Art, daß er sich von ihnen Förderung in seinem Bestreben zu versprechen gehabt hätte. Wilde Banden wüster, trunkener Zecher und Schwärmer, Prozessionen von Mönchen, oder da und dort einzelne Personen, welche eilig vorüberhuschten und vor jeder Annäherung, jeder Anrede flohen, waren die einzigen Wandrer auf den trübseligen Straßen, bis die Sonne fahl und gelb hinter den Hügeln unterging und die Finsterniß den rastlosen und geräuschlosen Schritt der Pest in ihren schwarzen Mantel hüllte.

Drittes Kapitel.

Blumen unter Gräbern.

Adrian fand, daß die Becchini Sorge getragen hatten, daß der Hunger nicht der Pest zuvorkäme; die Mahlzeit der Todten war weggeräumt und frische Speisen und Weine aller Art — denn daran hatte Florenz damals Ueberfluß — auf die Tafel gesetzt. Adrian genoß von den Erfrischungen, jedoch sehr mäßig und hütete sich wohl, die Ruhe in den Betten zu suchen, unter deren prächtigen Teppichen der Tod in letzter Zeit so geschäftig gewüthet hatte; er schloß sorgfältig Thüren und Fenster, wickelte sich in seinen Mantel und nahm sein Nachtlager auf den Polstern in dem Zimmer, wo er gegessen. Ermüdung warf ihn in einen unruhigen Schlummer, aus dem er plötzlich durch das Rollen eines Karren auf der Straße und das Geklingel von Glocken erweckt wurde. Er horchte, wie der Karren langsam von Haus zu Haus fuhr und endlich sein Getöse in der Entfernung sich verlor. — Er schlief nicht mehr in dieser Nacht! —

Die Sonne war noch nicht lange aufgegangen, als er schon seine Bemühungen erneuerte; es war noch früh, als er an einer Kirche vorbei kam, wo zwei reichgekleidete Damen von dem Portal herkamen und durch ihre Masken mit ernster Aufmerksamkeit den jungen Ritter zu betrachten schienen. Auch ihn bannte der Anblick und eine der Damen sagte zu

ihm: „Schöner Herr, Ihr seyd allzu kühn, daß Ihr keine Maske tragt und keine Blumen zum Riechen vorhaltet.“

„Dame, ich trage keine Maske, weil ich wünsche gesehen zu werden; ich durchsuche diese unglücklichen Oerter nach einem Wesen, dessen Verlust mir Verlust des Lebens ist.“

„Er ist jung, einnehmend, allem nach edel, und die Pest hat ihn noch nicht ergriffen, er wird uns bei unserm Vorhaben gute Dienste thun,“ flüsterte die Eine der Andern zu.

„Ihr sprecht meine eigenen Gedanken aus,“ versetzte ihre Begleiterin, und zu Adrian sich wendend, sagte sie: „Ihr sucht Eine, mit der Ihr noch nicht vermählt seyd, da Ihr so ernstlich und zärtlich sucht.“

„Es ist wahr.“

„Jung und schön ist sie, mit schwarzem Haar und schneeweißem Nacken; ich will Euch zu ihr führen!“

„Signora!“

„Folgt uns!“

„Wißt Ihr, wer ich bin und Wen ich suche?“

„Ja!“

„Könnt Ihr mir wirklich etwas von Irene sagen?“

„Ich kann's — folgt mir!“

„Zu ihr?“

„Ja, ja, folgt uns!“

Die Damen setzten sich in Bewegung, da sie keine Lust zu weitern Erörterungen zu haben schienen. Verwirrt, zweifelnd und wie im Traum folgte ihnen Adrian. Ihre Kleidung, ihr Benehmen und das reine Toskanisch der Einen, welche ihn angeredet hatte, zeugten von ihrer guten Geburt und hohen Stand; aber alles sonst war ein Räthsel, das er nicht lösen konnte.

Sie kamen an eine der Brücken, wo eine Sänfte und ein Diener zu Pferd mit einem Zelter, den er am Zügel hielt, ihrer wartete. Die Damen bestiegen die Sänfte und die, welche zuvor mit Adrian gesprochen, bat ihn, auf dem Zelter ihnen zu folgen.

„Aber sagt mir —“ begann er.

„Keine Fragen, Herr Ritter!“ erwiederte sie ungeduldig,

„folgt schweigend den Lebenden oder bleibt bei den Todten, wie Euch beliebt."

Damit setzte sich die Sänfte in Bewegung und Adrian bestieg voll Verwunderung und Neugier das Pferd, und folgte seinen sonderbaren Führerinnen, welche ziemlich rasch fortgetragen wurden. Sie überschritten die Brücke, ließen den Fluß hinter sich liegen und erstiegen bald eine sanfte Anhöhe, wo die ländlichen Bäume und Blumen an die Stelle der trüben Mauern und leeren Straßen traten. Nach einem Weg von etwas weniger als einer halben Stunde schlugen sie einen grünen Pfad ein, der von der Straße abführte und gelangten plötzlich an die Säulenhallen eines schönen und stattlichen Palastes. Hier stiegen die Damen aus ihrer Sänfte, und auch Adrian, der vergeblich versucht hatte, den Diener zum Reden zu bringen, stieg ab und folgte ihnen durch einen geräumigen Hof, zu beiden Seiten mit Blumenscherben und Orangenbäumen gefüllt und dann durch eine weite Halle in den innern Raum des Vierecks, wo er sich an einem der lieblichsten Plätze befand, die je ein Dichter besungen. Es war ein Garten vom frischesten Smaragdgrün, Lauben von Lorbern und Myrthen öffneten sich zu beiden Seiten in Aussichtspunkte und Arkaden, halb mit Jasmin und Rosen überhangen und die Aussicht durch eine Abwechslung von Statuen und sprudelnden Fontänen schließend. Vorn war der Platz eingehegt mit Reihen von Blumentöpfen auf marmornen Fußgestellen, und breite, regelmäßige Treppenfluchten vom weißesten Marmor führten von Terrasse zu Terrasse, alle mit Statuen und Fontänen geschmückt, einen hohen aber sanft ansteigenden grünen Hügel hinauf. Fern in der weiten, wechselnden, üppigen Landschaft waren zerstreut die Weinberge und Olivenhaine, die Villen und Dörfer des Arnothales, das der silberne Strom durchschnitt, während die Stadt mit all ihrer Ruhe aber ohne ihre Schauer, ihre Dächer und Giebel gegen die Sonne empor hob. Vögel von allerlei Farbe und Gesang, einige frei, einige in Netzwerk von Golddraht trillerten rings umher; und mitten auf dem Rasenplatz ruhten vier unmaskirte,

reichgekleidete Damen, von denen die älteste kaum mehr als zwanzig Jahre zu haben schien und fünf Cavaliere, jung und schön, deren juwelenbesetzte Kleider und goldene Ketten ihren hohen Stand verkündigten. Wein und Früchte standen auf einer niedern Tafel zur Seite und musikalische Instrumente, Schachbrette und Triktraktafeln lagen durch einander umher. Eine so schöne Gruppe, eine so anmuthige Scene sah Adrian nur dies Einemal in seinem Leben und das mitten in der schauderhaften, Italien verheerenden Pest! eine solche Gruppe und eine solche Scene, wie sie unserm Stubenstumpfsinn aus den Blättern des heitern Boccaccio etwa wieder aufleben mag!

Als die Gesellschaft Adrian und seine Begleiterinnen sich nähern sah, standen Alle sogleich auf und Eine der Damen, die auf dem Haupt einen Lorbeerkranz trug, schritt den Andern voraus und rief: „Wohl gethan, meine Mariana! willkommen bei der Rückkehr, meine schönen Unterthaninnen, und Ihr, Herr, willkommen hier!"

Die beiden Begleiterinnen des Colonna hatten mittlerweile ihre Masken abgelegt, und die Eine, welche ihn angeredet, schüttelte ihre langen, rabenschwarzen Locken über ein heiteres lachendes Auge und über eine Wange, über deren natürliches Olivenfarb jetzt eine leichte Röthe sich verbreitete und wandte sich zu ihm, eh er noch die Begrüßung hatte erwiedern können.

„Herr Ritter," sagte sie, „jetzt seht Ihr, zu was ich Euch angeködert habe. Gesteht, daß dies vernünftiger ist, als die Seufzer und Töne der Stadt, aus der wir kommen. Ihr seht mich mit Erstaunen an. Seht, meine Königin, wie der Schimmer Eures Hofs unsern neuen Genossen sprachlos gemacht hat; ich versichere Euch, er könnte schnell genug plaudern, wenn er nur mit uns zu verkehren hätte; ja ich war genöthigt, ihn zum Stillschweigen zu verweisen."

„Oh, also habt Ihr ihn noch nicht über den Brauch und Ursprung des Hofes unterrichtet, in den er eintritt?" fragte die mit dem Lorbeerkranz.

„Nein, meine Königin; ich dachte, jede Schilderung, an

einem so traurigen Ort entworfen, wie unser armes Florenz jetzt, würde ihren Zweck verfehlen. Meine Aufgabe ist erfüllt; ich trete ihn Eurer Hoheit ab."

So sagend, trippelte die Dame leicht weg und begann schalkhaft ihre Locken zu glätten vor dem sanften Spiegel eines marmornen Beckens, dessen Wasser über den Rand auf das Gras herunter träufte; hin und wieder warf sie einen schlauen Blick zu dem Fremden herüber und blieb nahe genug, um Alles, was gesprochen wurde, zu hören.

„Vor Allem, Signor, erlaube uns," sagte die als Königin betitelte Dame, „nach Deinem Namen, Stand und Geburtsort zu fragen."

„Dame," versetzte Adrian, „ich kam hieher, nicht von fern daran denkend, daß ich auf Fragen, mich betreffend, zu antworten haben würde; aber was Euch beliebt mich zu fragen, darauf muß mir belieben zu antworten; mein Name ist Adrian di Castello, von dem römischen Haus Colonna."

„Eine edle Säule eines edeln Hauses!" antwortete die Königin, „was uns betrifft, hinsichtlich welcher vielleicht Eure Neugierde rege geworden ist, so wißt, wir sind Damen aus Florenz; verlassen von unsern Verwandten und Beschützern, oder derselben beraubt, faßten wir den Entschluß, in diesen Palast uns zurückzuziehen, wo, wenn der Tod kommt, er die Hälfte seiner Schrecknisse verliert; und da die Gelehrten sagen, daß Traurigkeit die entsetzliche Krankheit befördere, so seht Ihr in uns geschworene Feindinnen der Traurigkeit. Sechs Cavaliere von unserer Bekanntschaft willigten ein, uns zu begleiten. Wir verbringen unsere Tage, seyen es nun noch wenige oder viele, mit solchen Unterhaltungen, als uns die Natur oder die uns zu Gebot stehenden Mittel gewähren. Musik und Tanz, lustige Erzählungen und lebhafte Gesänge, neben solchem leichten Wechsel der Umgebung, als da ist: vom Rasenplatz in den Schatten, von der Allee zur Quelle, füllen unsere Zeit aus und bereiten uns vor zum friedlichen Schlummer und glücklichen Träumen. Jede Dame ist abwechselnd Königin unseres anmuthigen Hofes, und heute traf das Loos mich. Eine Regel bildet

das ganze Gesetzbuch unserer Verfassung: daß nichts Trauriges Zutritt findet. Wir wollen leben, als existirte jene Stadt gar nicht, und als ob (setzte die schöne Königin mit einem leichten Seufzer hinzu) Jugend, Anmuth und Schönheit ewig dauern könnten. Einer von unsern Rittern verließ uns thörichter Weise für einen Tag, mit dem Versprechen, zurückzukehren; wir haben ihn nicht mehr gesehen; wir wollen keine Vermuthungen über sein Schicksal anstellen. Es wurde nothwendig, seine Stelle auszufüllen, wir zogen das Loos, wer seinen Nachfolger für ihn aufsuchen sollte, es fiel auf die Damen, welche Euch — nicht zu Eurer Unzufriedenheit hoff' ich — hieher brachten. Edler Herr, meine Erläuterung ist zu Ende."

„Ach, holdselige Königin," sagte Adrian, heftig aber vergeblich gegen den bittern Verdruß über seine getäuschte Erwartung kämpfend — „ich kann kein Genosse Eures glücklichen Kreises werden — ich bin in meiner Person schon eine Uebertretung Eures Gesetzes. Ich bin ganz erfüllt von Einem traurigen und ängstlichen Gedanken, dem alle Fröhlichkeit als Gottlosigkeit erscheinen würde. Ich suche, unter Lebenden und Todten, Ein Wesen, über dessen Schicksal ich im Ungewissen bin. Und nur durch die von meiner schönen Führerin fallen gelassenen Worte ließ ich mich von meinem traurigen Bemühen ab und hieherlocken. Erlaubt mir, holde Dame, nach Florenz zurückzukehren."

Die Königin blickte in stummem Verdruß die schwarzäugige Mariane an, welche ihren Blick mit einem eben so ausdrucksvollen erwiederte, und dann, plötzlich auf Adrian zugehend, sagte:

„Aber, Signor, wenn ich nun doch mein Versprechen hielte, wenn ich im Stande wäre, dich von dem Leben und Wohlbefinden Deiner — Deiner Irene zu versichern."

„Irene!" wiederholte Adrian voll Ueberraschung, in diesem Augenblick vergessend, daß er zuvor den Namen der von ihm Aufgesuchten ihr mitgetheilt — „Irene, Irene di Gabrini, Schwester des einst so berühmten Rienzi."

„Dieselbe," versetzte Mariane rasch, „ich kannte sie,

wie ich Euch sagte. Nein, Herr, ich täusche Dich nicht. Zwar kann ich Dich nicht zu ihr bringen, aber nur um so besser — sie ging vor vielen Tagen schon in eine der lombardischen Städte, wohin, so sagt man, diese Geißel noch nicht gedrungen ist. Jetzt, edler Signor, ist nicht Euer Herz erleichtert, und wollt Ihr so bald entlaufen und abtrünnig werden vom Hof der Anmuth — und vielleicht," setzte sie mit einem sanften Blick aus ihrem großen schwarzen Auge hinzu — „der Liebe?"

„Darf ich Euch in Wahrheit glauben, Dame?" sagte Adrian ganz beseligt, aber noch halb zweifelnd.

„Sollte ich einen treuen Liebhaber hintergehen wollen, wie Ihr, so scheint es, seyd? Seyd ganz zuversichtlich. Ja, Königin, ich bitte, nimm Deinen Unterthanen auf."

Die Königin streckte die Hand aus nach Adrian und führte ihn der Gruppe zu, welche noch in kleiner Entfernung auf dem Grasplatze stand. Sie begrüßten ihn wie einen Bruder und verziehen ihm, seinem guten Aussehen und seinem berühmten Namen zu lieb, bald seine etwas zerstreute Höflichkeit.

Die Königin klatschte in die Hände und die Gesellschaft nahm wieder auf dem Rasen ihren Platz ein, je eine Dame neben einem Cavalier. „Ihr, Mariana, wenn Ihr nicht ermüdet seyd," sagte die Königin, „sollt die Laute nehmen und diese lärmenden Grashüpfer zum Schweigen bringen, welche so anmaßend um uns her singen, als ob sie Nachtigallen wären. Singe, holde Unterthanin, singe und wählt ein Lied von unsrem theuern Freund, Herr Visdomini, das eine Art von Einweihungsgesang ist für die an unsrem Hof Aufgenommenen."

Mariana, welche sich zur Seite Adrians niedergelassen, nahm die Laute auf und sang nach kurzem Präludium folgendes, hier mangelhaft übersetzte Lied:

Lied der florentinischen Dame.

So mehr genieß des Mittags Lust,
Wenn zweifelhaft das Morgen!
Verrathen an den Tod ist bald
Des Lebens Schloß durch Sorgen!

Uns droht der Tod — doch nicht sein Knecht,
Der Gram, soll uns bezwingen!
Nur früher die unholde Nacht
Herbei die Wolken bringen!

Auf Erden — liebe, juble froh —
Vom Grab die Weisheit lerne:
Der Tod bepflanzt, der Freude Freund,
Mit Lorbeern Gräber gerne.

Aus den geliebten Augen trinkt
Mein Blick ein neues Leben;
Wenn Freud' im Himmel herrscht, muß sie
Zum Himmel auch erheben!

Diesem mit vielem Beifall aufgenommenen Gesang folgten jene leichten und witzigen Erzählungen, in welchen die italienischen Novellisten das Vorbild für Voltaire und Marmontel wurden. — Jedes in seiner Reihe nahm den Faden des Gesprächs auf und vermied mit gleicher Gewandtheit jedes traurige Bild, jede düstere Betrachtung, das die anmuthigen Müssiggänger an die Nähe des Todes erinnern konnte. Zu jeder andern Zeit hätten Gemüthsart und Geistesvorzüge Adrian ganz dazu befähigt, an diesem arkadischen Hofe sich zu ergötzen und zu glänzen. Aber jetzt bestrebte er sich vergebens, die Düsterheit von seiner Stirne, die ängstlichen Gedanken aus seinem Herzen zu verscheuchen. Er sann immer nach über die erhaltene Nachricht, wunderte sich, muthmaßte, hoffte und fürchtete immer noch; und wenn für einen Augenblick sein Geist sich der Scene um ihn zuwandte, so fragte die Stimme in seinem Innern — zu wahrhaft poetisch für das falsche Gefühl dieses Orts — sich selbst: worin, ausgenommen die äußere Feinheit und die anmuthige Umgebung, die Fröhlichkeit, von der er jetzt so wider Willen Zeuge seyn mußte, sich unterscheide von dem rohen Gelage in dem Kloster Santa Maria? — denn war nicht hier wie dort, trotz aller Verschiedenheit in der Erscheinung, der gleiche Beweggrund — die gleiche Hartherzigkeit und Selbstsucht, welche das Entsetzen zur Lustbarkeit stempelte? Die schöne Mariana, der, wie die Königin erzählt hatte, ihr Ritter war entrissen worden, war keineswegs gemeint, den Neugewonnenen auch wieder zu verlieren. Sie drang ihm

von Zeit zu Zeit die Weinflasche und die Früchte auf und bei diesen kleinen Höflichkeiten verweilte ihre Hand leicht auf der seinigen. Endlich kam die Stunde, wo sich die Gesellschaft in den Palast zurückzog, während der heftigeren Mittagshitze — um dann wieder mit Sonnenuntergang ins Freie zurückzukehren, neben den Springbrunnen zu essen, zu tanzen, zu singen und bis zur Stunde der Ruhe bei Fackeln- und Sternenlicht sich lustig zu machen. Aber Adrian, nicht Willens, diese Unterhaltung länger fortzusetzen, entschloß sich, sobald er sich allein in dem ihm angewiesenen Zimmer fand, in der Stille sich davon zu machen, als in jedem Fall die kürzeste und vielleicht nicht einmal die unhöflichste Art der Verabschiedung, welche ihm übrig blieb. Demgemäß verließ er, als Alles ruhig und in den Schlummer versunken schien, welcher während dieser Stunde bei allen Bewohnern des Südens gebräuchlich ist, sein Gemach, stieg die Treppen hinab — durchschritt den äußern Hof, und war schon am Thor, als er sich von einer Stimme rufen hörte, welche Verdruß und Unruhe verrieth. Er wandte sich um und erblickte Mariana.

„Ei, wie denn, Signor di Castello, ist unsre Gesellschaft so unlieblich, ist unsre Musik so Ohren marternd oder sind unsre Stirnen so gerunzelt, daß Ihr fliehen wollt, wie der Reisende vor den Hexen flieht, auf die er in Benevent stößt? Nein, Ihr könnt uns doch nicht verlassen wollen?“

„Schöne Dame,“ versetzte der etwas aus der Fassung gebrachte Ritter, „umsonst bestrebe ich mich, meine düstre Laune zu bemeistern, oder mich in die für den Hof angemessene Stimmung zu versetzen, dem nichts Trauriges nahen soll. Eure Gesetze hängen über mir wie einem Schuldigen — besser, baldige Flucht — als rohe Ausstoßung.“

Mit diesen Worten schritt er weiter und wäre durch das Thor geschritten, hätte nicht Mariana ihn beim Arm gefaßt.

„Nein,“ sagte sie sanft, „sind hier keine Augen voll dunkeln Lichts und kein schneeweißer Nacken, um Dir Ersatz zu leisten für Jene, die fern ist? Verweile und vergiß, wie ohne Zweifel in Deiner Abwesenheit auch Du vergessen bist.“

Wir vermögen nicht zu entscheiden, ob Adrian di Castello, ein so ergebener und treuer Liebhaber er auch war, zu jeder Zeit gegen die Reize von andern Frauen, außer Irene, unempfindlich geblieben wäre; denn der Mann — und die Wahrheit darf man wohl aussprechen — kann tiefe Treue im Herzen hegen und doch nicht zu jeder Stunde und gegen jede Versuchung gewaffnet seyn mit der strengen Tugend des exemplarischen Josephs — dieser männlichen Susanna — (aber, beiläufig bemerkt, ihre Versuchung ging von alten Männern aus, und Manche, selbst von unserem unbeständigeren Geschlecht, hätten vielleicht in einer ähnlichen Probe die Rolle der Susanna gespielt). Auch war der zärtliche und treuergebene Petrarka, der zärtlichste und ergebenste von allen Liebhabern und Sonettendichtern, nicht der Meinung, daß die Treue des Herzens verletzt werde durch die gröberen Verirrungen der irdischen Natur. Ohne überhaupt auch dem jungen Römer die fleckenlose Reinheit eines Amadis zu- oder abzusprechen, und ohne in die philosophischen Geheimlehren einzugehen, welche den Eros vom Anteros unterscheiden — die unsrem bevorzugten, scharfsinnigen Geschlecht vorbehalten sind und nie, der Himmel verhüte es! verbreitet werden sollten von den Töchtern Evas, nie von ihnen getheilt — wir können wenigstens dies als gewiß versichern, daß damals die entgegenkommende Freundlichkeit der zarten Mariana keine verbindliche Erwiederung fand. Die Entsetzlichkeiten der Leichengrube hafteten noch in Adrians Erinnerung, und der Gedanke an das fremde Weib schien ihm eine empörende und unnatürliche Einmischung in die ernsten und schaudervollen Betrachtungen, wie sie jener Zeit geziemten.

„Dame," antwortete er also mit großem Ernst und nicht ohne eine Beimischung von schlechtverhehlter Verachtung, „ich habe nicht lang genug unter den Tönen und Seufzern des Schmerzens verweilt, um meinen Geist und mein Herz mit Gleichgültigkeit gegen Alles, was um mich vorgeht, zu stählen. Genieße Du, wenn Du kannst und pflücke die Rosen, die um das Grab sich ranken; aber mir, noch ganz er-

füllt von Leichenbildern, mir versucht die Schönheit vergebens Entzücken zu bringen, und die Liebe selbst, die heilige Liebe, scheint mir verdunkelt vom Schatten des Todes. Verzeih mir und lebe wohl!"

„So geh," sagte die Florentinerin, beleidigt und erzürnt über seine Kälte, „geh und suche Deine Geliebte unter den Umgebungen, in welchen Dich umzutreiben Deiner Philosophie gefällt. Ich täuschte Dich nur, blinder Thor, — zu Deinem eignen Besten hoffte ich, — wenn ich Dir sagte, Irene (war das der Name?) sey von Florenz weg. Ich weiß und hörte nichts von ihr, außer durch Dich. Geh zurück — durchsuche die Gruft — und sieh zu, ob Du sie noch liebst!"

Viertes Kapitel.

Wir erreichen, was wir suchen und wissen es nicht.

In der heftigsten Mittagshitze, zu Fuß, ging Adrian wieder nach Florenz zurück. Als er sich der Stadt näherte, kam ihm die ganze lustige, festliche Scene, die er verlassen, wie ein Traum vor, wie eine Vision von den Gärten und Lauben einer Zauberin, woraus er plötzlich erwachte, wie ein Verbrecher am Morgen seiner Verurtheilung erwachen mag, um das Schaffot und den Henker vor sich zu sehen; — so sehr führte jeder verhallende, einsame Schritt in die leichenvolle Stadt seine verwirrten Gedanken zugleich auf Leben und auf Tod zurück. Die Abschiedsworte Mariana's tönten seinem Herzen wie eine Todtenglocke. Und jetzt, als er weiter schritt, da wirkten die Hitze des Tages, die schwüle Atmosphäre, lange Anstrengung, der Wechsel von Erschöpfung und Aufregung mit dem entkräftenden Kummer über fehlgeschlagene Hoffnung, dem quälenden Bewußtseyn von dem unwiederbringlichen Verlust kostbarer Augenblicke, und seine völlige Verzweiflung, irgend einen festen Plan zur Nachforschung zu entwerfen, zusammen, ein rasches

Fieber in seinen Adern zu entzünden. Er fühlte auf seinen Schläfen eine drückende Last wie einen Berg; seine Lippen lechzten von unerträglichem Durst; seine Stärke schien ihn plötzlich zu verlassen, und mit Mühe und Noth schleppte er seine erschlafften Glieder weiter.

„Ich fühle ihn," dachte er mit dem sich sträubenden Widerwillen und der schaudernden Angst, womit die Natur immer gegen den Tod kämpft und nun gar vor einem solchen Tod zurückbebt — „ich fühle ihn an mir — den verzehrenden, blinden Feind — ich werde umkommen — und ohne sie zu retten — und nicht einmal Ein Grab wird uns umfangen!"

Aber diese Gedanken beförderten nur um so mehr den Zuwachs der Krankheit, welche sich seiner zu bemächtigen anfing; und eh er das Innere der Stadt erreichte, verließ ihn auch selbst die Besinnungskraft. Die Bilder von Menschen und Häusern vermengten sich schattenhaft vor seinen Augen; der brennende Boden schwankte und kreiste unter seinen Tritten; das Delirium überwältigte ihn, er setzte seinen Weg fort, abgebrochne, unzusammenhängende Worte murmelnd, und die wenigen Leute, welche ihm begegneten, flohen vor ihm mit Entsetzen. Sogar die Mönche, ihre trübseligen, feierlichen Umzüge noch immer fortsetzend, wichen, ein Bene vobis! murmelnd, auf die entgegengesetzte Seite aus, um dem Schwankenden und Taumelnden ferner zu bleiben. Und von einer Bude an einer Straßenecke warfen vier zusammen trinkende Becchini hinter ihren schwarzen Masken hervor Blicke auf ihn, wie sie Geier auf sterbende Wanderer der Wüste werfen.

Noch schlich er weiter, die Arme wie ein im Dunkeln Tappender ausstreckend, und suchte mit der schwachen Besinnung, welche noch gegen das überhandnehmende Delirium ankämpfte, das Gebäude aufzufinden, wo er sein Quartier aufgeschlagen, obgleich viele, eben so schön, um darin zu leben, und eben so bequem, zu sterben, mit offenen Portalen vor und um ihn standen.

„Irene, Irene!" rief er, bald mit leisem, murmelndem

Ton, bald mit wildem, durchdringendem Kreischen — „wo bist Du? Wo? Ich komme, Dich ihnen zu entreißen! sie sollen Dich nicht haben, die häßlichen, schmutzigen Feinde! ah! wie riecht es in der Luft nach Todtenfleisch! Irene, Irene, wir wollen fort zu meinem Palast und dem himmlischen See! — Irene!"

Wie er so mit umnachteten Sinnen ausrief, traten plötzlich aus einem Haus in der Nähe zwei weibliche Gestalten in Mänteln und Masken heraus.

„Eitle Klugheit!" sagte die Größere und Schlankere von Beiden, deren Mantel, was zu bemerken hier nothwendig ist, von dunklem Blau, reich mit Silber gestickt, einen in Florenz nicht gewöhnlichen, aber in Rom üblichen Schnitt und Farbe hatte; denn in der letztgenannten Stadt war die Kleidung der Frauen von höherem Stand ausnehmend prächtig in Farben und reich im Faltenwurf — im Gegensatz zu der einfacheren und minder vollen toscanischen Tracht — „eitle Klugheit, einem unerbittlichen und gewissen Schicksal entfliehen zu wollen!"

„Ei, Du wirst doch nicht verlangen, daß wir mit drei Todten im nächsten Zimmer — uns Unbekannten — die Wohnung theilen sollen, da Florenz doch so viele leere Säle hat. Glaube mir, wir werden nicht weit gehen dürfen, um uns für ein minder gefahrvolles Unterkommen zu sorgen."

„Bis daher freilich sind wir wunderbar bewahrt worden," seufzte die Andere, deren Stimme und Gestalt auf große Jugend schließen ließ — „aber ich wollte, wir wüßten wohin fliehen — welcher Berg, welcher Wald, welche Höhle meinen Bruder mit seiner treuen Nina herbergt? Ich bin krank vor Grausen!"

„Irene, Irene! Gut denn, wenn Du in Mailand oder sonst einer lombardischen Stadt bist, warum verweile ich noch hier? Zu Pferd, zu Pferd! Oh, nein, nein! nicht das Pferd mit den Glocken! nicht den Todtenkarren!"

Mit einem Schrei, einem Aufkreischen, lauter als das lauteste des Kranken, riß sich die junge Dame von ihrer Begleiterin los. Es war, als hätte sie Ein Schritt zu Adrian

hin versetzt. Sie ergriff ihn beim Arm — sie sah ihm ins Angesicht — sie begegnete seinem bewußtlosen Auge, das von fürchterlichem Feuer leuchtete — „Sie hat ihn ergriffen!" sagte sie dann mit tiefem, aber ruhigem Ton — „die Pest!"

„Fort, fort, seyd Ihr wahnsinnig?" rief ihre Begleiterin — „hinweg, hinweg — rühre mich jetzt nicht an, da Du eben ihn angerührt hast — geht, hier scheiden wir!"

„Helft mir ihn irgend wohin tragen; seht, er wird ohnmächtig, er wankt, er fällt — helft mir, theure Signora, um der Barmherzigkeit, der Liebe Gottes willen!"

Aber ganz übernommen von der selbstsüchtigen Furcht, welche in jener jammervollen Zeit alle Welt befallen hatte, floh die ältere Frau, obgleich von Natur freundlich, mitleidig und wohlwollend, eilig davon und war bald verschwunden. So blieb das junge Mädchen allein bei Adrian, der jetzt, in der Heftigkeit des in seinem Innern tobenden Fiebers, zu Boden gefallen war; aber Stärke und Besonnenheit verließen sie nicht. Sie riß den schweren Mantel ab, der ihre Arme bedeckte und warf ihn von sich, und dann, das Antlitz ihres Geliebten aufhebend — denn Wer anders als Irene war das schwache Weib, das nicht vor der Ansteckung des Todes zurückbebte — legte sie es an ihre Brust und rief laut und wiederholt um Hülfe. Endlich näherten sich die Becchini aus der vorher bezeichneten Bude, die, in ihrem Beruf abgehärtet, in Folge dieser Abhärtung besser als die Vorsichtigsten der Pest entgingen, ganz gemächlich — „Schneller, schneller, um der Liebe Christi willen," sagte Irene; „ich habe viel Gold; ich will Euch gut belohnen; helft mir ihn unter das nächste Dach tragen!"

„Ueberlaßt ihn uns, junge Dame, wir haben schon ein Auge auf ihn gehabt," sagte einer der Todtengräber. „Wir wollen unsere Pflicht an ihm erfüllen, die erste und die letzte."

„Nein — nein! berührt sein Haupt nicht — das ist meine Sorge. Da will ich Euch helfen — so — jetzt denn — aber haltet ihn sanft."

Von diesen unheimlichen Gehülfen unterstützt, trug Irene,

welche Adrian nicht los lassen wollte, sondern die geliebten Augen und Lippen (obwohl geschlossen und versiegelt jetzt,) zu bewachen schien, als wollte sie die scheidende Seele zurückzwingen, Adrian in ein nahe gelegenes Haus und legte ihn auf ein Bett. Von diesem jedoch ließ Irene (welche, wie in solchen Fällen nur Weiber fähig sind, die Gegenwart des Geistes und die wachsame Umsicht behauptete, die einen so erhabenen Contrast bilden zu ihrer sonstigen lebhaften Reizbarkeit) zuerst die Ueberzüge und Decken wegnehmen, woran vielleicht noch ein Ansteckungsstoff haften konnte. Dann schickte sie sie fort, um diese Stücke frisch herbeizuholen, und um einen Arzt aufzutreiben, wo sie nur einen mit Geld bewegen könnten zu einer Pflichterfüllung, welche jetzt hauptsächlich nur den Brüderschaften überlassen blieb. Diese, wie sehr auch im Urtheil der neuern Zeit wegen der Verbrechen einzelner unwürdiger Mitglieder geringgeschätzt, waren doch in jenen finstern Zeiten die besten, unerschrockensten und heiligsten Diener, welchen Gott je die Vollmacht übertrug, den Unterdrückern zu widerstehen — die Hungrigen zu speisen — die Leidtragenden zu trösten; und die allein, inmitten der tobenden Pest, (die gleichsam wie ein losgelassener Dämon des Abgrunds, Alles, was die Welt an Tugend und Gesetz bindet, zu zermalmen drohte,) wie durch den Hall von Engelsposaunen schienen erweckt zu werden zu jenem edelsten Ritterthum des Kreuzes — dessen Glaube die Selbstverläugnung — dessen Hoffnung jenseits des Lazareths ist und dessen Fuß, schon für die Unsterblichkeit beflügelt, mit Siegerschritten über die Todtengrüfte hinwandelt!

Während so die Liebe ihren Dienst und ihre Pflicht übte, kam die Straße entlang, wo Adrian und Irene sich endlich getroffen, singend, jauchzend, brüllend die verworfene, zügellose Rotte, welche ihr Quartier in dem Kloster Santa Maria dei Pazzi aufgeschlagen, ihren saubern Hauptmann an der Spitze, der an jedem Arme eine Nonne (doch nicht mehr in Nonnentracht) führte. „Hoch lebe die Pest!“ jauchzte der Elende und — „Hoch lebe die Pest!“ wiederholten brüllend die wahnsinnigen Zecher —

„Hoch lebe die Pest! Mög' wie jetzt sie stets retten
Vom Gelübde die Nonne, den Schelm aus den Ketten!
Dem Gefangnen ein Schlüssel — dem Schließer ein Strick —
Hoch dem Fluche der Welt — der für mich ist ein Glück!"

„Hollah!" rief der Anführer, Halt machend, „da Margaretha; das ist ein braver Mantel für Dich, mein Mädchen; Silber genug daran, Deinen Beutel zu füllen, wenn er je leer wird; was geschehen kann, wenn die Pest nachläßt."

„Nein," sagte das Mädchen, die unter aller Zerstörung der Ausschweifung noch viel Jugend und Schönheit in Gestalt und Angesicht zeigte. „Nein, Guidetto, er könnte angesteckt seyn!"

„Pah, Kind, das Silber steckt nie an. Wirf ihn um, wirf ihn um. Zudem, Schicksal ist Schicksal, und wenn Deine Stunde einmal kommt, so gibt es noch viele andere Mittel als die Pestbeule."

Mit diesen Worten ergriff er den Mantel, warf ihn ihr leicht auf die halbentblößten Schultern und zog sie wie zuvor weiter — die halb über den Staat erfreut, halb über der Gefahr in Angst war; und in der qualmenden Luft und den traurigen Straßen verhallte nach und nach der Gesang dieser entsetzlichen Fröhlichkeit.

Fünftes Kapitel.

Der Irrthum.

Drei Tage, drei verhängnißvolle Tage blieb Adrian der Kraft und der Besinnung beraubt. Aber er war nicht von der Pest befallen, wie seine treue und großmüthige Wärterin angenommen hatte. Es war ein heftiges und gefährliches Fieber, die Folge der großen Anstrengung, Unruhe und der schrecklichen Gemüthsbewegungen, die er durchgemacht.

Kein Arzt vom Fach war aufzutreiben, um ihn zu besorgen, aber ein guter Mönch, vielleicht besser bewandert in der Heilkunde als Mancher, der ein ausschließliches Gewerbe davon machte, besuchte ihn täglich. Und während der langen

und häufigen Abwesenheit, wozu den Mönch seine zahlreichen sonstigen Obliegenheiten nöthigten, war dem Kranken immer Ein Wesen nah, ihm das Kissen zurechtzulegen, die Stirn abzuwischen, sein Stöhnen zu belauschen, seinen Schlaf zu bewachen. Und selbst während dieser traurigen Dienstleistung durchzuckte, wenn in dem Fieberwahnsinn des Kranken ihr Name, verbunden mit Ausdrücken leidenschaftlicher Zärtlichkeit, über seine Lippen sich drängte, ein Schauer seltsamer Lust das Herz seiner Verlobten, worüber sie sich selbst wie über ein Verbrechen schalt. Aber auch die reinste Liebe ist selbstsüchtig in der Wonne, sich geliebt zu wissen! Kein Wort kann bezeichnen, kein Herz kann errathen die gemischten Bewegungen, welche sich ihrer bemächtigten, wenn sie aus manchen unzusammenhängenden Fieberworten sich so viel dunkel herausdeutete, daß er um ihretwillen die Stadt aufgesucht, den Tod gewagt, der Gefahr getrotzt hatte. Und wenn sie sich dann leidenschaftlich niederbeugte, um diese brennende Stirne zu küssen, fielen ihre Thränen heftig herab auf das Idol ihrer Jugend, und die Quellen, aus welchen sie hervorströmten, grundlos und unberechenbar, waren solche, welche ein Leben nicht erschöpfen konnte. Keine Saite des menschlichen und des weiblichen Herzens, die da nicht wäre in Bewegung gesetzt worden — die anbetende Dankbarkeit, das bescheidene Staunen, so geliebt zu werden, während es ihr als ein so einfaches Verdienst erschien, so zu lieben; als ob jedes Opfer, von ihr gebracht, etwas sich ganz von selbst Verstehendes — für sie gebracht — eine Tugend wäre, der nichts in der Welt sich vergleichen, die die Welt nicht vergelten könnte! Und da lag er jetzt, das Opfer seiner furchtlosen Treue — hülflos — von ihr abhängig — zwischen Leben und Tod, dem sie Dank, dem sie Pflege schuldig war — der ihr Stolz war und den sie schirmte — mit dem sie Mitleiden hatte und zugleich Scheue vor ihm — ihr Retter, den sie jetzt retten sollte! Nie schien ein Wesen von Einem Herzen zugleich so viele und tiefe Empfindungen in Anspruch zu nehmen — die romantische Begeisterung des

Mädchens — die zärtliche Vergötterung der Braut — die wachsame Vorsorge der Mutter über ihr Kind.

Und sonderbar! bei all der Geistesaufregung während dieser einsamen Wache, wo sie kaum von seiner Seite sich entfernte, nur Nahrung zu sich nahm, damit ihre Stärke sie nicht verlasse, und nie ein Auge schloß — obgleich sie, aus dem eben genannten Grund, gern einige Ruhe genossen hätte, wenn der Schlummer sich auf ihren Pflegbefohlenen senkte — sonderbar! bei all dieser Ermüdung und Anstrengung des Körpers und des Herzens schien sie zum Verwundern stark und bei Kräften zu bleiben. Und der heilige Mann erstaunte bei jedem Besuch, die Wange der Krankenpflegerin noch so frisch, ihr Auge noch hell zu finden. In ihrer abergläubigen Frömmigkeit dachte und fühlte sie, daß der Himmel sie mit übernatürlicher Kraft ausrüste, um einer so heiligen Aufgabe treu zu bleiben, und in dieser Einbildung irrte sie sich nicht ganz; denn wirklich rüstete sie der Himmel mit einer göttlichen Kraft aus, wenn er in ein so sanftes Herz die ausdauernde Stärke und Macht der Liebe pflanzte! Der Bruder hatte den Kranken noch spät in der dritten Nacht besucht und ihm eine starke Arznei zur Beruhigung verordnet — „in dieser Nacht" — sagte er zu Irene — „wird die Crisis eintreten — sollte er, wie ich hoffe, mit wiederkehrendem Bewußtseyn und ruhigem Puls erwachen, so wird er genesen — wo nicht, junge Tochter, so bereitet Euch auf das Schlimmste! Solltet Ihr aber bemerken, daß die Krankheit eine beunruhigende, meine Anwesenheit erfordernde Wendung nimmt, so wird diese Rolle Euch belehren, wo ich zu finden bin in jeder Stunde der Nacht und des Morgens — falls Gott mir das Leben fristet."

Der Mönch entfernte sich und Irene trat ihre Wache wieder an.

Adrians Schlaf war anfänglich unruhig und unterbrochen — seine Züge, seine Ausrufe, seine Geberden — Alles zeugte von einer großen, körperlichen oder geistigen Agonie — es schien und war vielleicht wirklich ein heftiger, zweifelhafter Kampf zwischen dem Leben und dem Tod um den

Schlafenden. Geduldig, schweigend, nur seltene, tiefe Athemzüge holend, saß Irene zu den Häuptern des Bettes. Die Lampe war in die fernste Ecke des Zimmers gestellt und ihr von Vorhängen verschatteter Strahl war nicht stark genug, um ihrem Blick mehr als nur den Umriß von dem Angesicht des Kranken zu gewähren. In dieser peinlichen Ungewißheit lagen alle die Gedanken, die bisher ihren Geist bewegt hatten, stumm und erstarrt danieder. Sie hatte nur die Empfindung jener unaussprechlichen Angst, welche nicht zu kennen nur wenige von uns das Glück haben. Diese zermalmende Centnerlast, unter der wir kaum athmen und uns rühren können, die Lawine über uns, eisig drohend, der wir nicht zu entfliehen vermögen, von der wir jeden Augenblick fürchten müssen, begraben und verschüttet zu werden! das ganze Verhängniß des Lebens lag in der schwankenden Wage dieser Einen Nacht! Gerade als Adrian endlich in einen tiefern und sanfteren Schlummer zu sinken schien, unterbrachen die Glocken des Todtenkarrens mit ihrem unheimlichen Geläute die beinah greifbare Stille der Straßen. Jetzt verstummten sie, jetzt ertönten sie wieder, wenn der Karren anhielt, um seine schauerliche Fracht aufzunehmen, und nach jedem Halten kam das Geläute näher. Endlich hörte sie die schweren Räder gerade unter dem Fenster halten und eine tiefe, gedämpfte Stimme rufen: „Bringt den Todten heraus!“ Sie stand auf und mit geräuschlosem Schritt wollte sie die Thüre abschließen, als die dämmernde Lampe die schwarzen, vermummten Gestalten der Becchini zeigte.

„Ihr habt die Thüre nicht bezeichnet und den Leichnam auch nicht ausgesetzt,“ sagte der Eine mürrisch, „aber es ist heute die dritte Nacht! Er ist fertig für uns.“

„Still! er schläft — fort, schnell, es ist nicht die Pest, was ihn befallen hat.“

„Nicht die Pest,“ brummte der Becchino in verdrießlichem Ton, „ich dachte, keine andere Krankheit dürfe in die Rechte des gavocciolo * eingreifen.“

„Geht! da ist Geld — verlaßt uns.“

* Pestbeule.

Der finstere Kärrner entfernte sich unmuthig, der Karren ging weiter, die Glocken begannen wieder ihre Aufforderung, bis der schauerliche Ton in der Entfernung immer leiser und schwächer erstarb.

Die Hand vor die Lampe haltend, schlich sich Irene an das Bett, voll Angst, der Ton und der Besuch möchte den Schlummernden gestört haben. Aber sein Antlitz war noch wie von der eisernen Maske des Schlummers bedeckt. Er rührte sich nicht — der Athem entschwebte kaum seinem Munde — sie fühlte nach seinem Puls, als seine eingefallene Hand auf der Decke lag — hier war ein leichter Schlag zu spüren — sie war zufrieden — sie stellte das Licht weg, zog sich in eine Ecke des Zimmers zurück, stellte das kleine Kreuz, das sie um den Hals hängen hatte, auf den Tisch, und betete in der Inbrunst ihres leidenden Herzens zu ihm, der auch den Tod gesehen und der — obgleich der Sohn des Himmels und Herrscher der Seraphim — doch auch in seiner irdischen Mühseligkeit gebetet hatte, der Kelch möchte vorübergehen.

Der Morgen brach an, nicht wie im Norden langsam und mit schattender Dämmerung, sondern mit der überraschenden Pracht, womit in diesem Himmelstrich der Tag auf die Erde springt — wie ein Riese aus dem Schlaf, — Ein plötzliches Lächeln — ein glanzvolles Aufleuchten — und die Nacht ist verschwunden. Adrian schlief noch immer, keine Muskel schien sich gerührt zu haben: sein Schlaf war sogar noch tiefer als zuvor; das Schweigen wurde gleichsam eine Bürde für die Luft. Jetzt bei dieser übermäßigen, todtgleichen Starrsucht wurde die einsame Krankenpflegerin unruhig und ängstlich; die Zeit verstrich — der Morgen ging in den Mittag über — noch kein Laut — keine Bewegung — die Sonne stand mitten am Himmel — der Mönch kam nicht. Und als sie wieder Adrians Puls befühlte, da spürte sie keine Strömung des Bluts — sie schaute ihn an, bestürzt und entsetzt — ein lebendiges Wesen konnte sicherlich nicht so ruhig und so blaß seyn. „Wäre es wirklich nur Schlaf, könnte es nicht — —“ Sie wandte sich ab, tödtliche Kälte im Blut; die Zunge war ihr im Munde erstarrt. Warum

zögerte der Pater — sie wollte ihn aufsuchen — sie wollte das Schlimmste erfahren — sie konnte es nicht länger aushalten. Sie blickte auf die Rolle, welche ihr der Mönch zurückgelassen.

„Von Sonnenaufgang an," besagte diese, „werde ich im Dominikanerkloster seyn. Der Tod hat viele der Brüder hingerafft." Das Kloster war ziemlich entfernt, aber sie kannte seine Lage, und Furcht mußte ihre Schritte beflügeln. Sie warf einen bekümmerten Blick auf den Schläfer und stürzte aus dem Haus. „Ich werde Dich im Augenblick wieder sehen," lispelte sie. Ach! welche Hoffnung kann über den nächsten Augenblick hinausrechnen! Und wer kann sicher zählen auf den Besitz des „Wieder!"

Wenige Minuten, nachdem Irene das Gemach verlassen, öffnete Adrian mit einem tiefen Seufzer die Augen — ein anderer, verwandelter Mensch; das Fieber war weg, der wiederauflebende Puls schlug langsam zwar, aber ruhig. Sein Geist war wieder Herr sein Körpers, und obgleich er noch unkräftig und schwach war, doch war die Gefahr vorüber, und Leben und Besinnung wieder gewonnen.

„Ich habe lange geschlafen," murmelte er — „und, o welche Träume! und mich dünkt, ich sah Irenen, aber konnte nicht zu ihr sprechen, und während ich versuchte, sie zu umfassen, veränderte sich ihr Antlitz, ihre Gestalt vergrößerte sich, und ich war in den Krallen der schändlichen Todtengräber. Es ist spät — die Sonne ist hoch — ich muß auf und davon. Irene ist in der Lombardei. Nein, nein! das war eine Lüge, eine verruchte Lüge; sie ist in Florenz; ich muß wieder meine Nachforschungen anstellen."

Als ihm diese seine Pflicht in Erinnerung kam, stand er vom Bett auf — er war selbst erstaunt über seine Kraftlosigkeit — anfangs konnte er nicht stehen, ohne sich an der Wand zu halten — allmälig jedoch gewann er in soweit wieder den Gebrauch seiner Glieder, daß er, wiewohl mit Mühe und Noth, gehen konnte. Ein heftiger Hunger nagte an ihm; er fand einige geringe und leichte Nahrungsmittel in dem Zimmer, welche er begierig verschlang. Und mit

kaum geringerer Begierde wusch er seinen geschwächten Körper, sein eingefallenes Angesicht mit dem Wasser, das in der Nähe war. Jetzt fühlte er sich erfrischt und gekräftigt, und begann seine Kleider anzuziehen, die er auf einem Haufen neben dem Bett fand. Er blickte mit Ueberraschung und einer Art von Mitleid mit sich selbst auf seine abgemagerten Hände und geschwundenen Glieder, und begann jetzt zu ahnen, daß er bewußtlos eine schwere Krankheit müsse durchgemacht haben. „Und das allein!“ dachte er, „Niemand in der Nähe mich zu warten. Die Natur meine einzige Pflegerin. Aber ach! ach! wie viele Zeit mag auf diese Weise verloren gegangen seyn, und meine angebetete Irene — schnell, schnell, keinen Augenblick mehr will ich verlieren!“

Bald befand er sich auf der offenen Straße; die Luft belebte ihn, und an diesem Morgen hatte sich, zum ersten Mal seit Wochen, ein wohlthätiges Windessäuseln erhoben. Er schritt sehr langsam und schwach weiter, bis er auf einen großen Platz kam, von wo aus man, in der Mitte, eines der Hauptthore von Florenz und davor die Feigenbäume und Olivengärten sehen konnte. Da kam auf ihn ein Pilger von hohem Wuchs, wie es schien vom Thore her, zu; sein Hut war zurückgeschlagen und ließ ein Antlitz von ehrfurchtgebietendem aber traurigem Ausdruck sehen — ein Angesicht, in dessen großartigen Zügen, gediegener Stirne und stolzem, unerschrockenem Blick, verschattet durch einen Ausdruck von mehr heftiger als sanfter Melancholie, die Natur den Stempel der Majestät, das Schicksal den des Unglücks ausgeprägt zu haben schien. Als auf dem schweigenden, traurigen Platz jetzt die beiden Männer, die einzigen Wanderer auf der Straße sich begegneten, blieb Adrian plötzlich stehen, und sagte mit erstaunter und zweifelnder Stimme: „Träume ich noch oder sehe ich Rienzi?“

Der Pilger blieb, als er den Namen hörte, ebenfalls stehen, blickte lange dem jungen Edelmann in das eingefallene Gesicht und sagte: „Ich bin derjenige, welcher Rienzi war! und Ihr, blasser Schatten! — begegne ich in diesem Grab Italiens dem prächtigen und stolzen Colonna? Ach,

junger Freund," fuhr er mit weicherer und freundlicherer Stimme fort, „hat die Pest die Blume des römischen Adels nicht verschont? Komm, ich der grausame und harte Tribun, ich will Dein Krankenwärter seyn; derjenige, der mein Bruder hätte werden sollen, hat auch jetzt noch Anspruch auf meine brüderliche Pflege."

Mit diesen Worten schlang er den Arm zärtlich um Adrian, und der junge Edelmann, von seiner Theilnahme gerührt und von der Ueberraschung ergriffen, lehnte sich schweigend an Rienzi's Brust.

„Armer junger Mann," fuhr der Tribun fort, (denn so mag er auch jetzt noch, mehr gestürzt als abgesetzt, heißen) „ich habe die Jugend immer geliebt; (mein Bruder ist jung gestorben!) und Euch mehr als irgend Einen. Welcher Unstern brachte Dich hieher?"

„Irene!" versetzte Adrian mit bebender Stimme.

„Ist es so wirklich? Bist Du ein Colonna und hältst die Gefallenen noch werth? dieselbe Pflicht hat auch mich in die Stadt des Todes geführt. Vom fernsten Süden — über die Berge der Räuber — durch die Festungen meiner Feinde — durch die Städte, wo der Herold vor meinen Ohren den auf meinen Kopf gesetzten Preis ausrief — bin ich hieher gekommen, zu Fuß und allein, sicher unter den Fittigen des Allmächtigen. Junger Mann, Du hättest dies Geschäft Einem überlassen sollen, der ein zauberfestes Leben hat, und den Himmel und Erde noch für ein festbestimmtes Ziel aufbewahren!"

Der Tribun sagte dies mit tiefer, aus dem Innersten kommender Stimme; und aus seinem erhobenen Auge und seiner feierlich ernsten Stirne konnte man beurtheilen, in wie weit sein Unglück seinen Fanatismus gesteigert und seine sanguinischen Hoffnungen vermehrt hatte.

„Aber," fragte Adrian, sich sanft von Rienzi's Arm losmachend, „Du weißt also, wo Irene zu finden ist; so laß uns zusammen hingehen. Verliere keinen Augenblick mit diesem Reden; die Zeit ist von unschätzbarem Werth und ein Augenblick in dieser Stadt ist oft nur die Brücke zur Ewigkeit."

„Recht!" sagte Rienzi, seiner Aufgabe sich erinnernd. „Aber sey unbesorgt! ich habe geträumt, daß ich sie retten werde, die Perle und den Liebling meines Hauses. Fürchte nichts! ich bin ohne Furcht!"

„Wißt Ihr, wo sie zu suchen?" sagte Adrian ungeduldig, „das Kloster herbergt jetzt ganz andere Gäste!"

„Ha, so sagte mir mein Traum!"

„Sprecht jetzt nicht von Träumen," sagte der Liebende, „aber wenn Ihr keinen andern Leitfaden habt, so wollen wir uns trennen, um sie aufzusuchen; ich will jene Straße übernehmen, Ihr die entgegengesetzte und mit Sonnenuntergang treffen wir uns wieder hier."

„Vorschneller Mann," versetzte der Tribun mit großer Feierlichkeit — „spotte nicht über die Gesichte, worin der Himmel seinen Erwählten Winke gibt. Du suchst Rath bei Deiner menschlichen Weisheit; ich, weniger anmaßlich, folge der Hand der geheimnißvollen Vorsehung, die eben jetzt vor meinem Auge, wie eine Feuersäule, dahinzieht durch die Wüste des Schreckens. Ja, treffen wir uns hier wieder mit Sonnenuntergang und vergleichen dann, wessen Führer der untrüglichere ist. Wenn mir mein Traum die Wahrheit sagt, so finde ich meine Schwester noch am Leben, ehe die Sonne unter jenem Hügel untergeht, bei einer Kirche, dem heiligen Markus geweiht."

Der tiefe Ernst, womit Rienzi sprach, flößte Adrian eine Hoffnung ein, gegen welche sich doch seine Vernunft sträubte. Er sah ihn sich entfernen mit jenem stolzen und stattlichen Schritt, dem seine wallenden Gewande eine noch imposantere Würde verleihen, und schlug dann die Straße rechter Hand ein. Er hatte sie noch nicht halb durchmessen, als er sich am Mantel angefaßt fühlte. Er wandte sich um und sah die unförmliche Larve des Becchino.

„Ich fürchtete, Ihr habet geeilt und ein Anderer habe mir meinen Dienst weggeschnappt," sagte der Todtengräber, „als ich sah, daß Ihr nicht in den Palast des alten Fürsten zurückkehrtet. Ihr unterscheidet mich nicht von meinen übri-

gen Genossen, wie ich sehe, aber ich bin der, dem Ihr auftrugt, nachzuforschen nach — —"

„Irene!"

„Ja, Irene di Gabrini, Ihr verheißet reiche Belohnung."

„Ihr sollt sie haben."

„Folgt mir."

Der Becchino ging voran und erreichte bald ein großes Haus. Er pochte zweimal bei dem Pförtner, ein altes Weib öffnete vorsichtig die Thüre.

„Fürchte Dich nicht, gute Muhme," sagte der Todtengräber, „das ist der junge Herr, von dem ich Dir sprach. Du sagtest, Du habest zwei Damen in dem Palast, die allein von allen Bewohnern am Leben geblieben und ihre Namen seyen Bianca di Medici und wie war der andere?"

„Irene di Gabrini, eine römische Dame. Aber ich sagte Dir auch, sie hätten vor vier Tagen schon das Haus verlassen, aus Entsetzen über die Todesfälle darin."

„So sagtest Du — und war etwas Auffallendes an der Kleidung der Signora Gabrini?"

„Ja, ich habe Dir erzählt von einem blauen Mantel, wie ich ihn nur selten sah, mit Silber gestickt."

„Bestand die Stickerei aus Sternen, silbernen Sternen," rief Adrian, „und eine Sonne in der Mitte?"

„So war es!"

„Ach, ach! das Wappen von des Tribuns Familie! Ich erinnere mich, wie ich den Mantel lobte, an dem Tag, wo sie ihn das erstemal trug — an dem Tag, wo wir uns verlobten!" Und auf Einmal errieth der Liebende die geheime Gesinnung, welche Irenen bewogen hatte, so sorgfältig ein durch süßes Andenken so theures Kleidungsstück beizubehalten.

„Mehr wißt Ihr nicht von Euren Hausleuten?"

„Nein!"

„Und das ist Alles, was Ihr in Erfahrung gebracht, Bursche?" rief Adrian.

„Geduld. Ich muß Euch von Beweis zu Beweis, von Glied zu Glied führen, um meine Belohnung zu verdienen. Folgt mir Herr!"

Dann ging der Becchino durch verschiedene Straßen und Gäßchen und kam bei einem Haus an von minder prachtvoller Gestalt und Architektur. Wieder pochte er dreimal an die Thüre der Einlaßstube und diesmal kam ein verwitterter, alter, lahmer Mann heraus, welchen der Tod aus Verachtung zu übergehen schien.

„Signor Astuccio," sagte der Becchino, „verzeihe mir; aber ich habe Dir gesagt, ich würde Dich noch einmal bemühen. Das ist der Herr, der zu wissen begehrt, was nicht zu wissen oft das Beste ist — aber das geht mich nichts an. Trat ein Frauenzimmer — jung und schön — mit schwarzen Haaren und von schlankem Wuchs, mit den ersten Zufällen der Pest behaftet, vor drei Tagen in dieses Haus?"

„Ja, Du weißst das wohl und Du weißst noch besser — daß sie vor zwei Tagen es verlassen hat; es ging schnell mit ihr, schneller als mit den Meisten."

„Trug sie etwas Ausgezeichnetes an sich?"

„Ja, quälerischer Mann, einen blauen Mantel mit silbernen Sternen."

„Konntest Du etwas über ihre früheren Begegnisse erfahren?"

„Nichts, als daß sie viel phantasirte von dem Nonnenkloster Santa Maria dei Pazzi und Räubern und Tempelentweihung."

„Seyd Ihr zufriedengestellt, Signor?" fragte der Todtengräber, mit einer triumphirenden Miene sich zu Adrian wendend. „Aber nein, ich will Dir noch genügenderen Aufschluß geben, wenn Du Muth hast. Willst Du mir folgen?"

„Ich verstehe Dich; geh nur zu. Muth! Was gibt es jetzt noch zu fürchten auf der Welt?"

Der Todtengräber brummte vor sich hin — „Ja, mich allein lassen! Ich hab' einen Kopf, der etwas werth ist. Ich verlange von keinem Herrn, daß er mir auf mein Wort glaube; ich will seine eigenen Augen zu Zeugen machen, was meine Mühe verdient;" und damit schlug er seinen Weg durch eines der Thore vor die Stadt hinaus ein. Hier unter

einem Schuppen saßen sechs seiner geisterhaften, unheimlichen Genossen, mit Spaten und Hauen zu ihren Füßen.

Der Führer kehrte sich jetzt gegen Adrian um, dessen Angesicht in der Verzweiflung ruhig und entschlossen war.

„Schöner Signor," sagte er in einem Anflug zögernden Mitleids; „wolltest Du wirklich Deine Augen und Dein Herz überzeugen? der kann Dich entsetzen; die Ansteckung kann Dich tödten, wenn nicht anders, wie mir freilich scheint, der Tod schon sein „„Mein!"" Dir angeschrieben hat."

„Unglücks- und Jammer-Rabe," antwortete Adrian. „Siehst Du nicht, daß ich am meisten vor Deiner Stimme und Deinem Anblick schaudere? Zeige mir, die ich suche, lebend oder todt."

„So will ich sie Euch denn zeigen," sagte der Becchino mürrisch; „so wie sie vor zwei Nächten mir überliefert worden ist. Züge und Ausdruck mögen schon verwischt seyn, denn die Pest führt einen hastigen Besen; aber ich habe das an ihr gelassen, woran ihr erkennen möget, daß der Becchino kein Lügner ist. Bringt die Fackeln her, Kameraden, und öffnet die Thüre. Stutzt nicht, es ist eine Grille des Herrn und er bezahlt gut dafür."

Sie wandten sich rechts und Adrian folgte blindlings seinen Führern — ein Schauspiel, dessen gräßliche Philosophie wie mit einem Rad allen Stolz eines Sterblichen zermalmt — das Schauspiel der Gruft, worin die Erde Alles verschlingt, was auf Erden blühte, genoß und sich freute — erwartete sein Auge!

Die Becchini erhoben ein schweres Gatter, senkten ihre Fackeln (was kaum nöthig war, da durch die Oeffnung mit gräßlichem Glanz das Licht der flammenden Sonne eindrang), und winkten Adrian heranzutreten. Er stand auf dem Gipfel vor dem Abgrund und schaute hinab.

* * * *
* * * *

Es war ein großer, tiefer, kreisförmiger Raum, wie die Tiefe eines leeren Brunnens. In Nischen, rings in die Erdmauern gehauen, lagen in anständigen Särgen, die

frühesten Opfer der Pest, als der Markt der Becchini noch nicht überfüllt war, noch Priester den Todten folgten und Freunde sie beklagten. Aber auf dem Boden unten — da war das Gräuliche und Entsetzliche. Roh durch einander geworfen — einige nackt, einige in schon schwarzen und verfaulten Leichenhemden — lagen die spätern Gäste, die ungebeichtet, ungesegnet gestorben! Das Fackeln- und Sonnenlicht strömte voll und roth über die Verwesung in all ihren Abstufungen, von der fahlen blauen Farbe und dem aufgeschwollenen Leichnam, bis zu der feuchten, ununterscheidbaren Masse oder den abgeschälten Knochen, woran noch in Streifen und Fetzen das schwarze, zerrissene Fleisch hing. Bei Manchen blieb das Angesicht beinah unverändert, während der übrige Körper nur Gerippe war — das lange Haar, das menschliche Antlitz auf dem gräulichen Skelett! Da lag das Kind noch an der Mutter Brust; da der Liebende neben den zarten Gliedern seiner Angebeteten ausgestreckt! die Ratzen (denn sie eilten zahlreich zu diesem Fest herbei) fuhren, nur gestört, aber nicht verscheucht, von ihrem abscheulichen Mahl auf, als das Licht über sie hereinfiel, und Tausende von ihnen lagen starr und todt umher, vergiftet von ihrem Fraß. Da hatte auch der wilde Hohn der Todtengräber den Todten die Zeichen ihres frühern Standes, doch des Goldes und der Juwelen beraubt, nachgeworfen — den zerbrochenen Stab des Richters, den Kommandostab des Generals, die priesterliche Mütze! Die faulen und grünen Ausdünstungen setzten sich, wie das Fleisch, schwammig und verwesend an den Mauern an und der * — —

*   *   *   *

*   *   *   *

*   *   *   *

* Der Uebersetzer muß vielleicht den Grundsatz: Alles, was sich übersetzen läßt, auch zu übersetzen, wovon er sich nur im dritten Kapitel dieses Buchs, gegen das Ende, eine Ausnahme erlaubt hat, zu seiner Entschuldigung anführen, daß er diese widerliche und eckelhafte Schilderung vollständig wiedergab. Bulwer hat in der That die Wachsabbildungen der Pest, die man in Florenz sieht, mit seiner Darstellung beinah überboten.

Aber wer beschriebe die unaussprechlichen und undenkbaren Schauer, welche in dem Palast herrschten, wo der große König die Gefangenen empfing, welche das Schwert der Pest bezwungen? Aber von dieser ganzen Versammlung — so reich an Schönheit und hohem Stand, an Stärke der Jugend und Ehren des Alters, an Kühnheit von Tapfern und Weisheit der Gelehrten, an Witz der Spötter und Glauben der Frommen — zog nur Eine Gestalt Adrians Auge auf sich. Seitab von den Uebrigen ein neuangekommener Gast, lag, von den langen, schwarzen Locken, Arme und Brust übergossen, eine weibliche Gestalt, das Angesicht halb auf die Seite gewendet, und so, daß selbst die Mutter der Todten an dem Wenigen, was sichtbar war, sie nicht erkannt hätte, aber eingehüllt in jenen unglückbedeutenden Mantel, auf dem, obwohl geschwärzt und beschmutzt, noch die Sternstickereien sichtbar waren, das heraldische Abzeichen der Familienangehörigen des stolzen Tribuns von Rom. Adrian sah nichts mehr — er fiel rückwärts in die Arme der Todtengräber; als er wieder zu sich kam, befand er sich noch außerhalb der Thore von Florenz — auf einem grünen Hügel liegend — neben ihm stand sein Wegweiser und hielt sein Roß am Zügel, das geduldig das stehen gebliebene Gras abweidete. Die andern Spatengenossen hatten ihren Sitz unter dem Schuppen wieder eingenommen.

„So kamt Ihr doch wieder zum Leben; ha, ich dachte, daß es nur das plötzliche Ausströmen der Pestluft gewesen. Wenige halten es so aus wie wir. Und so, da jetzt Euer Nachforschen ein Ende hat, holte ich, weil ich dachte, Ihr werdet nun gewiß Florenz verlassen, wenn Ihr anders noch Verstand habt, Euer gutes Pferd. Ich habe es gefüttert, seit Ihr den Palast verlassen habt. In Wahrheit, ich meinte, es würde mein Nebenverdienst werden, aber es gibt jetzt eben so gute in Menge. Kommt, junger Herr, steigt auf! ich fühle Mitleid mit Euch, ich weiß selbst nicht warum, außer vielleicht, weil Ihr der Einzige seyd, der mir seit Wochen vorkam, welcher sich um Jemand außer sich selbst zu bekümmern schien. Ich hoffe, Ihr seyd jetzt zufriedengestellt, daß ich

einige Grüße, he! zeigte in Eurem Dienst, und wie ich mein Versprechen gehalten, hoff' ich, haltet auch Ihr das Eurige."

„Freund," sagte Adrian, „da ist Gold genug, Dich reich zu machen; da ist auch ein Edelstein, den, wie Dir die Kaufleute sagen können, Fürsten wetteifern werden zu kaufen. Du scheinst mir ehrlich, trotz Deines Berufs, denn Du hättest mich längst berauben und morden können. Thu' mir noch einen Gefallen."

„Bei meiner armen Mutter Seele! ja!"

„Nimm jenen — jenen Leichnam von dem fürchterlichen Ort weg. Beerdige ihn an einer ruhigen, fernen Stelle — bei Seite — allein. Du versprichst, Du beschwörst es mir — es ist gut. Und jetzt hilf mir auf mein Pferd."

„Lebe wohl Italien! und wenn ich nicht von diesem Schlage sterbe, möge ich sterben, wie der Ehre und Verzweiflung gleicherweise ziemt — Trompeten und Fahnen um mich — auf einem tapfer behaupteten Schlachtfeld gegen einen würdigen Feind! außer einem ritterlichen Tod hat mir das Leben nichts mehr zu bieten!"

Siebentes Buch.

Der Kerker.

> Er war in einem großen, geräumigen Thurm eingeschlossen, Bücher hatte er genug — seinen Titus Livius, seine Geschichten Roms, die Bibel u. s. w.
>
> Das Leben Cola di Rienzi's. B. 2. Cap. 13.

Erstes Kapitel.

Avignon. Die zwei Pagen. Die fremde Schönheit.

Zwischen den Dramen Shakspeare's und denen von beinah allen andern dramatischen Dichtern ist der Unterschied,

daß in jenen die Catastrophe selten durch eine einzige Ursache — durch eine einfach fortlaufende Kette von Ereignissen herbeigeführt wird. Verschiedenartige und verwickelte Bewegkräfte bewirken das endliche Resultat. Er läßt sich nicht fesseln durch die Regeln der Zeit und des Orts — jede Zeit, jeder Ort wird geschildert und erfreut uns durch den geschickten Wechsel der Handlung oder der Handelnden. Bisweilen scheint das Interesse zu stocken, sich abzulenken, uns unversehens auf bisher unbeachtete Gegenstände zu führen, oder auf Eigenschaften der Charaktere, die bisher nur angedeutet, nicht entwickelt waren. Aber in der That dient der Stillstand der Handlung nur, um die ganze Vielheit von Umständen, welche zu dem großen Endergebniß führen, zu sammeln und in Eins zu drängen; und der gewöhnliche Brauch der Dichtkunst wird nur verlassen, um der edlern Treue der Geschichte zu huldigen. Wer der Welt das treue Bild von dem Leben und der Zeit eines Mannes vorhalten will, und das Dramatische zum Epischen erweiternd, seine Erzählung über die wechselvollen Ereignisse von Jahren ausdehnt, der wird sich hierin unwillkührlich auf der Nachahmung Shakspeares betreffen. Neue Charaktere, deren jeder dem Ende zuführt, — neue Scenen, deren jede die letzte einleitet, erstehen vor ihm, wie er weiter schreitet, und scheinen zuweilen dem Leser die gefürchtete Catastrophe aufzuhalten, welche sie gerade befördern. Der Opferzug wallt dahin, durch neu sich anschließende vermehrt und manche von den ursprünglich Mitziehenden verlierend, bis endlich die Schaar, als Ganzes betrachtet, dieselbe, aber mit veränderter Zusammensetzung, das verhängnißvolle Ziel des Altars und Opfers erreicht.

Fünf Jahre sind verflossen seit den zuletzt erzählten Ereignissen und der Verlauf meiner Geschichte führt uns an den päpstlichen Hof in Avignon — diesen ruhigen Sitz der Macht, wohin die Nachfolger des heiligen Petrus die Ueppigkeit, die Pracht und die Laster der kaiserlichen Stadt verpflanzt hatten. Sicher vor den Ränken und der Gewaltthätigkeit eines mächtigen und barbarischen Adels, ergaben sich die Höflinge des heiligen Stuhls einem Festtag des Vergnügens

— ihre Ruhe war dem Genuß gewidmet und Avignon hatte vielleicht damals die fröhlichste und wollüstigste Gesellschaft in ganz Europa aufzuweisen. Die Prachtliebe von Clemens VI. hatte einen Schimmer von geistiger und gelehrter Verfeinerung über die sinnlichen Lustgenüsse des Orts ausgegossen und der durchdringende Geist Petrarka's wußte noch immer sich durch die Intriguen der Parteien und die Orgien der Ausschweifungen seinen Weg zu bahnen.

Innocenz VI. war vor Kurzem auf Clemens gefolgt und wie es auch mit seinen eignen Ansprüchen auf Gelehrsamkeit stehen mochte — er schätzte wenigstens Kenntnisse und Geist an Andern — und die anmuthige Gelehrsamkeitsliebhaberei der Zeit vermischte sich immer noch mit dem Streben nach Vergnügen. Die am ganzen Hof herrschende Verderbniß war zu tief gewurzelt, um dem Vorbild Innocenz's zu weichen, der selbst ein Mann von einfachen Sitten und musterhaftem Lebenswandel war. Obwohl, gleich seinem Vorgänger, der Politik Frankreichs gehorsam, besaß doch Innocenz einen starren und weitgehenden Ehrgeiz. Lebhaft fühlend für die Interessen der Kirche, entwarf er den Plan, ihre erschütterte Herrschaft in Italien zu befestigen und wieder herzustellen — und die Tyrannen der verschiedenen Staaten betrachtete er als die hauptsächlichsten Gegner seines kirchlichen Ehrgeizes. Auch war dies nicht allein Politik bei Innocenz VI. Abgesehen von Ausnahmen, wie sie besondre Umstände gelegentlich veranlaßten, war der päbstliche Stuhl im Ganzen der politischen Freiheit Italiens hold. Die Republiken des Mittelalters wuchsen auf im Schatten der Kirche; und es fand sich hier wie auch sonst ein der gewöhnlichen Meinung zuwiderlaufender Satz bestätigt, daß die Religion, wie sehr auch entstellt und entwürdigt — im Allgemeinen zum Schutz der bürgerlichen Freiheit diente, die Niedrigen erhob und den Unterdrückern widerstand.

Um diese Zeit langte in Avignon eine Dame von außerordentlicher und unvergleichlicher Schönheit an. Sie war mit einem kleinen aber auserlesenen Gefolge von Florenz hergekommen, gab jedoch an, daß sie von neapolitanischer

Geburt sey, die Wittwe eines Edeln von dem glänzenden Hof der unglücklichen Johanna. Ihr Name war Cesarini. Angekommen in einer Stadt, wo, sogar im Heiligthum und in der Burg der Christenheit, Venus noch ihre alte Herrschaft behauptete, wo Liebe noch das Hauptgeschäft des Lebens ausmachte und schön seyn gleichbedeutend war mit Macht haben — hier durfte Signora Cesarini nur Einmal öffentlich sich zeigen, um die Hälfte Alles dessen, was vornehm und galant in Avignon war, zu ihren Füßen zu sehen. Ihre weibliche Dienerschaft wurde mit Geschenken und Billets überhäuft; und allnächtlich ertönte unter ihrem Fenster die klagende Serenade. Sie warf sich mit Eifer in die fröhlichen Zerstreuungen der Stadt hinein und ihre Reize machten, neben den Gedichten Petrarka's, die Bewunderung des Tages aus. Aber wenn sie Niemand unfreundlich begegnete, so konnte sich auch Niemand ausschließlich ihres Lächelns rühmen. Ihr Ruf war noch völlig makellos; aber wenn Einer vor den Uebrigen einen Vorzug behauptete, so schien mehr der Ehrgeiz als die Liebe ihre Wahl bestimmt zu haben, und Giles, der kriegerische Cardinal von Albornoz, allmächtig an dem heiligen Hof, ahnte bereits die Stunde seines Triumphs.

Es war hoher Mittag und in den Vorzimmern der schönen Signora warteten zwei schön und reichgekleidete Pagen, welche damals die Lieblingsdienerschaft der Vornehmen beiderlei Geschlechts bildeten.

„Bei meiner Treu," rief einer von diesen jungen Dienstleuten, die Würfel wegstoßend, womit er und sein Genosse bisher sich die Zeit zu vertreiben gesucht hatte, „das ist ein langweiliges Spiel; und der beste Theil des Tages ist herum. Unsre Gebieterin kommt spät."

„Und ich habe meinen neuen Sammtmantel angezogen: das Tageslicht wird hinunter seyn, eh er seinen Zoll von Bewunderung hat einziehen können," versetzte der Andre, mitleidig seinen Putz betrachtend.

„Still, Giacomo," sagte sein Kamerad gähnend, „zum Henker mit Deiner Eitelkeit. Was es draußen Neues gibt,

bin ich begierig. Ist Seine Heiligkeit jetzt zu ihren Sinnen gekommen?"

„Ihren Sinnen, was? ist sie denn wahnsinnig?" fragte Giacomo, mit erstauntem und ernstlichem Flüstern.

„Ich glaube, er ist es, wenn er als Pabst nicht auf die Entdeckung kommt, daß er endlich Maske und Hut ablegen kann. Ein enthaltsamer Cardinal — ein lüderlicher Pabst! ist das alte Sprüchwort, wie du weißt; etwas muß an des guten Mannes Hirn unrichtig seyn, wenn er fortfährt, wie ein Eremit zu leben."

„Ach, ich versteh dich! Aber wahrhaftig seine Heiligkeit hat Stellvertreter genug. Die Bischöfe tragen Sorge, die Frauen, Gott segne sie, zu hindern, daß sie nicht aus der Art schlagen; und seine Eminenz von Albornoz bewährt Euer Sprichwort, was die Cardinäle betrifft, schlecht."

„Wahr! aber Giles ist ein Kriegsmann; — ein Cardinal in der Kirche, aber ein Soldat außerhalb derselben."

„Wird er die Festung hier nehmen, was meinst Du, Angelo?"

„Nun, die Festung ist weiblich, aber —"

„Aber was?"

„Die Stirn der Signora ist mehr für die Herrschaft als für die Liebe gemacht, so schön sie ist. Sie sieht in Albornoz den Fürsten, nicht den Liebhaber. Mit welchem Schritt sie über den Boden hinwandelt, wie wenn er sogar die goldnen Teppiche verachtete!"

„Horch," rief Giacomo ans Fenster eilend, „hörst Du den Hufschlag unten? Ah, ein prächtiger Zug!"

„Von der Falkenjagd zurückkehrend, eine ausländische aber edle Lustbarkeit," versetzte Angelo und betrachtete nachdenklich die Cavalkade, wie sie die enge Straße durchzog.

„Schwankende Federn, courbettirende Rosse — sieh wie der schöne Reiter dort sich so nah an jene Dame drängt."

„Sein Mantel hat dieselbe Farbe wie der meinige," seufzte Giacomo.

Als der stattliche Zug langsam sich vorwärts bewegte, bis die Windung der Straße ihn dem Auge entzog und der

Schall des Gelächters und der Hufschlag der Pferde nur noch schwach vernehmbar war, da trat vor dem angestrengt nachschauenden Auge der Pagen finster hervor ein schwarzer, massiver Thurm von dem gewaltigen Baustyl des eilften Jahrhunderts, die Sonne schien trüb auf seine mächtige, unliebliche Fronte, an welcher nur da und dort Gucklöcher und schmale Ritzen eher a's Fenster hervortraten. Es war ein ergreifender Contrast zu dem fröhlichen Leben rings umher, den schimmernden Läden und dem lustigen Zug, der eben den Platz unten erfüllt hatte. Diesen Contrast schienen die jungen Männer unwillkührlich zu fühlen; sie zogen sich zurück und sahen einander an:

„Ich errathe Deine Gedanken, Giacomo," sagte Angelo, der Schönere und Aeltere von beiden. „Du denkst, jener Thurm sey eine trübselige Wohnung?"

„Und ich danke meinen Sternen, daß sie mich nicht so hoch erhoben, daß ich ein so großes Käfig bedürfte," versetzte Giacomo.

„Aber," erwiederte Angelo, „der Bewohner desselben war nicht von höherer Geburt als wir."

„Erzähle mir etwas von dem sonderbaren Mann," sagte Giacomo wieder seinen Sitz einnehmend, „Du bist ein Römer und mußt es wissen."

„Ja," antwortete Angelo, sich stolz aufrichtend, „ich bin ein Römer und unwürdig wäre ich meiner Geburt, hätte ich nicht gelernt, welche Ehre dem Namen Cola di Rienzi's gebührt."

„Aber Deine römischen Mitbürger hätten ihn beinah gesteinigt, glaub' ich," murmelte Giacomo, „es scheint die Ehre ist eher mit Fußtritten als mit Geld verbunden. Kannst Du mir sagen," fuhr der Page in lauterem Ton fort, „kannst Du mir sagen, ob es wahr ist, daß Rienzi in Prag vor dem Kaiser erschien und prophezeite, der vorige Pabst und alle Cardinäle würden ermordet, und ein neuer italienischer Pabst gewählt werden, der den Kaiser mit einer goldenen Krone krönen werde, als Fürsten von Sicilien, Calabrien und

Apulien und sich selbst mit einer silbernen Krone, als König von Rom und ganz Italien? * Und —"

„O schweig!" unterbrach ihn Angelo ungeduldig. „Höre mir zu und Du sollst den Verlauf der Geschichte genau erfahren. Als er das letztemal Rom verließ (Du weißt, daß er nach seinem Fall noch beim Jubeljahr verkleidet anwesend war) da reiste der Tribun —" hier sah sich Angelo, innehaltend, rings um und fuhr dann mit flammender Wange und gehobener Stimme fort — „ja, der Tribun, denn das war er und wird er seyn, reiste in Verkleidung als Pilger über Berg und Wälder, Tag und Nacht, dem Regen und Sturm ausgesetzt, ohne andres Obdach als Höhlen — er, der, so sagt man, der wahre Ausbund von prächtigem üppigem Leben war. Endlich in Böhmen angekommen, entdeckte er sich einem Florentiner in Prag und erlangte durch dessen Vermittlung eine Audienz beim Kaiser Karl."

„Ein kluger Mann der Kaiser!" sagte Giacomo, „der die Faust zuhält wie ein Geizhals. Er macht Eroberungen durch Kauf und geht auf den Markt nach Lorbeern — wie ich von meinem Bruder gehört, der bei ihm diente."

„Wahr — aber ich habe auch gehört, daß er Gelehrte und Bücherleute liebt, daß er bedachtsam und gemäßigt ist und man in Italien noch viel von ihm hofft! Also vor den Kaiser kam, wie ich gesagt, Rienzi. „Wisse, großer Fürst," sagte er, „daß ich der Rienzi bin, welchen Gott berufen, Rom zu regieren mit Frieden, mit Gerechtigkeit und in Freiheit. Ich demüthigte den Adel, ich steuerte der Verderbniß, ich verbesserte die Gesetze, die Mächtigen verfolgten mich — Stolz und Neid vertrieben mich aus meinem Besitze der Herrschaft. So groß Ihr seyd, so tief gefallen ich bin — dennoch habe auch ich das Scepter geschwungen und hätte eine Krone tragen können. Wißt auch, daß ich durch natürliche Geburt Eurer Familie angehöre; mein Vater war der Sohn Heinrichs VII.; ** deutsches Blut rollt in meinen

* Eine abgeschmackte, von gewissen Historikern aufgenommene Fabel.

** Oheim von Karl IV.

Adern, so niedrig mein früherer Stand, so bescheiden mein früherer Name war. Bei Euch, o König, suche ich Schutz, von Euch verlange ich Gerechtigkeit."

„Eine kecke Rede, wie wenn ein Gleicher zum Gleichen spricht," sagte Giacomo; „sicherlich hast Du die Worte noch herausgeputzt!"

„Keine Sylbe! des Kaisers Schreiber hat sie niedergeschrieben, und jeder Römer, der sie einmal hört, behält sie auswendig; einst war jeder Römer einem König ebenbürtig und Rienzi behauptete unsre Würde, indem er seine eigne aufrecht erhielt."

Giacomo, der klüglich Zank vermied, kannte die schwache Seite seines Freundes; und obgleich er in seinem Herzen dachte, die Römer seyen ein so nichtsnutziges Gesindel unruhiger Memmen, als nur irgend Italien aufzuweisen habe, las er doch nur einen Strohhalm von seinem Mantel ab und sagte in ziemlich ungeduldigem Ton: „Hm, fahre fort in Deiner Erzählung; schickte ihn der Kaiser fort?"

„O nein — Carl war erstaunt über seine Haltung und seinen Geist, nahm ihn gnädig auf und unterhielt ihn gastfreundlich. Er blieb einige Zeit in Prag und setzte alle Gelehrte durch seine Kenntnisse und Beredsamkeit in Erstaunen."

„Aber wenn er in Prag so geehrt wurde, wie kommt er als Gefangener nach Avignon?"

„Giacomo," versetzte Angelo nachdenklich, „es gibt Männer, die wir, von anderm Geist und anderm Schlag, selten zu begreifen und nie zu ergründen vermögen. Und bei solchen Männern hab' ich die Beobachtung gemacht, daß ein außerordentliches Vertrauen zu ihrem Glück oder zu ihrer Seele gewöhnlich einen Hauptzug ausmacht. In diesem Glauben, in dieser Trunkenheit stürzen sie sich in die Gefahr, dem Anschein nach wie Wahnsinnige, und aus der Gefahr erheben sie sich zur Größe oder versinken im Tod. So auch Rienzi; unbegnügt mit leeren Höflichkeiten und überdrüssig, den gelehrten Pedanten zu spielen, da er früher den Fürsten gespielt, verließ er — die Einen sagen aus eignem Antrieb, Andre aber berichten, er sey von Carl dem Legaten des

Pabsts übergeben worden — den kaiserlichen Hof und begab sich, ohne Waffen, ohne Geld, plötzlich nach Avignon."

„In der That ein Tollhausstreich!"

„Und doch vielleicht, Alles zusammen betrachtet, das Einzige, was ihm übrig blieb," versetzte der ältere Page. „Einmal vor seinem Fall und einmal während seiner Entfernung von Rom war er von dem Legaten des Pabsts in den Bann gethan worden. Er war der Ketzerei angeklagt und der Bann lag noch auf ihm. Es war nothwendig, daß er sich reinigte. Wie konnte der arme Verbannte dieß bewirken? Kein mächtiger Freund stand auf für den Freund des Volkes. Kein Höfling nahm sich des Mannes an, der dem Adel auf den Nacken getreten hatte. Sein Geist war sein einziger Beistand; nur auf diesen konnte er bauen. Er suchte Avignon auf, um sich von den auf ihm lastenden Beschuldigungen zu befreien; und ohne Zweifel hoffte er, von seiner Freisprechung zu seiner Wiedereinsetzung sey nur ein Schritt. Zu dem ist gewiß, daß der Kaiser förmlich darum angegangen wurde, Rienzi auszuliefern. Er hatte nur die Wahl — denn früher oder später mußte es dahin kommen — frei, oder in Fesseln hinzugehen — als ein Römer oder als ein Verbrecher. Er wählte Jenes. Wo er durchkam — in jeder Stadt, in jedem Dorf kam Alles in Bewegung, der Name des großen Tribuns war geehrt in ganz Italien. Man bat ihn, sich nicht gerade in den Rachen der Gefahr hineinzustürzen — Man flehte ihn an, sich für das Land zu erhalten, das er zu erheben gestrebt hatte. „Ich gehe, mein Recht zu behaupten und zu triumphiren," war die Antwort des Tribuns. Festliche Ehrenbezeugungen wurden ihm zu Theil in den Städten, die er durchreiste, und man hat mir gesagt: nie sey ein Gesandter, ein Fürst oder Baron in Avignon eingezogen mit einem so langen Zug wie der, welcher innerhalb dieser Mauern den Schritten Cola di Rienzi's folgte."

„Und nach seiner Ankunft?"

„Bat er um eine Audienz, um die gegen ihn erhobenen Anklagen zu widerlegen. Er warf den stolzen Cardinälen,

die ihn exkommunicirt, den Handschuh hin. Er forderte eine Untersuchung."

„Und was sagte der Pabst?"

„Nichts! — kein Wort. Jener Thurm war seine Antwort."

„Eine ziemlich grobe!"

„Aber es gibt manchen Weg, der länger ist, als vom Kerker in den Palast und Gott hat Männer wie Rienzi nicht für den Kerker und für Ketten geschaffen!"

Als Angelo dies mit lauter Stimme und all dem Enthusiasmus sagte, welchen der Ruhm des gefallenen Tribuns der römischen Jugend eingeflößt hatte, hörte er hinter sich einen Seufzer. Er wandte sich, einigermaßen betroffen, um, und an der Thüre, welche zu dem Zimmer der Signora Cesarini führte, stand eine Frau von edler Erscheinung. Sie war aufs Reichste gekleidet, aber Gold und Edelsteine erbleichten gegen den Glanz ihrer schwarzen Augen, und wie sie so, aufrecht und gebietend, dastand — da schien nie eine Stirne mehr gemacht für die königliche Krone — nie erreichte menschliche Schönheit in so vollem Maß das Ideal einer Heldin und Königin.

„Verzeiht mir, Signora," sagte Angelo stockend, „ich sprach laut, ich störte Euch; aber ich bin ein Römer und mein Gegenstand war —"

„Rienzi!" sagte die Dame näher tretend; „nun, das kann ein römisches Herz wohl warm machen. Nein — keine Entschuldigungen — sie würden Deinem edeln Mund übel anstehen. Ach, wenn —" die Dame hielt plötzlich inne und seufzte wieder; dann fuhr sie mit verändertem, ernstem Ton fort — „wenn das Schicksal Rienzi wieder in sein früheres Glück einsetzt, so soll er erfahren, was Du von ihm hältst!"

„Wenn Ihr, Gebieterin, die Ihr von Neapel seyd," sagte Angelo mit bedeutungsvollem Nachdruck, „so von einem gefallenen Verbannten sprecht, was mußte ich fühlen, der ich ihn als Fürsten anerkannte?"

„Rienzi gehört nicht Rom allein — er gehört Italien und der Welt an," versetzte die Dame. „Und Du, Angelo, der Du die Keckheit hattest, so von einem Gefallenen zu

sprechen, hast bewiesen, mit welcher Ergebenheit Du denjenigen dienen kannst, welche das Glück haben, Dich den Ihrigen zu nennen."

Bei diesen Worten betrachtete die Dame lang und nachdenklich das erröthende, gesenkte Angesicht des Pagen mit einem Blick, der gewohnt schien, die Seele in der Miene zu lesen.

„Die Männer werden oft betrogen," sagte sie trüb und doch mit einem halben Lächeln, „aber die Frauen selten, außer in der Liebe. Wollte Gott, daß Rom viele Deinesgleichen hätte. Genug! horch! Ist das der Ton von Hufschlägen im Hof drunten?"

„Madame," sagte Giacomo, seinen Mantel kunstreich über die Schulter werfend, „ich sehe die Diener seiner Eminenz des Cardinals von Albornoz. Es ist seine Eminenz selbst."

„Es ist gut!" sagte die Dame mit leuchtendem Auge. „Ich erwarte seine Eminenz." Mit diesen Worten entfernte sie sich durch die Thüre, aus welcher sie den römischen Pagen überrascht hatte.

Zweites Kapitel.

Der Charakter eines kriegerischen Priesters. — Ein Gespräch. — Die Intrigue und Gegenintrigue an Höfen.

Giles (oder Egidio), Cardinal von Albornoz, war einer der merkwürdigsten Männer jener merkwürdigen, an ausgezeichneten Geistern so reichen Zeit. Er rühmte sich der Abstammung von den königlichen Häusern von Arragon und Leon, war frühe in die Kirche getreten, und hatte beinahe noch als Jüngling das Erzbisthum Toledo erhalten. Aber eine friedliche Laufbahn, wie glänzend auch, befriedigte seinen Ehrgeiz nicht. Er konnte sich nicht mit den Ehren der Kirche begnügen, wenn es nicht die Ehren einer kriegenden Kirche waren. Im Kriege gegen die Mauren hatte sich kein

Spanier mehr als er ausgezeichnet und Alphons XI., König von Castilien, war darauf bestanden, von der Hand des wehrhaften Priesters den Ritterschlag zu empfangen. Nach dem Tode dieses Königs, der eine große Anhänglichkeit an ihn hatte, begab sich Albornoz nach Avignon und erhielt von Clemens VI. den Cardinalshut. Bei Innocenz blieb er ebenso in hoher Gunst, und jetzt, da er fortwährend an den Berathungen des Pabstes Theil nahm, waren schon Gerüchte von kriegerischen Anstalten unter den Fahnen des Albornoz, zur Wiedereroberung der päbstlichen Besitzungen aus der Hand der Tyrannen, welche sie sich angemaßt, am Hof verbreitet. Kühn, scharfsinnig, unternehmend und kaltblütig — die Tapferkeit des Ritters mit der List des Priesters gepaart — das war der Charakter von Giles, Cardinal von Albornoz.

Im Vorzimmer ließ Albornoz seine begleitenden Diener zurück, und er selbst ward in das Gemach der Signora Cesarini eingeführt. Er war ein Mann von mittlerer Größe; die dunkle, spanische Gesichtsfarbe war durch nachdenkliches Brüten über ehrgeizigen Entwürfen in ein trübes aber dauerhaftes Fahlgelb übergegangen. Seine Stirne war tief gefurcht, und obgleich noch nicht über die besten Jahre hinaus, hätte Albornoz doch schon für einen bejahrten Mann gelten können, wäre nicht sein fester Schritt, die gewandte Elasticität seines Körpers und das Auge gewesen, das durch Nachdenken, Ruhe und Tiefe gewonnen hatte, ohne etwas von dem Glanz der Jugend zu verlieren.

„Schöne Signora," sagte der Cardinal, sich über die Hand der Cesarini hinbeugend, mit einer Anmuth, welche mehr den Fürsten als den Priester verrieth, „die Befehle Seiner Heiligkeit haben mich, fürchte ich, über die Stunde hinaus zurückgehalten, welche Ihr, meine Huldigungen anzunehmen, festzusetzen geruhtet; aber mein Herz ist bei Euch gewesen, seit wir uns trennten."

„Der Cardinal von Albornoz," versetzte die Dame, leicht ihre Hand ihm entziehend und sich setzend, „sieht seine Zeit durch die Pflichten seines Standes und Rufs so vielfach in

Anspruch genommen, daß mich dünkt: seine Aufmerksamkeit einige Augenblicke für minder erhabene Gegenstände ansprechen, ist eine Art von Verrath an seinem Ruhm."

„Ach, Dame," versetzte der Cardinal, „nie hatte mein Ehrgeiz eine so edle Richtung, als eben jetzt. Und es wäre ein stolzeres Glück zu Euern Füßen zu liegen, als auf dem Thron St. Peters zu sitzen."

Eine augenblickliche Röthe flog über die Wange der Dame, aber es schien eben so sehr die Röthe des Zorns, als der Eitelkeit zu seyn; dann folgte eine außerordentliche Bläffe. Sie schwieg eine Weile, ehe sie antwortete, heftete ihr großes und stolzes Auge auf den verliebten Spanier und sagte mit leiser Stimme:

„Mein Herr Cardinal, ich gebe mir nicht den Schein, Eure Worte nicht zu verstehen; auch setze ich sie nicht auf Rechnung einer gewöhnlichen Galanterie. Ich bin eitel genug, zu glauben, daß Ihr Euch einbildet, die Wahrheit zu sprechen, wenn Ihr sagt, Ihr liebet mich."

„Einbilden! — eben so gut könnte ich mir einbilden, ich glaube an die Heiligkeit des Kreuzes," antwortete der Priester.

„Hört mich an," versetzte die Signora. „Diejenige, welche der Cardinal Albornoz mit seiner Liebe beehrt, hat ein Recht, von ihm Proben derselben zu verlangen. Wessen Macht am päbstlichen Hof kommt der seinigen gleich? — Ich stelle die Bitte an Euch, zu meinen Gunsten dieselbe geltend zu machen."

„Sprecht, theuerste Herrin; sind Eure Besitzungen von den Barbaren dieser gesetzlosen Zeit in Besitz genommen worden? Hat sich Jemand erfrecht, Euch zu beleidigen? Sind Ländereien und Titel Eure Wünsche? Meine Macht ist Eure Sklavin."

„Nein, Cardinal! es gibt etwas, das einem italienischen Herzen und einem Weibe theurer ist, als Reichthum und hoher Stand — das ist Rache!"

Der Cardinal fuhr zurück vor dem flammenden Auge,

das sich auf ihn richtete, aber der Geist ihrer Worte traf eine verwandte Saite seines Wesens.

„Das," sagte er nach einem kurzen Bedenken, „das sprach hohe Abkunft! Rache ist der Wonnegenuß der Hochgebornen! Sklaven und Bauern mögen erlittenes Unrecht verzeihen. Fahrt fort, Dame!"

„Habt Ihr die neuesten Nachrichten aus Rom?"

„Gewiß," versetzte der Cardinal mit einiger Ueberraschung, „wir müßten armselige Staatsmänner seyn, wenn wir nicht von dem Zustand der Hauptstadt des päbstlichen Gebiets unterrichtet wären. Und mein Herz trauert um diese unglückliche Stadt; aber warum befragst Du mich über Rom? Du bist —"

„Eine Römerin! wißt, mein Herr, daß ich einen besondern Zweck dabei habe, daß ich mich für eine Neapolitanerin ausgebe. Eurer Verschwiegenheit vertraue ich mein Geheimniß. Ich bin aus Rom. Erzählt mir von seinem Zustand."

„Meine Schönste," versetzte der Cardinal, „ich hätte wohl merken sollen, daß diese Stirne und Haltung nicht dem leichten Campanien angehören. Meine Vernunft hätte mir sagen sollen, daß sie den Stempel der Weltherrscherin tragen; die Lage Roms," fuhr Albornoz ernster fort, „ist bald berichtet. Du weißt, daß, nach dem Fall des gewandten aber übermüthigen Rienzi, Pepin, Graf von Minorbino (eine Kreatur von Montreal), der ihn hatte vertreiben helfen, gerne die Stadt an Montreal verrathen hätte — aber er war weder stark, noch listig genug dazu und die Barone verjagten ihn, wie er den Tribun verjagt hatte. Einige Zeit nachher wurde ein neuer Demagoge, Giovanni Cerroni, auf dem Capitol bestallt. Er vertrieb wieder die Edeln; neue Revolutionen folgten — die Barone wurden zurückgerufen, der schwache Nachfolger Rienzi's rief das Volk zu den Waffen — umsonst — in Angst und Verzweiflung legte er seine Gewalt nieder und überließ die Stadt den endlosen Fehden der Orsini, Colonna und Savelli zum Raub."

„So viel weiß ich, mein Herr; aber als seine Heiligkeit auf den Stuhl Clemens VI. gelangte —"

„Da," sagte Albornoz, und eine leichte Wolke überzog seine gelbe Stirne, „da kam die dunklere Partie der Geschichte. Zwei Senatoren wurden mit Zustimmung des Pabstes gewählt."

„Ihre Namen?"

„Bertoldo Orsini und ein Colonna. Wenige Wochen nachher stachelte der hohe Preis der Lebensmittel die schuftigen Mägen des Pöbels an — sie erhoben sich, sie schrieen, sie bewaffneten sich, sie belagerten das Capitol —"

„Gut, gut!" rief die Dame, faltete ihre Hände und verrieth in jedem Zug ihre lebhafte Theilnahme an der Erzählung.

„Colonna entging dem Tod nur durch eine schimpfliche Verkleidung, Bertoldo Orsini wurde gesteinigt."

„Gesteinigt! Da fiel doch Einer!"

„Ja, Dame, Einer von einem großen Haus, dessen geringster Blutstropfen ein ganzes Meer plebejischen Hundebluts werth war. Jetzt ist lauter Unordnung, Zerstörung, Gesetzlosigkeit in Rom. Die Kämpfe des Adels erschüttern die Stadt durch und durch; und Fürst und Volk, ermüdet von so vielen Versuchen, eine Regierung zu gründen, kennen jetzt keinen Regenten, als die Furcht vor dem Schwert. So, schöne Frau, ist der Zustand von Rom. Seufzt nicht, unsere Sorge ist eben jetzt darauf gerichtet. Es soll geholfen werden, und ich, Madame, dürfte das glückliche Werkzeug der Wiederherstellung des Friedens in Eurer Heimathstadt werden."

„Es gibt nur ein Mittel, den Frieden in Rom wiederherzustellen," antwortete die Dame rasch, „und das ist die Wiedereinsetzung Rienzi's."

Der Cardinal stutzte. „Madame," sagte er, „höre ich recht — seyd Ihr nicht edel geboren — könnt Ihr die Erhebung eines Plebejers verlangen? Spracht Ihr nicht von Rache und jetzt bittet Ihr um Gnade?"

„Herr Cardinal," sagte die schöne Frau mit Ernst, „ich bitte nicht um Gnade, ein solches Wort taugt nicht für einen Mund, der Gerechtigkeit fordert. Edel geboren bin ich — ja und von einem Geschlecht, gegen dessen alte Abstammung

von den Patriciern des alten Roms sogar das erlauchte Haus von Arragon nur von gestern her ist. Nein, ich wollte Euer Eminenz nicht beleidigen; Eure Größe ist nicht von Stammbäumen und Grabsteinen geborgt — Eure Größe ist Euer eigenes Werk; wolltet Ihr aufrichtig sprechen, mein Herr, so müßtet Ihr bekennen, daß Ihr stolz seyd nur auf Eure eignen Lorbeern, und daß Ihr in Eurem Innern lacht über die gespreizten Thoren, welche sich mit dem modernden Schmuck der Todten herausputzen!"

„Muse, Prophetin! Ihr habt Recht," sagte der hochsinnige Cardinal mit ungewohnter Wärme, „und Eure Stimme ist wie die des Ruhms, wovon ich in meiner Jugend träumte. Sprecht weiter, sprecht immer zu!"

„So," fuhr die Dame fort, „so wie Euer Stolz, ist der gerechte Stolz Rienzi's. Er ist stolz darauf, selbst der Schöpfer seines großen Rufs zu seyn. In solchen Männern, wie der römische Tribun ist, erkennen wir die Gründer edler Häuser. Nicht Ahnenschaft macht sie — sie machen die Ahnenschaft. Genug hievon. Ich bin von edlem Geschlecht, es ist wahr; aber mein Haus, wie viele andere, ist zusammengesunken und gebrochen unter dem Joch der Orsini und Colonna — gegen diese verlange ich Rache. Aber ich bin mehr als eine Italienerin — ich bin eine Römerin — ich weine blutige Thränen um die Unordnung in meiner unglücklichen Vaterstadt. Ich traure darüber, daß sogar Ihr, mein Herr, ja, daß ein Barbare, wie ausgezeichnet und groß immer, um Rom trauern muß! Ich wünsche sein Glück wiederhergestellt zu sehen."

„Aber Rienzi würde nur sein eigenes wiederherstellen."

„Nicht so, mein Herr Cardinal, nicht so. Eitel, ehrgeizig, stolz mag er seyn — große Seelen sind das — aber nie hat er einen Wunsch gehabt, der mit der Wohlfahrt Roms nicht aufs Engste verbunden gewesen wäre. Doch setzt alle Gedanken an seine Angelegenheiten bei Seite — nicht davon will ich sprechen. Ihr wünscht die päbstliche Macht in Rom wieder herzustellen. Eure Senatoren haben es vergebens versucht. Demagogen eben so — Rienzi allein kann es durch-

setzen; er allein vermag die stürmischen Leidenschaften der Barone zu zügeln — er allein kann den launigen und unbeständigen Pöbel bemeistern. Gebt Rienzi frei, setzt ihn wieder ein, und durch Rienzi gewinnt der Pabst Rom wieder!"

Der Cardinal antwortete einige Augenblicke nicht. Wie in Träumerei versunken, saß er regungslos da, sein Antlitz mit der Hand bedeckend. Vielleicht mußte er sich insgeheim gestehen, daß in den Vorschlägen der Dame eine klügere Politik liege, als er offen bekennen mochte. Endlich erhob er die Hand von der Brust, heftete sein Auge auf das forschende Antlitz der Signora und sagte mit einem erzwungenen Lächeln:

„Verzeiht mir, Madame, aber während wir die Politiker spielen, vergessen wir nicht, daß ich Euer Anbeter bin! Scharfsinnig mögen Deine Rathschläge seyn, aber warum drängst Du so damit? Warum Deine heftige Theilnahme an Rienzi? Wenn durch seine Freilassung der Kirche vielleicht einen Bundesgenossen gewinnt — bin ich sicher, ob nicht Giles von Albornoz sich selbst einen Nebenbuhler schafft?"

„Mein Herr," sagte die Dame halb aufstehend, „Ihr seyd mein Anbeter, aber Euer Stand besticht, Euer Gold erkauft mich nicht. Wenn Ihr mich liebt, habe ich das Recht, über Eure Dienste zu verfügen, zu welchem Zweck ich sie auch in Anspruch nehme. Das ist das Gesetz des Ritterthums. Wenn ich je den Bemühungen eines sterblichen Liebhabers nachgebe, so muß es der Mann seyn, der meinem Vaterland seinen Helden und Retter wieder gibt."

„Schöne Patriotin," sagte der Cardinal, „Eure Worte ermuthigen meine Hoffnung, aber sie ersticken halb meinen Ehrgeiz, denn gar sehr wünschte ich, daß die Liebe allein und nicht geleistete Dienste mir den Schatz erwerbe, nach dem ich trachte. Aber hört mich an, holde Dame; Ihr überschätzt meine Macht. Ich kann Rienzi nicht befreien — er ist angeklagt des Aufruhrs, er ist im Bann wegen Ketzerei. Seine Freisprechung beruht auf ihm selbst."

„Ihr könnt seine Untersuchung befördern —"

„Vielleicht, Herrin —"

„Das ist seine Freisprechung! — und eine Privataudienz bei Seiner Heiligkeit!“

„Ohne Zweifel.“

„Das ist seine Wiedereinsetzung. Seht da Alles, was ich verlange.“

„Und dann, holde Römerin, kommt die Reihe zu bitten an mich,“ sagte der Cardinal leidenschaftlich, sank aufs Knie nieder, und ergriff die Hand der Dame. Einen Augenblick fühlte diese stolze Frau, daß sie ein Weib war — sie erröthete, sie zitterte, aber (hätte der Cardinal in ihrem Herzen lesen können!) nicht aus Leidenschaft oder Schwäche, sondern vor Angst und Scham. Willenlos überließ sie ihre Hand dem Cardinal, der sie mit Küssen bedeckte.

„So begeistert,“ sagte Albornoz aufstehend, „will ich nicht an dem günstigen Erfolg zweifeln. Morgen werde ich Dir wieder aufwarten.“

Er drückte ihre Hand an sein Herz — die Dame fühlte es nicht. Er seufzte sein Lebewohl — sie hörte es nicht. Zögernd schaute er sie an und langsam entfernte er sich. Aber es dauerte einige Augenblicke bis die Signora, wieder zu sich selbst kommend, merkte, daß sie allein war.

„Allein,“ rief sie halb laut und mit wilder Hast — „allein! O, was hab' ich unternommen! was hab' ich gesagt! Untreu, auch nur in Gedanken, ihm! O nie, nie! Ich, die ich die Küsse seines heiligenden Mundes fühlte — die an seinem königlichen Herzen schlief — ich! — heilige Mutter Gottes, schütze und stärke mich!“ so fuhr sie bitterlich weinend fort, sie sank auf die Kniee nieder und war einige Augenblicke in Gebet versunken. Dann stand sie beruhigt, aber tödtlich blaß auf, und indem ihr die Thränen schwer über die Wangen herabrollten, trat sie langsam an das Fenster, öffnete es und beugte sich heraus; die Abendluft des sich neigenden Tages umspielte sanft ihre Schläfe und kühlte und sänftigte die in ihrem Innern nagende Fieberhitze. Dunkel und gewaltig erhob er sich vor ihr in seinem düstern Schatten, der unholde Thurm, worin Rienzi als Gefangener und Verbrecher lag; lang und tiefnachsinnend betrachtete sie ihn

und dann wandte sie sich ab und zog aus den Falten ihres Gewands einen kleinen, scharfen Dolch: „Ihn will ich für den Ruhm retten," murmelte sie, „und dies soll mich vor der Entehrung retten!"

Drittes Kapitel.

Heilige Männer. Scharfsinnige Berathungen. Gerechte Beschlüsse — und schmutzige Beweggründe zu dem Allen.

So verliebt der kriegerische Cardinal von Spanien in die Schönheit und beinah eben so sehr in den hochsinnigen Geist der Signora Cesarini war, war doch die Liebe bei ihm nicht so sehr herrschende Leidenschaft, als jener nach völligem Gelingen aller seiner weitstrebenden Lebensplane trachtende Ehrgeiz, der bisher seinen Charakter genährt, seine Laufbahn bezeichnet hatte. Er überlegte, als er die Signora verließ, ihren Wunsch, den römischen Tribun wieder eingesetzt zu sehen, und sein geübter, tiefer Verstand überschlug schnell all die Vortheile, welche aus dieser Wiederherstellung für seine eigenen politischen Absichten sich ergeben konnten. Schon haben wir gesehen, daß es die Absicht des neuen Pabstes war, die Wiedererlangung der Kirchenbesitzungen zu versuchen, welche ihm dermalen durch die Hand geschickter und abgeneigter Tyrannen vorenthalten wurden. Zu diesem Behuf ward schon eine Streitmacht in Bereitschaft gehalten, und der Cardinal war schon insgeheim zum Befehlshaber ernannt. Aber die Streitmacht stand in keinem Verhältniß zu dem Unternehmen; und Albornoz verließ sich großentheils auf die moralische Stärke seiner Sache, und hoffte auf seinem Zug durch die italienischen Staaten erst noch viele Rekruten unter seine Fahnen zu bekommen. Die wunderähnliche Erhebung Rienzi's hatte einen außerordentlichen Enthusiasmus für ihn bei allen freien Bevölkerungen Italiens erweckt. Und dieser war noch mehr entzündet und entflammt worden durch die einflußreiche Beredsamkeit Petrarka's, der in jener Zeit

eine größere Gewalt über die Gemüther ausübte, als irgend einem einzelnen Literaten vor oder nach ihm (nicht einmal den Weisen von Ferney ausgenommen,) zustand — und er hatte mit dem kühnsten Aufwand seines Genius den römischen Tribun gepriesen. Ein solcher Bundesgenosse, wie Rienzi, im Lager des Cardinals, konnte ein mächtig lockender Magnet für die unternehmungslustige Jugend Italiens werden. Näherte man sich Rom, so konnte er ja selbst beurtheilen, in wie weit es räthlich seyn dürfte, Rienzi als päbstlichen Bevollmächtigten wieder einzusetzen. Und inzwischen konnte der Einfluß des Römers gute Dienste leisten, entweder um den aufrührerischen Edeln Schrecken einzujagen, oder um das hartnäckige Volk zu versöhnen, andrerseits war der Cardinal schlau genug, einzusehen, daß aus der jetzigen Einsperrung Rienzi's unmöglich ein Vortheil entspringen könne. Mit jedem Monat erregte er tiefere und allgemeinere Theilnahme. Seinem einsamen Kerker flog die Hälfte der Herzen des republikanischen Italiens zu. Die Literatur hatte ihre neue und plötzlich gewonnene, deshalb gewichtige und sogar unverhältnißmäßige Macht für seine Sache in die Wagschale gelegt; und der Pabst, der sich nicht getraute, sein Richter zu werden, lud den gehässigen Vorwurf, sein Kerkermeister zu seyn, auf sich. „Ein beim Volk beliebter Gefangener," sagte der scharfsinnige Cardinal bei sich selbst, „ist der allergefährlichste Gast! Benütze ihn wieder als Deinen Diener oder vernichte ihn als Deinen Feind! In diesem Fall seh ich keine andere Wahl als Freilassung oder das Messer!" In solchen Betrachtungen vergaß dieser feine Rechner, tief eingeweiht in den Machiavellismus jenes Zeitalters, den Liebhaber über dem Staatsmann.

Aber jetzt, als er sich wieder in die Rolle von jenem zurückversetzte, empfand er eine unbehagliche Besorgniß über die ernstliche Verwendung seiner Geliebten. Gern hätte er den ängstlichen Eifer der Cesarini entweder auf Rechnung eines Anflugs von patriotischer Laune oder eines Racheplans geschrieben; und in ihrem heftigen und stolzen Charakter lag nicht Wenig, was diese Annahme begünstigte. Aber er

konnte nicht umhin, sich selbst die eifersüchtige Vermuthung eines geheimen, unwillkommenen Beweggrundes einzugestehen, die seine Eitelkeit kränkte und seine Liebe beunruhigte.

„Wie dem sey," dachte er, seiner unangenehmen Furcht sich entschlagend, „ich kann ihre eigenen Waffen gegen sie gebrauchen; ich kann die Freilassung Rienzi's erwirken und meinen Lohn fordern. Verweigert sie ihn, so kann die Hand, welche den Kerker öffnete, auch wieder die Kette schmieden. Die Stärke ihres Interesses sichert mir meine Macht!"

Mit solchen Gedanken beschäftigte sich der Cardinal in seinem Palast, als er plötzlich zum Pabst erboten wurde.

Der päbstliche Palast zeigte nicht mehr die schimmernde aber geschmackvolle Pracht eines Clemens VI., und der sarkastische Cardinal lächelte bei sich selbst über die düstre Stille in den Vorzimmern. „Er meint ein gutes Beispiel zu geben — der arme Landessohn von Limoges!" dachte Albornoz, „und trägt nur die Kränkung davon, sich vom ärmsten Bischof verdunkelt zu sehen. Er erniedrigt sich selbst, und bildet sich ein, diese Selbsterniedrigung werde ansteckend seyn."

Seine Heiligkeit saß vor einem kleinen, schmucklosen Tisch, mit Papieren bedeckt, und hatte den Kopf auf die Hände gesenkt: das Zimmer war einfach eingerichtet, und in einer kleinen Nische neben dem Fenster war ein elfenbeinernes Crucifix, und darüber der Schädel und die gekreuzten Knochen, welche damals die meisten Mönche ungefähr in demselben Sinne aufstellten, welchen die Alten mit diesen Zierrathen verbanden — als Erinnerung an die Kürze des Lebens, und deshalb als Aufmunterungen, sich dasselbe aufs Beste zu Nutze zu machen! Auf dem Boden lag eine Charte der päbstlichen Länder, worauf besonders die Festungen deutlich bezeichnet und hervorgehoben waren. Der Pabst erhob, als der Cardinal angemeldet wurde, leicht das Haupt, und zeigte ein einfaches, aber kluges und einigermaßen anziehendes Angesicht. „Mein Sohn," versetzte er, mit freundlicher Artigkeit auf die demüthige Begrüßung des stolzen Spaniers, „schwerlich würdest Du vermuthet haben nach unsrer langen Besprechung an diesem Morgen, daß neue Sorgen so bald

wieder den Beistand Deines Rathes erheischen würden. Wahrhaftig, der Dornenkranz sticht scharf unter der dreifachen Krone, und mich verlangt manchmal nach der behaglichen Ruhe meines alten Lehrstuhls in Toulouse; mein Beruf ist ein Beruf der Mühe und Arbeit."

„Gott sänftigt den Wind für das neugeschorene Lamm," versetzte der Cardinal mit frommem, mitleidigem Ernst.

Innocenz konnte, als er antwortete, kaum ein Lächeln unterdrücken. „Das Lamm, welches das Kreuz trägt, muß die Stärke eines Löwen haben. Seit wir uns trennten, mein Sohn, habe ich traurige Botschaft erhalten; unsere Eilboten sind von der Campagna angelangt — die Heiden wüthen grimmig — Johann di Vico's Streitmacht ist furchtbar angewachsen und der gefürchtetste Abenteurer Europa's hat sich unter seine Paniere gestellt."

„Spricht Eure Heiligkeit," rief der Cardinal eifrig, „von Fra Moreale, dem Johanniter-Ritter?"

„Von keinem geringern Krieger als ihm," erwiederte der Pabst. „Ich fürchte den ungeheuern Ehrgeiz dieses kühnen Abenteurers."

„Eure Heiligkeit hat Grund dazu," sagte der Cardinal trocken.

„Einige Briefe von ihm sind den Dienern der Kirche in die Hände gefallen; sie sind hier; lies sie mein Sohn."

Albornoz nahm die Briefe und durchlas sie mit Bedacht — dann legte er sie wieder auf den Tisch und blieb einige Augenblicke in Schweigen versunken.

„Was denkst Du, mein Sohn?" sagte der Pabst endlich mit ungeduldigem, ja mürrischem Ton.

„Ich denke, daß bei Montreals heißem Blut und Johann di Vico's kalter Bosheit es so weit kommen kann, daß Eure Heiligkeit noch, wo nicht die Ruhe, doch die Einkünfte des Lehrstuhls zu beneiden hätte!"

„Wie, Cardinal!" sagte der Pabst hastig und mit einer Zornröthe auf seiner blassen Stirne. Der Cardinal fuhr ruhig fort:

„Nach diesen Briefen scheint es, daß Montreal allen An-

führern von Freilanzen in Italien geschrieben und ihnen den höchsten Sold für jeden Mann, der sich seiner Fahne anreiht, geboten hat, neben der reichsten Beute eines Plünderers. Er führt demnach große Dinge im Schild! — Ich kenne den Mann!"

„Gut — und unsere Maßregeln?"

„Die sind einfach," sagte der Cardinal hoch herab und mit einem Auge, das von soldatischem Feuer flammte. „Kein Augenblick ist zu verlieren! Dein Sohn muß rasch ins Feld rücken! das Banner der Kirche aufgepflanzt!"

„Aber sind wir stark genug? Unsere Zahl ist klein, der Eifer ermattet! Die fromme Ergebenheit der Balduine ist nicht mehr da!"

„Eure Heiligkeit," sagte der Cardinal, „weiß wohl, daß es für den großen Haufen zwei Losungsworte zum Krieg gibt: Freiheit und Religion. Wenn die Religion versagt, müssen wir zu dem minder heiligen Wort greifen. „„Auf mit dem Banner der Kirche und nieder mit den Tyrannen!"" Wir wollen gleiche Gesetze und freie Regierung verheißen, und so Gott will, wird unser Lager in Kraft dieser Versprechungen besser gedeihen und wachsen, als Montreals Zelte mit dem gemeinern Feldgeschrei „„Sold und Beute.""

„Giles d'Albornoz," sagte der Pabst mit Nachdruck und ließ, erwärmt durch den Geist des Cardinals, die herkömmliche Redeweise fahren, „ich vertraue Euch unbedingt. Jetzt die rechte Hand der Kirche und später vielleicht ihr Haupt! Zu gut nur fühle ich, daß das Loos einem Unwürdigen zugefallen ist. Mein Nachfolger muß meine Unzulänglichkeit vergüten."

Kein Wechsel der Farbe, kein aufleuchtender Blick verriethen dem forschenden Auge des Pabstes, welche Regungen diese Worte in der Brust des ehrgeizigen Cardinals hervorgerufen haben mochten. Er verneigte tief sein stolzes Haupt, als er antwortete: „Der Himmel sey gebeten, daß Innocenz lang lebe, um die Kirche zum Ruhm zu führen. Für Giles d'Albornoz, weniger Priester als Soldat, bietet der Lärm des Lagers, das Wiehern des Schlachtrosses, die einzigen

lockenden Aussichten dar, welchen er sich hingeben darf. Aber hat Eure Heiligkeit ihrem Diener Alles mitgetheilt, was —"

„Nein," unterbrach ihn Innocenz, „ich habe noch eine andere, eben so schlimm lautende Zeitung. Dieser Johann di Vico — die Pest über ihn! — welcher sich noch immer (der exkommunicirte Bösewicht!) Präfekt von Rom nennt, hat diese unglückliche Stadt so mit seinen ausgesandten Creaturen angefüllt, daß wir nahe daran sind, den Sitz des Apostels zu verlieren. Rom, lange in Anarchie, scheint jetzt in offenem Aufstand begriffen. Die Edeln — die Belialssöhne — sind zwar wieder gedemüthigt; aber wie? — ein gewisser Baroncelli, ein neuer Demagog, der trotzigste, der blutdürstige, dem je der böse Feind beistand — hat sich erhoben — ist vom Pöbel mit der Gewalt bekleidet, und übt sie aus, um das Volk zu schlachten und den Pabst zu höhnen. Ermüdet von dieses Mannes Verbrechen, die selbst des Schmuckes der klugen Gewandtheit entbehren, ruft das Volk Tag und Nacht in den Straßen nach Rienzi den Tribunen!"

„Ha!" sagte der Cardinal, „so sind also Rienzi's Fehler in Rom vergessen, und man hegt dort denselben Enthusiasmus für ihn, wie im übrigen Italien?"

„Ach, so ist es!"

„Es ist gut; ich habe daran gedacht, Rienzi kann mich auf meinem Zug begleiten —"

„Mein Sohn! der Rebell, der Ketzer —"

„Wird durch Euer Heiligkeit Absolution ein ruhiger Unterthan und rechtgläubiger, katholischer Christ werden," sagte Albornoz. „Die Menschen sind gut oder schlimm, wie sie für unsere Absichten taugen. Was ficht uns eine Tugend an, die nutzlos, was ein Verbrechen, wenn es nützlich ist? Das Heer der Kirche rückt ins Feld gegen Tyrannen; es verheißt überall den päbstlichen Städten die Wiederherstellung ihrer volksthümlichen Regierungen. Sieht Eure Heiligkeit nicht, daß die Freisprechung Rienzi's, des Volkslieblings, als eine Frucht Eurer Aufrichtigkeit wird begrüßt werden — sieht Eure Heiligkeit nicht, daß dieser Name für uns fechten

wird? — sieht Eure Heiligkeit nicht, daß man den großen Demagogen Rienzi gebrauchen muß, um den kleinen, Baroncelli, auszulöschen? Wir müssen die Römer wieder gewinnen, entweder in der Stadt selbst, oder in den sieben Städten Johann di Vico's. Wenn man hört, daß Rienzi in unserem Lager ist — glaubt mir, so werden wir eine Menge Ueberläufer von den Tyrannen bekommen — glaubt mir, wir werden nichts mehr von Baroncelli hören."

„Immer scharfsichtig," sagte der Pabst nachsinnend; „es ist wahr, wir können diesen Mann brauchen, aber mit Vorsicht. Sein Geist ist zu fürchten —"

„Und deßwegen muß er versöhnt werden; wenn wir ihn freisprechen, müssen wir ihn ganz für uns gewinnen. Dies hat mich meine Erfahrung gelehrt: Kann man einen Demagogen nicht durchs Gesetz tödten, so ersticke man ihn mit Ehrenerweisungen. Er darf nicht mehr Volkstribun bleiben. Gebt ihm den patricischen Titel eines Senators, so ist er dann der Statthalter des Pabstes!"

„Ich will mir dies überlegen, mein Sohn — Deine Vorschläge gefallen mir, aber beunruhigen mich — er soll wenigstens untersucht werden; aber wenn er als Ketzer erfunden wird —"

„Sollte man ihn, ist mein bescheidener Rath, zum Heiligen erklären."

Der Pabst runzelte einen Augenblick die Stirne, aber diese Anstrengung war zu viel für ihn, und nach einem kurzen Kampf lachte er laut auf.

„Geh, mein Sohn," sagte er, zärtlich dem Cardinal auf die gelbe Wange tätschelnd. „Geh. Wenn Dich die Welt hörte, was würde sie sagen?"

„Daß Giles d'Albornoz gerade so viel Religion hat, um sich zu erinnern, daß der Staat eine Kirche ist, aber nicht so viel, um zu vergessen, daß die Kirche ein Staat ist."

Mit diesen Worten endete die Besprechung. An diesem Abend noch entschied der Pabst, daß Rienzi die von ihm verlangte Untersuchung solle gewährt werden.

Viertes Kapitel.

Die Herrin und der Page.

Es war drei Stunden vor Mitternacht, als Albornoz, die Rolle des Anbeters wieder aufnehmend, an die Signora Cesarini folgendes Billet abfertigte.

„Eure Befehle sind vollzogen. Rienzi wird wegen seines Glaubens eine Untersuchung erstehen. Es wäre gut, ihn darauf vorzubereiten. Vielleicht stimmte es mit Eurer Absicht, über welche ich so wenig im Klaren bin, überein, daß Ihr dem Gefangenen erscheint, was Ihr ja wirklich seyd — als die Urheberin seiner Begnadigung? Seht wie unbedingt ein edles Herz dem andern vertrauen kann! Ich sende Euch durch den Ueberbringer einen Befehl, der Einem Eurer Diener Zutritt in dem Gemach des Gefangenen verschafft. Uebernehmt Ihr, wenn es Euch gefällt, ihn von dieser neuen Wendung, welche sein Schicksal nimmt, zu benachrichtigen. Ach! Madame, möge das Glück mir eben so günstig seyn und mir dieselbe Fürsprache gewähren — von Deinem Munde kommt mein Urtheilsspruch."

Als Albornoz mit diesem Brief fertig war, berief er seinen vertrautesten Diener, einen spanischen Edelmann, der in seiner edeln Geburt keinen Abhaltungsgrund sah, die mannigfachen Aufträge des Cardinals zu vollziehen.

„Alvarez," sagte er, „dies durch eine andere Hand an die Signora Cesarini. Du bist in ihrem Hause unbekannt; Du begiebst Dich in das Staatsgefängniß, dies verschafft Dir Zutritt bei dem Befehlshaber. Beobachte, wer zu dem gefangenen Cola di Rienzi eingelassen wird! Merke Dir seinen Namen, frage, woher er stamme. Sey keck, Alvarez. Bring in Erfahrung, aus welchem Grund die Cesarini an dem Schicksal des Gefangenen solchen Antheil nimmt. Auch würde Alles, was sie, ihre Geburt, Vermögen, Geschlecht betrifft, willkommene Botschaft seyn. Du verstehst mich. Es ist gut — Eine Warnung — Du hast keinen Auftrag von mir, stehst in keinem Verhältniß zu mir. Du bist ein

Beamter des Gefängnisses oder des Papstes — was Du willst. Gib mir den Rosenkranz; zünde die Lampe vor dem Crucifix an; lege jenes härene Hemd unter jene Waffen. Es soll aussehen, als ob ich es verstecken möchte! Sage Gomez, daß der Dominikaner-Prediger eingelassen werden soll."

„Diese Mönche haben einen großen Eifer," fuhr der Cardinal, mit sich selbst redend, fort, als Alvarez nach Vollziehung seiner Befehle sich entfernte. „Sie verbrennen gern einen Menschen — aber nur der Bibel zulieb! Es verlohnt sich, sie zu Freunden zu gewinnen, wenn die dreifache Krone selbst werth ist, daß man nach ihr trachtet; wäre sie mein, ich würde die Adlerfeder dazu fügen."

In die ehrgeizigen Plane für die Zukunft vertieft, vergaß der kühne Mann sogar den Gegenstand seiner Leidenschaft. Im wirklichen Leben lieben ehrgeizige Männer, in einem gewissen Alter, wahrhaft; aber es ist nur ein Zwischenspiel. Und in der That hat bei den meisten Männern das Leben hinreißendere, obgleich nicht häufigere Interessen, als die der Liebe; die Liebe ist das Geschäft der Müßigen, aber der Müßiggang der Geschäftigen.

Die Cesarini war allein, als der Bote des Cardinals ankam, und sobald er entlassen war mit einigen Zeilen, eine Dankbarkeit athmend, welche alle die Rücksichten zu übersfliegen schien, womit die Kälte der Dame sonst ihren Stolz umgab, wurde der Page Angelo vor sie berufen.

Das Zimmer war finster vor den Schatten der einbrechenden Nacht, als der Jüngling eintrat, und er konnte nur schwach die Umrisse der stattlichen Gestalt seiner Gebieterin wahrnehmen; aber am Ton ihrer Stimme merkte er, daß sie in heftiger Gemüthsbewegung war.

„Angelo," sagte sie, als er sich näherte — „Angelo" — und die Stimme versagte ihr. Sie hielt inne, um Athem zu schöpfen, und fing wieder an: „Du allein hast uns treu gedient, Du allein hast unsere Flucht, unsere Wanderung, unsere Verbannung getheilt — Du allein weißt mein Geheimniß — Du allein von meinem Gefolge bist ein Römer!

Ein Römer! Einst war das ein großer Name. Angelo, der Name ist gesunken, aber nur, weil der Charakter des römischen Volks zuerst sank. Hochmüthig sind sie, aber unbeständig; trotzig, aber feig; hastig im Versprechen, aber falsch im Worthalten. Du bist ein Römer, und obgleich ich Deine Treue erprobt, flößt mir doch schon Deine Geburt Furcht vor Falschheit ein."

„Herrin," sagte der Page, „ich war erst ein Kind, als Ihr mich in Euren Dienst nahmt, und stehe jetzt erst an der Grenze des Mannesalters. Aber, obwohl ich noch ein Knabe bin, wollte ich doch der stärksten Lanze eines Ritters oder Freibeuters trotzen, in Behauptung der Treue Angelo Villani's gegen seine Gebieterin und sein Vaterland."

„Ach, ach!" sagte die Signora bitter, „das waren die Worte von Tausenden Deines Volkes. Was waren ihre Thaten? Aber ich will Dir trauen, wie ich Dir immer traute. Ich weiß, daß Du nach Ehre dürstest, daß Du den anständigen und glänzenden Ehrgeiz der Jugend hast —"

„Ich bin ein Waise und ein Bastard," sagte Angelo freimüthig. „Die Verhältnisse stacheln mich kräftig zu Thaten; ich möchte mir selbst einen Namen gewinnen!"

„Das sollst Du," sagte die Signora. „Wir werden noch in die Lage kommen, Dir zu lohnen. Und jetzt sey rasch, bring mir einen Deiner Pagenanzüge her, Mantel und Kopfbedeckung. Schnell, sag' ich, und athme gegen keine Seele von dem, was ich von Dir verlangt habe."

Fünftes Kapitel.

Der Thurmbewohner.

Die Nacht rückte langsam vor und in dem höchsten Gemach des rauhen, schwarzen Thurmes, gegenüber von den Fenstern des Palastes der Cesarini, saß ein einsamer Gefangener. Eine einsame Lampe brannte vor ihm auf einem steinernen Tisch, und warf ihre Strahlen auf eine offene

Bibel, und auf die ernsten aber fantastischen Sagen von der Tapferkeit des alten Roms, welche der Genius des Livius zur Geschichte gestempelt hat. Eine Kette hing von der Decke des Thurms herab und fesselte den Gefangenen, doch so, daß er sich durch den größern Theil der Zelle frei bewegen konnte. Grün und feucht waren die gewaltigen Steine der Wände, und durch eine enge Oeffnung, die man weit nicht mit den Händen erreichen konnte, kam das Mondlicht herein, und fiel in langem Schatten über den rauhen Boden. Ein Bett in einer Ecke machte den übrigen Inhalt des Zimmers aus. Das war seit Monaten die Wohnung des Siegers über die stolzesten Barone, des prächtigen Diktators der schönsten Stadt der Welt gewesen!

Sorge, Reisen, Zeit und Unglück hatten ihren verwandelnden Einfluß auf Rienzi's Aeußeres ausgeübt. Seine körperlichen Verhältnisse hatten, statt der gedrungenen Kraft früherer Mannhaftigkeit, sich ausgedehnt; die durchsichtige Bläße seiner Wange war mit einem hektischen, täuschenden Roth übertüncht. Selbst in seinen jetzigen Studien, so ernstlich sie ihn zu beschäftigen schienen und so sehr diese Lektüre seinem Geiste gemäß seyn mochte, der bis zum Fanatismus enthusiastisch war, konnte sein Auge sich nicht so fest, wie sonst, auf die Blätter heften. Der Zauber war von den Buchstaben gewichen. Jeden Augenblick bewegte er sich unruhig, fuhr auf, setzte sich wieder und murmelte abgebrochene Ausrufungen, wie ein Mensch in einem bangen Traum. Bald wandte er die Blicke ungeduldig aufwärts, hinter sich, rund herum, und in diesen großen und tiefen Augen glühte ein seltsames, unstetes Feuer, das den, der es sah, mit einem unbestimmten und unerklärlichen Grauen erfüllen konnte.

Angelo hatte die spätern Abenteuer Rienzi's nach seinem Fall in der Hauptsache richtig erzählt. Zuerst hatte er sich mit Nina und Angelo nach Neapel begeben und dort eine kurze und täuschende Gunst bei dem König Ludwig von Ungarn gefunden; dieser kühne aber ehrenhafte Fürst hatte es verschmäht, seinen berühmten Gast auf das Verlangen des

Pabsts Clemens auszuliefern, aber geradeheraus seine Unmacht erklärt, ihn sicher zu beschützen. Noch unterhielt er geheimen Verkehr mit seinen Anhängern in Rom, und so suchte der Flüchtige eine Freistatt bei den Eremiten, die sich in die Abgelegenheit des Monte Maiella zurückgezogen, wo er in Einsamkeit und Nachdenken ein ganzes Jahr zubrachte, die Zeit ausgenommen, in der er nach Florenz und von da zurückreiste. Das Jubiläum in Rom benützend, hatte er, als Pilger verkleidet, die Thäler und Berge, die noch so reich sind an melancholischen Ruinen des alten Roms, durchwandert, betrat wieder die Stadt und sein rastloser, ehrgeiziger Geist gab sich wieder neuen, aber vergeblichen Verschwörungen hin. Zum zweitenmal vom Cardinal di Coccano exkommunizirt und wieder flüchtig, schüttelte er, als er die Stadt verließ, den Staub von seinen Füßen, erhob die Hand gegen die Mauern, in welchen noch Spuren von den Tarquiniern Zeugniß ablegen, und rief laut: „Rom, Rom! geehrt als Dein Fürst, verfolgt als Dein Opfer, werde ich noch in Deinen Straßen als Dein Eroberer einziehen!"

Immer in Pilgertracht wanderte er unverletzt durch Italien an den Hof des Kaisers Carl in Böhmen und seinen Empfang daselbst hatte der Page, wahrscheinlich als Augenzeuge, richtig geschildert. Zweifelhaft jedoch ist, ob das Benehmen des Kaisers so ritterlich war, als aus Angelo's Erzählung hervorging, oder ob er nicht vielmehr Rienzi den Emissären des Pabsts überliefert? Gewiß aber auf jeden Fall ist, daß von Prag bis Avignon die Reise des gefallenen Tribuns ein Triumphzug gewesen war. Der Verlauf von Jahren — seine seltsamen Abenteuer — sein ungebrochener Geist — die Unordnungen in Rom, sobald seine unbeugsame Gerechtigkeit daselbst fehlte — die neue Gewalt, welche die Aufklärung in wunderbarer Weise täglich über die Geister der heranwachsenden Generation gewann — die Beredsamkeit Petrarka's und das gewöhnliche Mitgefühl der Menge gegen gefallene Größe — Alles vereinigte sich, um Rienzi zum Helden des Zeitalters zu machen. Da war keine Stadt, durch die er zog, welche nicht, um ihn zu schützen, eine Be-

lagerung ausgehalten — kein Haus, das ihm nicht ein Obdach gewährt — keine Hand, die sich nicht zu seiner Vertheidigung bewaffnet hätte. Aber der Tribun, alle Anerbietungen von Beistand zurückweisend, jede Gelegenheit zur Flucht verschmähend, begeistert von seiner unbesiegbaren Hoffnung und seinem unverwüstlichen Glauben an den Glanz und die Größe seines Schicksals, der Tribun suchte Avignon — und fand einen Kerker!

Diese seine äußern Abenteuer und Erlebnisse sind mit wenigen Worten erzählt — aber Wer vermöchte zu berichten, was in ihm vorging? — Wer zu erzählen die furchtbare Geschichte seines Herzens? Wer malte den raschen Wechsel von Gefühlen und Gedanken — den zornigen Schmerz — die finstere Niedergeschlagenheit — die stolze Erbitterung über getäuschte Erwartungen, welche — verdüsterten zwar aber nie zerstörten die Entschlossenheit dieser großen Seele? Wer kann sagen, was er erduldete, was er bedachte in der Einsiedelei von Maiella; — auf den einsamen Hügeln des untergegangenen Reichs, welches wieder herzustellen sein Traum gewesen war; — an den Höfen barbarischer Könige; und vorzüglich, als er verkleidet und unerkannt unter den Schwärmern der Christenheit zum Sitz seiner frühern Macht zurückkehrte? Welch eine Masse von Erinnerungen und in welch einem wilden und feurigen Hirn! Welche Gedanken mochten in den Kerkern von Avignon an einem Mann zehren, der auf Alles mit der Glut des Fanatismus sich warf — das Opfer von vier Leidenschaften, deren jede für sich schon, im Uebermaß, die stärkste Vernunft zerstören konnte — Leidenschaften, die an sich schon sich schwer zusammen vertragen — der Träumer, der Begeisterte, ja der Wahnsinnige von Freiheit und zugleich von Macht — von Wissenschaft und zugleich von Religion!

„Ja," murmelte der Gefangene, „ja, diese Sprüche sind tröstlich — tröstlich, das Recht wird nicht immer unterdrückt." Mit einem langen Seufzer legte er bedächtlich die Bibel beiseite, küßte sie mit großer Ehrerbietung, blieb einige Minuten still und nachdenklich und sagte dann, als ein leichtes Ge-

räusch in einer Ecke der Zelle sich hören ließ, sanft: „Ach, meine Freunde, meine Cameraden, die Ratten! es ist ihre Stunde; ich bin froh, daß ich das Brod für sie bei Seite legte!“ Sein Auge glänzte, als es jetzt sah, wie diese scheuen, ungeselligen Thiere sich aus einem Loch in der Mauer hervorwagten und, dunkel über den mondbeschienenen Boden huschend, sich ihm furchtlos näherten. Er warf ihnen einige Stücke Brod hin und beobachtete ein paar Augenblicke ihre Sprünge mit Lächeln. „Manchino, der Schelm mit dem weißen Kopf! der schlägt alle andere — ha, ha! er ist der vornehmste unter dem Gesindel; er kommandirt die Bande und wird zuerst in die Falle gehen. Wie wird er in den Stahl beißen, der arme Bursche! während die ganze gemeinere Schaar von fern ihn angaffen wird und zittern und beben und ihm nicht helfen. Und doch, ständen sie zusammen — sie könnten die Falle durchnagen und ihren Führer befreien! Auch ihr seyd mir ein niederträchtiges Gezücht, und obgleich ihr mein Brod esset, wenn der Tod an mich kommt, und ich eine Leiche bin, so schwelgt ihr an meinem Fleisch. Fort!“ und damit klatschte er in die Hände, die Kette um ihn klirrte heftig und die widrigen Mitinsaßen seines Kerkers verschwanden im Augenblick.

Jener eigenthümliche und excentrische Humor, der Rienzi auszeichnete, und der dem abgeschmackten Stumpfsinn der römischen Edeln als Schalksnarrheit erschienen war, behauptete noch immer den alten Ausdruck in seinen Zügen, und er lachte laut als er die Thiere in ihren Versteck zurückeilen sah.

„Ein wenig Lärmen und das Klirren einer Kette — pfui, wie thut ihr's den Menschen gleich!“ Er versank wieder in sein Schweigen, und dann langsam und trübsinnig die lebensvollen Erzählungen des Livius zu sich herziehend, sagte er: „Eine Stunde bis Mitternacht! wache Träume sind besser als Schlaf. Nun, die Geschichte erzählt uns wie Männer gestiegen sind — ja und auch Nationen — nach einem tiefern Fall als der Rienzi's oder Roms war.“

Nach wenigen Minuten war er dem Anschein nach ganz

in Lesen versunken; so ganz war er davon in Anspruch genommen, daß er die Tritte überhörte, welche die zu seiner Zelle führende Wendeltreppe heraufkamen, und erst als die Schlösser rauh rasselten von dem gewaltigen Schlüssel und die Thüre in ihren Angeln knarrte, erhob Rienzi, erstaunt über die Störung zu dieser Stunde, sein Auge. Die Kerkerthüre hatte sich wieder geschlossen und bei dem schwachen Licht der einsamen Lampe schaute er eine, sich an der Wand, wie um sich aufrecht zu erhalten, anlehnende Gestalt. Die Gestalt war vom Kopf bis zum Fuß in den damals üblichen langen Mantel gehüllt, der neben dem breiten, von Federn beschatteten Hut, die Gesichtszüge des Besuchs ganz verbarg. Rienzi betrachtete sie lang und bedenklich.

„Rede," sagte er endlich und legte seine Hand an die Stirne. „Mich dünkt, entweder hat das lange Alleinseyn mich verwirrt gemacht, oder, holder Herr, Eure Erscheinung verblendet mich. Ich kenne Euch nicht; bin ich gewiß —" und Rienzi's Haar sträubte sich als er langsam aufstand, „bin ich gewiß daß ein lebendiger Mensch vor mir steht? Engel sind schon in frühern Zeiten in Kerker eingedrungen. Ach nie war der Trost eines Engels nöthiger!"

Der Fremde antwortete nicht, aber der Gefangene sah unter dem Mantel durch sein Herz sich heben; lautes Schluchzen erstickte seine Stimme; endlich, wie mit einer heftigen Anstrengung, sprang er vor und sank dem Tribun zu Füßen. Der verhüllende Hut, der lange Mantel fielen auf den Boden; es war ein Frauenantlitz, das ihm durch leidenschaftliche, leuchtende Thränen entgegenblickte — die Arme einer Frau umschlangen die Kniee des Gefangenen. Rienzi starrte stumm und regungslos wie ein Stein sie an. „Himmlische Mächte und Heilige!" murmelte er endlich, „versucht Ihr mich noch weiter? Ist es? — nein, nein — aber rede!"

„Geliebter — Angebeteter — kennst Du mich nicht?"

„Sie ist's — sie ist's," kreischte Rienzi laut, „es ist meine Nina, mein Weib — meine —" die Stimme versagte ihm. Einander in die Arme geflochten schienen die Unglücklichen einen Augenblick sogar das Wonnegefühl über ihre

Wiedervereinigung vergessen zu haben. Es war wie eine bewußtlose, tiefe Verzuckung, durch welche etwas wie ein Traum schwach und undeutlich hindurchdämmert.

Endlich, als die ersten gebrochnen Ausrufe, die ersten wilden Liebkosungen der Freude vorüber waren, sammelten und erholten sie sich — Nina erhob ihr Haupt von der Brust ihres Gatten und schaute ihm traurig ins Antlitz. — „O, was hast Du seit unsrer Trennung durchgemacht! was seit jener Stunde, wo Du, durch Dein kühnes Herz und Dein wildes Verhängniß fortgerissen, mich an dem kaiserlichen Hof verließest, um wieder das Diadem zu suchen und die Ketten zu finden! Ach, warum unterwarf ich mich Deinem Befehl — warum ließ ich Dich allein abreisen? Wie oft während Deiner Reise hierher, in Zweifeln und Gefahr, hätte diese Brust Dir können eine Zuflucht der Ruhe gewähren, hätte diese Stimme Dir können Trost zuflüstern! Du bist wohl, mein Gemahl, mein Cola? Dein Puls schlägt schneller als früher — Deine Stirne ist gefurcht. Ach, sag mir, bist Du wohl?"

„Wohl!" sagte Rienzi mechanisch. „Ich glaube so! Der kranke Geist trotzt allem Gefühl körperlichen Leidens. Wohl! Ja! Und Du — Du wenigstens bist nicht verändert, nur gereifter ist Deine Schönheit. Die Glorie des Lorbeerkranzes ist nicht von Deiner Stirn geschwunden. Du wirst noch —" dann plötzlich abbrechend sagte er — „Rom — erzähle mir von Rom. Und Du — wie kommst Du hierher. Ach, vielleicht ist mein Urtheil gefällt, und in ihrer Barmherzigkeit haben sie mir vergönnt Dich noch einmal zu sehen, ehe mich der Henker des Lichts beraubt. Ich erinnere mich, diese Gnade verwilligt man den Missethätern. Als ich ein Herr über Leben und Tod war, gestattete ich auch dem gemeinsten Verbrecher, denen, die er liebte, Lebewohl zu sagen."

„Nein! nicht so, Cola!" rief Nina, ihm die Hand auf den Mund legend. „Ich bringe Dir glücklichere Zeitung. Morgen sollst Du verhört werden. Die Gunst des Hofs ist für Dich wieder gewonnen. Du wirst freigesprochen werden."

„Ha! sag es noch einmal!"

„Du sollst verhört werden, Cola! Du wirst freigesprochen werden!“

„Und Rom wird frei! Großer Gott, ich danke Dir!“

Der Tribun sank auf die Kniee und nie, in seinen jüngsten und reinsten Zeiten, hatte sein Herz heißere und uneigennützigere Dankgebete ausgeströmt. Als er wieder aufstand, schien er ein ganz veränderter Mann. Sein Auge hatte wieder den Ausdruck tiefer, heitrer Herrschaft. Majestät thronte auf seiner Stirne. Der Kummer der Verbannung war vergessen. In seinen sanguinischen, raschen Hoffnungen stand er schon wieder als der Beschirmer seines Vaterlands — und als sein Fürst da!

Nina schaute ihn an mit der innigen, ergebenen Verehrung, welche, Rienzi dem Helden ihrer Jugend gegenüber, ihre eitleren und härteren Eigenschaften in alle Zärtlichkeit des sanftesten Weibes tauchte. „So,“ dachte sie, „sah er aus vor sieben Jahren, als er mein jungfräuliches Zimmer verließ, voll von gewaltigen Entwürfen, welche Rom befreiten — so sah er aus, wenn mit Sonnenaufgang er unter den kriechenden Baronen und dem knieenden Volk der Stadt, welche er zu seinem Thron gemacht hatte, hervorragte!“

„Ja, Nina!“ sagte Rienzi, als er sich umwendend ihrem Blick begegnete. „Meine Seele sagt mir, meine Stunde sey nahe. Wenn man mich öffentlich untersucht, so kann man mir keine Schuld nachweisen — wenn man mich freispricht, so muß man mich wieder einsetzen. Morgen, sagtest du, Morgen?“

„Morgen, Rienzi! halte Dich gefaßt!“

„Ich bin's — zum Triumph! Doch sage mir, welcher glückliche Zufall brachte Dich nach Avignon?“

„Zufall, Cola!“ sagte Nina mit zärtlichem Vorwurf. „Konnte ich Dich in den Kerker des Pabsts wissen und in sicherer Muße in Prag verweilen? Sogar am Hofe des Kaisers hattest Du Deine Anhänger und Gönner. Gold war leicht zu bekommen. Ich begab mich nach Florenz — verbarg meinen Namen — und kam hieher, um Deine Freiheit durch Kunst und List zu gewinnen oder mit Dir zu sterben. Ach!

sagte Dir Dein Herz nicht, daß Morgens und Nachts das Auge Deiner treuen Nina nach Deinem finstern Thurm starrte, und daß Ein Freundesherz, wie niedrig auch, Dich nie verlassen könne!"

„Holde Nina! Aber — aber in Avignon gesteht die Macht der Schönheit nichts zu ohne Lohn. Bedenke, es gibt einen schlimmern Tod als das Aufhören des Lebens!"

Nina erblaßte. „Fürchte nichts," sagte sie mit leiser aber entschloßner Stimme, „fürchte nicht, daß die Leute je sagen dürften, Rienzi's Gattin habe ihn frei gemacht. Niemand an diesem verdorbnen Hof weiß, daß ich Dein Weib bin."

„Weib," sagte der Tribun finster, „Deine Lippen umgehen die Antwort, die ich verlangte. Bei der Entartung unsrer Zeit und unsers Landes vergißt Dein und mein Geschlecht allzu leichtfertig, zu welchem häßlichen Aussatz die kleinste Makel auf der Ehre einer Frau wird. Daß Dein Herz mich nie verläugnen wird, glaube ich; aber wenn Deine Schwäche, Deine Furcht um mein Leben mir eine Schmach bereiteten, so wärest Du eine ärgere Feindin Rienzi's als die Colonna. Sprich, Nina!"

„O, daß meine Seele sprechen könnte!" antwortete Nina. „Deine Worte sind Musik für mich und alle meine Gedanken sind ihr Wiederhall. Könnte ich diese Hand berühren, könnte ich diesem Auge begegnen, und nicht wissen, daß Dir der Tod lieber ist als Schande? Rienzi, als wir das letztemal schieden — in Trauer aber in Hoffnung — was sagtest Du da zu mir?"

„Ich erinnere mich dessen wohl," versetzte der Tribun, „ich sagte: ich verlasse Dich, um durch Deinen Geist am Hof des Kaisers die große Sache aufrecht zu halten. Du bist jung und schön — und an den Höfen gibt es unsittliche und nichtswürdige Bewerber. Ich gebe Dir keine Warnung — es wäre unter meiner und Deiner Würde. Aber ich lasse Dir die Macht zu sterben. Und damit Nina —"

„Legte Deine zitternde Hand in die meinige diesen Dolch. Ich lebe — brauche ich mehr zu sagen?"

„Meine edle, geliebte Nina, es ist genug. Behalte den Dolch noch!"

„Ja, bis wir auf dem Capitol in Rom uns wiedersehen!"

Ein leichtes Pochen an der Thüre ward gehört. Nina nahm rasch wieder ihre Verkleidung an.

„Es ist ganz nahe bei Mitternacht," sagte der Schließer, der an der Schwelle erschien.

„Ich komme," sagte Nina.

„Und Du mußt Dich mit Deinen Gedanken gefaßt halten," flüsterte sie Rienzi zu. „Waffne all Deinen glänzenden Geist. Ach, schon wieder müssen wir scheiden. Wie entsinkt mir mein Herz!"

Die Anwesenheit des Schließers an der Schwelle brach die Bitterkeit des Abschieds, indem sie ihn abkürzte. Der falsche Page drückte die Lippen auf die Hand des Gefangnen und verließ die Zelle.

Der Schließer, noch einen Augenblick zögernd, legte ein Pergament auf den Tisch. Es war die Vorladung des zur Untersuchung des Tribuns niedergesetzten Gerichtshofs.

Sechstes Kapitel.

Die Witterung trügt nicht. Der Priester und der Soldat.

Die Treppen hinabsteigend begegnete Nina Alvarez.

„Schöner Page," sagte der Spanier munter, „Dein Name, sagtest Du mir, ist Villani? Angelo Villani — ei, ich kenne, glaub' ich, Deinen Vetter. Seyd so gut, junger Herr, tretet in dieß Zimmer und trinkt einen Nachtpokal auf die Gesundheit Eurer Dame; ich möchte wohl auch Zeitung von meinen alten Freunden hören."

„Ein andermal," antwortete der falsche Angelo, den Mantel dichter ins Gesicht ziehend, „es ist spät — ich habe Eile."

„Nein," sagte der Spanier, „Du entgehst mir nicht so leicht," und damt faßte er den Pagen derb an der Schulter.

„Laßt mich fahren, Herr," sagte Nina stolz und beinah

weinend, denn ihre starken Nerven waren jetzt abgespannt, „Schließer, auf Deine Gefahr — mach das Gitter auf!"

„So hitzig," sagte Alvarez, über so viele Würde an einem Pagen erstaunt, „nein, ich wollte Dich nicht beleidigen. Darf ich Dir morgen meine Aufwartung machen?"

„Ja, morgen," sagte Nina, begierig zu entkommen.

„Und vor der Hand," sagte Alvarez, „will ich Dich nach Haus begleiten — wir können unterwegs plaudern."

Mit diesen Worten trat er, ohne die Protestationen des angeblichen Pagen zu beachten, mit Nina ins Freie. „Eure Gebieterin," sagte er nachlässig hinwerfend, „ist zum Verwundern schön; ihr leisester Wille ist Gesetz für den vornehmsten Edeln in Avignon — ich glaube von Neapel ist sie — nicht so? Bist Du stumm, schöner Junge?"

Der Page antwortete nicht, sondern eilte mit raschem Schritt, der beinah den langsamen Spanier außer Athem brachte, über den kleinen Platz zwischen dem Thurm und dem Pallast der Signora Cesarini: und alle Bemühungen des Alvarez vermochten auch nicht eine Sylbe seinem Begleiter wider Willen abzugewinnen, bis sie die Thore des Palastes erreichten und er sich auf unhöfliche Weise und zu seinem Verdruß ausgeschlossen fand.

„Die Pest über den Knaben!" sagte er, sich in die Lippen beißend. „Wenn der Cardinal so viel ausrichtet als sein Diener, bei der Mutter Gottes, so ist seine Eminenz ein glücklicher Mann!"

Keineswegs mit Behagen einer Unterredung mit Albornoz entgegensehend, der, wie die meisten gewandten Männer, die Talente derer, die er zu seinen Diensten verwendete, nach dem bemaß, was sie ausrichteten, kehrte der Spanier langsam nach Haus zurück. Vermöge der ihm zustehenden Freiheit trat er ziemlich unversehens in das Zimmer des Cardinals, und sah ihn in ernstlichem Gespräch begriffen mit einem Cavalier, dessen langer Schnurrbart aufwärts gebogen war; und der glänzende Harnisch, den er unter dem Mantel trug, schien seinen kriegerischen Beruf anzuzeigen. Froh über die ihm hiedurch gewordne Frist, zog sich Alvarez schleunig zurück;

und in der That waren die Gedanken des Cardinals in diesem Augenblick und während dieser Nacht auf ganz andre Gegenstände als die Liebe gerichtet.

Die Unterbrechung trug jedoch dazu bei, das Gespräch zwischen Albornoz und seinem Gast abzukürzen. Der Letztere stand auf.

„Ich denke," sagte er, sich auf ein kurzes und breites Schwert stützend, das er während der Besprechung beiseite gelegt, „ich denke, mein Herr Cardinal, Eure Eminenz ermuthigt mich zu der Annahme, daß unsre Verhandlung alle Hoffnung zu einem glücklichen Abschluß gebe. Zehntausend Goldgulden, so verläßt mein Bruder Viterbo und schleudert den Donnerkeil der Compagnie auf das Gebiet von Rimini. Von Eurer Seite —"

„Von meiner Seite ist zugestanden," sagte der Cardinal, „daß das Heer der Kirche sich nicht in die Waffenunternehmungen Eures Bruders mischt — so ist also Friede zwischen uns. Ein Krieger versteht den Andern."

„Und das Wort des Giles d'Albornoz, Abkömmling des königlichen Hauses von Arragon, ist eine Gewährleistung für die Treue des Cardinals," versetzte der Cavalier mit einem Lächeln. „In jener Eigenschaft, Herr, hab' ich mit Euch verhandelt."

„Da ist meine rechte Hand," antwortete der Cardinal, zu politisch, um auf jene Anspielung zu achten. Der Cavalier führte sie ehrerbietig an den Mund, und bald hörte man seinen waffenklirrenden Tritt die Treppen hinabsteigen.

„Sieg!" rief Albornoz, seine Arme emporwerfend, „Sieg, jetzt bist Du mein!"

Damit stand er hastig auf, legte seine Papiere in eine eiserne Kiste — öffnete eine geheime Thüre hinter der Tapete und trat in ein Zimmer, das eher einer Mönchszelle, als einem fürstlichen Gemach glich. Ueber einer elenden Pritsche hing ein Schwert, ein Dolch und ein grobes Bild der heiligen Jungfrau. Ohne noch Alvarez zu sich zu berufen, entkleidete sich der Cardinal und schlief nach wenigen Minuten.

Siebentes Kapitel.

Vaucluse und sein Genius loci. Erneuerung einer alten Bekanntschaft.

Am nächsten Vormittag bei guter Zeit sah man den Cavalier, welchen unser letztes Kapitel dem Leser darstellte, auf einem starken normannischen Pferd langsam seines Weges hinreiten auf einem grünen, anmuthigen Pfade, einige Meilen von Avignon. Zuerst kam er in ein wildromantisches Thal, durchflossen von jenem entzückenden Bache, dessen Namen durch die Gedichte Petrarka's einen so süßen Ruhm gewonnen. Unter Felsen geborgen und in dieser Gegend durch die grünendsten Ufer sich hinwindend, verschönert von tausend wilden Blumen und Wassergewächsen, strömmte die krystallene Sorgia. Weiterhin nahm die Landschaft einen düsterern und unfruchtbarern Charakter an. Das Thal schien eingeengt oder geschlossen von phantastischen Felsen von tausenderlei Gestalten, über welche tausend Bächlein herunter rauschten und schimmerten. Und da, wo die Scene am wildesten war, da eröffnete sich der Boden plötzlich zu einem hübschen, bebauten Garten, in welchem man unter einer üppigen Fülle von Laubwerk eine kleine und niedere Behausung sah — die Einsiedelei des Ortes. Der Reiter war in dem Thale von Vaucluse und vor seinem Auge lagen Garten und Haus Petrarka's! Aber nachlässig gleitete sein Auge über die geheiligte Stelle und bewußtlos haftete es einen Augenblick auf einer einsamen Gestalt, die nachdenklich am Rand des Baches saß. Ein großer Hund neben dem Mittagsträumer bellte den heranreitenden Cavalier an. „Ein braves Thier und schlägt tief an!“ dachte der Reisende, dem der Hund ein viel anziehenderer Gegenstand schien, als sein Herr! Und so, wie denn die Schaar der kleinen Menschen ungerührt und unbeachtend an solchen vorübergeht, welche die Nachwelt als die Herrlichsten ihres Zeitalters verehrt, wandte der Reiter seinen Blick ab von dem Dichter!

Dreimal gesegneter Name! Unsterblicher Florentiner! nicht sofern Du Liebender, auch nicht sofern Du Dichter,

beuge ich mich vor Deinem geheiligten Gedächtniß — ich verehre Dich als ein Wesen, das ein Frevel wäre, in diesen unwürdigen Blättern aufzuführen anders als dem Namen nach und als einen Schatten, — sondern sofern Du der Erste warest, der vor den Völkern und den Fürsten die erhabene Majestät der Wissenschaften behauptete; der für den Genius das Recht ansprach, einen Einfluß auf die Staaten zu üben, die Meinung zu regeln, die Herzen der Menschen zu beherrschen, und durch begeisternde Leidenschaft und lenkende Gedanken Ereignisse vorzubereiten! Wie viel (obgleich man nur schwach es empfindet und nur dämmernd es sieht), wie viel verdanken wir noch jetzt Dir, wenn die Aufklärung jetzt eine Macht ist; wenn der Geist ein Prophet ist und eine Schicksalsmacht, welche die künftigen Dinge vorhersagt und bestimmt! Für uns Alle, den Größten, wie den Geringsten, denen die Feder als Schwert zugleich und Scepter gilt, ist der niedriggeborene Florentiner * der bahnbrechende Führer gewesen, der die Straße geebnet und den Empfang vorbereitet hat. Ja, auch der Geringste Deiner Nachfolger — auch derjenige, der Dir jetzt seine Dankbarkeit ausspricht — ist Dein ewiger Schuldner! Wie groß ist Deine Ehre, wenn seine Arbeiten, so geringfügig sie seyn mögen, ein Publikum finden, wo man nur etwas um Literatur sich kümmert — in den entferntesten Ländern die Moral vergessener Revolutionen predigen — und in Palast und Marktplatz den Samen ausstreuen, der zur Frucht reifen wird, wenn die Hand des Aussäenden Staub, und vielleicht sein Name selbst verschollen ist! Denn ach! Wenige nur sind es, deren Namen das Grab überleben darf; aber die Gedanken jedes Schriftstellers werden unsterblich; — andere ergreifen, fördern, steigern sie und Millionen unbekannter, unbesehener Geister sind erforderlich, um die Unsterblichkeit eines Einzigen zu gründen!

Gedanken nachhängend, die sehr verschieden von denen

* Ich brauche kaum zu erwähnen, daß seine Abstammung, nicht seine eigentliche Geburt es ist, was uns berechtigt, Petrarka einen Florentiner zu nennen.

waren, welche der Name Petrarka's in einer spätern Zeit erweckt, verfolgte der Cavalier seinen Weg.

Das Thal lag weit hinter ihm und der Weg ward immer ungebahnter, bis er sich in einen Wald verlor, durch dessen verworrenes Gebüsch die Sonnenstrahlen durchspielten. Zuletzt öffnete sich das Gehölz in eine weite Haide, von der eine jähe Höhe hinanstieg, mit den Ruinen einer alten Burg gekrönt. Der Reisende stieg ab, führte sein Pferd die Höhe hinauf, erreichte die Ruinen, ließ sein Pferd in einem der unbedachten Gemächer stehen, die mit dem längsten Gras und einer Fülle von wildem Gestrüpp bewachsen waren, und erstieg mit einiger Mühe eine enge, zerbrochene Treppe, die ihn in ein kleines Gemach führte, das weniger zerstört als das Uebrige, Dach und Estrich noch unversehrt hatte.

Hier lag in seinem Mantel auf dem Boden ausgestreckt und das Haupt gedankenvoll auf die Hand stützend, ein Mann von hohem Wuchs, mittleren Alters. Er richtete sich beim Eintritt des Cavaliers sehr lebhaft auf seinem Arm auf.

„Gut, Brettone, ich habe die Stunden gezählt — was für Zeitung?"

„Albornoz willigt ein."

„Frohe Botschaft, Du gibst mir neues Leben. Pardieu, ich werde jetzt viel besser frühstücken, mein Bruder. Hast Du Dich erinnert, daß ich Hunger habe?"

Brettone zog unter seinem Mantel eine hinreichende gewaltige Weinflasche und einen kleinen, ziemlich gut gefüllten Korb hervor; der Bewohner der Burg warf sich mit großem Eifer auf den Proviant. Und beide Soldaten, denn das waren sie, erlabten sich jetzt, auf dem Boden ausgestreckt, mit nicht geringer Begierde und plauderten hastig und vertraulich unter jeden Bissen hinein.

„Ich sage Dir, Brettone, Du theilst nicht ehrlich; Du hast schon über die Hälfte von der Pastete verschlungen; gib es jetzt auch hieher. Und der Cardinal also willigt ein! Was für eine Art von Mann ist er? Klug, sagt man?"

„Rasch, scharf und ernst, mit einem Auge voll Feuer, macht wenige Worte und trifft die Hauptsache."

„Also ungleich einem Pfaffen; ist ein guter Räuber an ihm verloren. Was hast Du von der Streitmacht gehört, an deren Spitze er steht? He, nicht so schnell mit dem Wein!"

„Armselig vor der Hand. Er verläßt sich auf Rekruten in Italien."

„Was sind seine Anschläge in Betreff Roms? Dahin, mein Bruder, dahin richtet sich mein geheimster Sinn! Was diese kleinen Städte und kleine Tyrannen betrifft, so kümmert michs nicht, wie sie fallen und durch Wen. Aber der Pabst darf nicht nach Rom zurückkehren. Rom muß mein seyn. Die Stadt eines neuen Reichs, die Eroberung eines neuen Attila. Hier vereinigen sich alle Umstände zu meinen Gunsten! die Abwesenheit des Pabsts, die Schwäche der Mittelklassen, die Armuth der Bevölkerung, die schwachherzige und trotzige Barbarei der Barone — das Alles hat lange zusammengewirkt, um Rom nicht nur zur leichtesten, sondern auch zur glorreichsten Eroberung zu machen."

„Mein Bruder, ich bitte zum Himmel, daß Dein Ehrgeiz Dich nicht am Ende scheitern mache; Du verlierst immer das Land aus dem Gesicht. Gewiß, mit dem ungeheuern Geld, das wir bekommen, können wir —"

„Nach etwas Höherem trachten, als Freibeuter zu seyn, Generale heute und morgen Abenteurer. Erinnerst Du Dich, wie der Normannen Schwert Sicilien gewann und wie der Bastard Wilhelm auf dem Feld von Hastings den Feldherrnstab in das Scepter verwandelte? Ich sage Dir, Brettone, dies lockere Italien hat Kronen auf jedem Zaun für Jeden, der Männer anführen kann, welche sie mit den Lanzenspitzen herabholen. Mein Entschluß ist gefaßt, ich will die schönste Armee in Italien bilden und mit ihrer Hülfe einen Thron auf dem Capitol gewinnen. Narr, der ich vor sechs Jahren war! — Statt diesen närrischen Tropfen Pepin von Minorbino abzusenden — hätte ich da selbst den Ungarn verlassen und wäre mit meinen Soldaten nach Rom gerückt — auf den Fall Rienzi's wäre dann die Erhebung Montreals gefolgt. Pepin ward überlistet und ließ die Beute

fahren, nachdem er sie erjagt hatte. Der Löwe wird nicht wieder dem Schakal die Jagd übertragen."

„Walter, Du sprichst von Rienzi's Schicksal, laß Dir dies zur Warnung dienen!"

„Rienzi!" versetzte Montreal; „ich kenne den Mann; in friedlichen Zeiten, oder bei einem tüchtigen Volke, hätte er eine mächtige Dynastie gegründet. Aber er träumte von Gesetzen und von Freiheit, für Leute, welche jene verschmähen, und diese nicht beschützen. Wir, von härterm Schrot und Korn, wissen, daß ein neuer Thron durch das kriegerische, nicht durch das bürgerliche System erbaut werden muß. In die Stadt selbst müssen wir das Schlachtfeld hineinversetzen. Durch die Menge gewann der große Tribun seine Macht, durch die Menge verlor er sie; durch das Schwert will ich sie gewinnen und durchs Schwert will ich sie behaupten."

„Rienzi war zu grausam, er hätte die Barone nicht so reizen sollen," sagte Brettone, im Begriff, die Flasche zu leeren, als die starke Hand seines Bruders sie ihm herausriß und seinem Vorhaben zuvorkam.

„Pah!" sagte Montreal, als er mit einem tiefen Seufzer seinen Zug schloß, „er war nicht grausam genug. Er wollte nur gerecht seyn und keinen Unterschied machen zwischen Edelmann und Bauer. Er hätte einen Unterschied machen sollen! Er hätte sollen die Edeln ausrotten mit Stumpf und Stiel. Aber das kann kein Italiener. Das ist mir vorbehalten."

„Du wolltest doch nicht alles edle Blut Roms zusammenmetzeln?"

„Zusammenmetzeln! Nein, aber ich würde ihre Güter nehmen und damit einen neuen Adel belehnen, den kühnen und starken Adel des Nordens, der wohl weiß, wie er seinen Fürsten zu schirmen hat und ihn auch schirmen will, als den Urquell seiner eigenen Macht. Genug jetzt hievon. Und da wir von Rienzi sprechen — schmachtet er noch in seinem Kerker?"

„Nun, diesen Morgen, eh' ich abreiste, hörte ich sonderbare Neuigkeiten. Die Stadt war in Bewegung – an allen Ecken standen Gruppen. Es hieß, Rienzi's Verhör solle

heute statt haben und nach dem Namen der dazu bestimmten Richter vermuthet man, daß seine Freisprechung schon eine ausgemachte Sache ist."

„Ha! Davon hättest Du mir früher sagen sollen!"

„Wenn er wieder in Rom eingesetzt würde; würde dies Deine Plane durchkreuzen?"

„Hm — ich weiß nicht — tiefes Nachdenken und Geschicklichkeit im Handeln würde es jedenfalls brauchen. Ich wünschte sehr, diese Stelle nicht zu verlassen, bis ich höre, was über die Sache beschlossen ist."

„Gewiß, Walter, wäre es klüger und sicherer gewesen, wenn Du bei Deiner Mannschaft geblieben wärest, und mir die vollständige Besorgung dieser Angelegenheit übertragen hättest."

„Nicht so," antwortete Montreal; „Du bist ein Bursch, keck genug und auch gescheidt, — aber mein Kopf ist in solchen Sachen besser als der Deinige. Zudem," fuhr der Ritter mit gesenkter Stimme und die Hand vors Angesicht haltend, fort, „hatte ich eine Wallfahrt an den geliebten Fluß und den alten Lieblingsplatz gelobt. O Gott! — Doch dies Alles, Brettone, verstehst Du nicht — laß es gut seyn. Was meine Sicherheit betrifft, so fürchte ich, da wir die Amnestie mit Albornoz ausbedungen haben, wenig Gefahr, selbst für den Fall der Entdeckung, zudem brauche ich auch die Goldgulden. Es gibt Leute in dieser Gegend, Deutsche, die ein italienisches Heer mit Haut und Haar auffressen können, und welche ich gerne anwärbe; und ihre Anführer verlangen nach einer goldnen Ernte — die gierigen Schufte! — Wie sollen die Goldgulden des Cardinals gezahlt werden?"

„Zur Hälfte jetzt — zur Hälfte, wenn die Truppen vor Rimini stehen."

„Rimini! der Gedanke daran wetzt mein Schwert! Erinnerst Du Dich noch, wie dieser verfluchte Malatesta mich von Aversa vertrieb, mein Lager erstürmte und mir alle meine Beute abjagte? Da ging das Werk von Jahren verloren! Aber dafür soll jetzt mein Panier über St. Angelo

flattern! Ich will die Schuld mit Feuer und Schwert heimzahlen, ehe der Sommer noch sein Laub verstreut!"

Das schöne Angesicht Montreals wurde furchtbar, als er diese Worte sprach; seine Hände faßten den Griff seines Schwerts und sein starker Körper bebte sichtlich — Zeichen von den gewaltigen zügellosen Leidenschaften, vermöge deren ein Leben der Räuberei und Rache eine Natur verdorben hatte, welche ursprünglich eben so sehr die Milde wie den Muth provenzalischer Ritterschaft besaß.

So war der furchtbare Mann, der jetzt (nachdem der Rausch seiner Jugend der Nüchternheit gewichen, sein Ehrgeiz gehärtet und concentrirt war) als Nebenbuhler Rienzi's um die Herrschaft Roms auftrat.

Achtes Kapitel.

Der Volksaúflauf — die Untersuchung — der Urtheilsspruch — der Soldat und der Page.

Am folgenden Abend war eine ansehnliche Volksmasse in den Straßen von Avignon versammelt. Es war der zweite Tag der Untersuchung Rienzi's und mit jedem Augenblick erwartete man die Verkündigung des Spruches. Unter den aus allen Gegenden hier an dem Sitze des päbstlichen Glanzes versammelten Fremden herrschte eine lebhafte Theilnahme. Die Italiener, auch die vom höchsten Rang, waren zu Gunsten des Tribuns gestimmt, die Franzosen gegen ihn. Die guten Einwohner von Avignon ihrerseits empfanden nur wenig Gemüthsbewegungen in Betreff einer Sache, die kein Geld in ihre Taschen brachte; und wäre es auf eine geheime Abstimmung angekommen — ohne Zweifel hätte sich eine ungeheure Stimmenmehrheit dafür ergeben: den Gefangenen zu verbrennen, was eine einträgliche Spekulation gewesen wäre.

Unter der Volksmasse befand sich ein großer Mann in einfacher und rostiger Waffentracht, aber von einem so ritter-

lichen Anstand, daß dadurch die Unansehnlichkeit seines Panzers einigermaßen Lügen gestraft wurde; er trug keinen Helm, sondern eine kleine Haube von schwarzem Leder, mit einem weit vorragenden Schilde, wie sie bei Reisenden in dem heißen Süden häufig gebraucht werden. Ein schwarzes Pflaster bedeckte die eine Wange beinahe ganz und überhaupt hatte er das Ansehen eines grimmigen Kriegers, dessen Beutel und Leib vom Krieg hart mitgenommen war. Viele Spöttereien kamen auf die Bahn, auf Kosten des schäbigen Soldaten, und die lebhaften Leute beschwichtigten so ihre Ungeduld. Obgleich der Schild der Haube die Augen nicht sehen ließ, zeigte doch ein lustiges und schlaues Lächeln um die Mundwinkel des Fremden, daß er einen Spaß über sich wohl leiden konnte.

„Nun," sagte Einer von der Menge, ein reicher Mailänder, „ich bin von einem Staate, der frei war, und ich hoffe, man wird dem Mann des Volks Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Amen!" sagte ein ernster Florentiner.

„Es heißt," flüsterte ein junger Pariser Student einem gelehrten Doktor der Rechte zu, bei dem er sich aufhielt, „seine Vertheidigung sey ein Meisterstück gewesen."

„Er hat keine Gnade bekommen," versetzte der Doktor zweifelnd. „He, Freund, warum stößest Du mich so? Du hast mir den Rock zerrissen!"

Diese Worte galten einem Minstrel oder Jongleur, der, eine kleine Laute umgehängt, mit großem Ernst sich durch das Gewühl drängte.

„Bitte um Verzeihung, würdiger Herr," sagte der Minstrel; „aber das ist ein Auftritt, der verdient besungen zu werden! Nach Jahrhunderten noch, ja und in fernen Landen werden Sagen und Gesänge erzählen das Schicksal Cola di Rienzi's, Freund von Petrarka und Tribun von Rom!"

Der junge Franzose drehte sich rasch herum zu dem Minstrel und seine bleiche Wange röthete sich. Er theilte nicht die allgemeine Stimmung seiner Landsleute gegen Rienzi; er fühlte, daß es ein Abschnitt in der Weltgeschichte

sey, wenn ein Minstrel so von den Helden des Geistes — nicht des Krieges sprach.

Jetzt wurde dem großen Soldaten ungeduldig auf den Rücken geklopft.

„Ich bitte Dich, langer Herr," sagte eine scharfe, gebieterische Stimme, „Deine stattliche Körpermasse ein wenig auf die Seite zu schieben — ich kann nicht durch Dich hindurchsehen, und ich wünschte, daß mein Auge eines der ersten wäre, das Rienzi's ansichtig wird, wenn er das Gericht verläßt."

„Schöner Herr Page," versetzte der Soldat launig, indem er Angelo Villani Platz machte, „Du wirst die Erfahrung machen, daß man sich nicht immer in der Welt dadurch den Weg bahnt, daß man den Starken befiehlt. Wenn Du älter geworden, wirst Du die Schwachen am Bart zupfen und den Starken schmeicheln."

„So muß ich also mein Wesen ändern," versetzte Angelo, der von ziemlich kleiner Statur und noch nicht ganz ausgewachsen war, und versuchte immerfort, sich über die Köpfe der Menge zu erheben.

Der Soldat blickte ihn beifällig an, und wie er sein Auge auf ihn gerichtet hielt, seufzte er und seine Lippen zuckten von einer heftigen, innern Bewegung.

„Du redest gut," sagte er nach einer Pause; „verzeih mir die zudringliche Frage, bist Du von Italien? Deine Zunge hat etwas vom römischen Dialekt, aber ich habe Züge wie die Deinigen diesseits der Alpen gesehen."

„Das mag seyn, mein guter Freund!" sagte der Page stolz, „aber ich danke dem Himmel, daß ich von Rom bin."

In diesem Augenblick ertönte ein lautes Geschrei von der Stelle zunächst dem Gerichtshof her. Der Schall von Trompeten bewirkte wieder ein tiefes, athemloses Schweigen unter dem Haufen und die päbstlichen Garden, auf dem zu dem Hof führenden Weg aufgestellt, nahmen eine aufrechtere Haltung an und traten ein paar Schritte gegen das Volk zurück.

Als die Trompeten schwiegen, vernahm man die Stimme

eines Herolds, aber sie drang weit nicht bis an die Stelle hin durch, wo Angelo und der Soldat standen; und nur durch ein gewaltiges Jubelgeschrei, das in einem Augenblick die wogende Menge durchlief und überall wiederhallte, durch das Wehen von Tüchern aus den Fenstern, durch gebrochene Ausrufungen, welche von Mund zu Mund sich fortpflanzten, erfuhr der Page, daß Rienzi freigesprochen war!

„Ich wollte, ich könnte sein Angesicht sehen!" seufzte der Page in klagendem Ton.

„Das sollst Du," sagte der Soldat, hob den Knaben auf seinen Arm und drängte sich, den lebendigen Strom nach rechts und links theilend, mit Riesenstärke vor, und dem Platz neben den Garden näher, wo Rienzi vorbeikommen mußte.

Der Page, halb froh, halb ärgerlich, sträubte sich ein wenig, aber da er dies fruchtlos fand, ergab er sich schweigend in das, was er doch als eine Beeinträchtigung seiner Würde ansah.

„Thut nichts," sagte der Soldat, „Du bist der erste, den ich jemals mit Absicht über mich selbst erhob, und ich thue es jetzt um Deines schönen Gesichts willen, das mich an Jemand erinnert, den ich geliebt habe."

Aber diese letzten Worte sprach er leise und der Knabe in seiner Begierde, den Helden Roms zu sehen, hörte und beachtete sie nicht. Im Augenblick kam Rienzi vorbei! zwei Edelleute, von der Dienerschaft des Pabsts selbst, gingen ihm zur Seite. Er schritt langsam dahin, unter den Glückwünschen der Menge, weder rechts noch links blickend. Seine Haltung war fest und gesammelt und die Röthe seiner Wange ausgenommen, war kein äußeres Zeichen von Freude oder Gemüthsbewegung an ihm sichtbar. Blumen regneten von allen Balkonen auf seinen Weg herab; und als er auf einen freiern Platz kam, wo der Boden sich etwas erhöhte und wo man ihn von den umstehenden Häusern aus voller sehen konnte, da blieb er stehen — entblößte sein Haupt und dankte für die ihm zu Theil gewordene Huldigung mit einem Blick — einer Geberde — Allen denen, welche davon Zeugen waren, unvergeßlich. Selbst der fröhliche und gedankenlose

Hof erinnerte sich wieder daran, als ihm die letzte Nachricht von Rienzi's Leben zu Ohren kam. Und Angelo, den Nacken des Soldaten umfassend, dachte — doch wir dürfen nicht so weit vorgreifen.

Aber nicht in den finstern Thurm kehrte Rienzi zurück. Seine Wohnung ward ihm im Palast des Cardinals Albornoz bereitet. Am folgenden Tag wurde er zur Audienz beim Pabst zugelassen und am Abend desselben Tages als Senator von Rom ausgerufen.

Inzwischen hatte der Soldat Angelo wieder auf den Boden gestellt, und als der Page seinen nicht höfischen Dank herstammelte, unterbrach er ihn mit einem trüben und freundlichen Ton, der den Pagen mächtig ergriff, so wenig stimmte er zu dem rauhen und gemeinen Aufzug des Mannes: „Wir scheiden," sagte er, „als Fremde, schöner Knabe; und da Du sagst, Du seyest von Rom, so ist kein Grund dazu, daß mein Herz so warm gegen Dich geworden, als dies wirklich der Fall ist; aber wenn Du je eines Freundes benöthigt bist — suche ihn —" hier sank die Stimme des Soldaten zu einem Flüstern herab — „in Walter von Montreal."

Ehe der Page sich erholte von seinem Erstaunen über diesen gefürchteten Namen, den zu scheuen er seit seiner frühesten Kindheit gelernt hatte, war der Johanniter-Ritter unter dem Volkshaufen verschwunden.

Neuntes Kapitel.

Nina und Albornoz.

Aber den Augen, die sehnlicher als alle andere nach dem Anblick des erlösten Gefangenen dürsteten, war diese Wonne versagt. Allein in ihrem Gemach wartete Nina den Ausgang der Untersuchung ab. Sie hörte den Jubel, die Ausrufungen, das Gelärme der Tausende auf den Straßen; sie ahnte, daß der Sieg gewonnen war; und ihr lang überbürdetes Herz machte sich in leidenschaftlichen Thränen Luft.

Der zurückgekehrte Angelo unterrichtete sie bald von Allem, was vorgegangen; aber ihre Freude ward einigermaßen erkältet durch die Kunde, daß Rienzi der Gast des fürchterlichen Cardinals sey. Die Erschütterung, welche die Verwandlung des Zweifels in eine, wenn schon erwünschte Gewißheit, bewirkt hatte, verbunden mit der peinlichen Furcht vor einem Besuch des Cardinals, übte einen solchen Einfluß auf ihren körperlichen Zustand, daß sie drei Tage ernstlich krank ward; und erst fünf Tage, nachdem Rienzi mit der Würde eines Senators von Rom bekleidet worden, war sie wieder so weit hergestellt, um Albornoz bei sich empfangen zu können.

Der Cardinal hatte sich jeden Tag nach ihrem Befinden erkundigen lassen, und seine Nachfragen waren ihrem geängsteten Geiste als Mahnungen an seine erworbenen Ansprüche erschienen. Albornoz jedoch hatte genug sonst zu thun, was seine Gedanken beschäftigte und von ihr abzog. Nachdem er durch Geld den furchtbaren Montreal von dem Dienst Johanns di Vico — einer der klügsten und trotzigsten Feinde der Kirche — abgezogen, beschloß er so schnell als möglich auf die Länder dieses Tyrannen los zu marschiren, um ihm so keine Zeit zu lassen, sich des Beistands einer andern Schaar um Sold dienender Abenteurer zu versichern, welche in Italien ihre Tapferkeit feil boten. Beschäftigt, Truppen aufzubringen, Geld zu schaffen, mit den verschiedenen Freistaaten Briefe zu wechseln und Bündnisse abzuschließen zu Förderung seiner weitergreifenden, ehrgeizigen Plane am Hofe von Avignon, erwartete der Cardinal mit ziemlicher Geduld die Zeit, wo er von der Signora Cesarini den Lohn ansprechen konnte, zu welchem er sich berechtigt glaubte. Inzwischen hatte er seine ersten Besprechungen mit Rienzi gehalten und unter dem Schein der Artigkeit gegen den freigesprochenen Tribun, hatte Albornoz ihn als seinen Gast aufgenommen, in der Absicht, sich des Charakters und der Stimmung eines Manns zu versichern, in welchem er ein dienstbares Werkzeug suchte. Die wunderbare und zauberhafte Gewalt, die, nach dem Zeugniß aller gleichzeitigen Geschichtschreiber,

Rienzi über Alle ausübte, mit welchen er in Berührung kam, wie verschieden auch in Gemüthsart, Ansichten und Stand sie seyn mochten, hatten ihn in seiner Audienz bei dem Pabst nicht verlassen. So treu hatte er den wahren Zustand Roms geschildert, so gründlich die Ursachen und die Heilmittel der sie heimsuchenden Uebel entwickelt, so kühn von seinen eigenen Fähigkeiten, ihre Angelegenheiten zu lenken, gesprochen, und so glänzend die Aussichten ausgemalt, welche seine Verwaltung für das Wohl der Kirche und das Interesse des Pabsts eröffnete, daß Innocenz, obwohl in seinen Berechnungen menschlicher Dinge fein und schlau und etwas skeptisch, dennoch von der Beredsamkeit des Römers ganz bezaubert ward.

„Ist das der Mann," soll er gesagt haben, „den wir zwölf Monate lang wie einen Gefangenen und Verbrecher behandelten? O daß das Reich der Christenheit allein auf seinen Schultern ruhte!"

Beim Schluß der Unterredung hatte er, mit allen Zeichen von Gunst und Auszeichnung, Rienzi die Würde eines Senators übertragen, welche in der That so viel bedeutete, als Vicekönig von Rom, und gerne alle Entwürfe genehmigt, welche der unternehmende Rienzi jetzt aufs Neue zu hegen begann, und welche nicht blos darauf ausgingen, das Gebiet der Kirche wieder zu gewinnen, sondern auch das diktatorische Scepter der Siebenhügelstadt über die ehemals unterwürfigen, italienischen Länder auszudehnen.

Albornoz, dem der Pabst diese Unterredung wieder mittheilte, war einigermaßen eifersüchtig auf die von dem neuen Senator so plötzlich gewonnene Gunst, und suchte gleich nach seiner Rückkehr in sein Haus ein Gespräch mit seinem Gast. In seinem Herzen betrachtete der Fürst Cardinal, im eigentlichen Sinn ein Mann der That und Unternehmung, Rienzi mehr als einen listigen, denn als einen klugen — mehr als einen vom Glück begünstigten, denn als großen Mann — als eine Mischung von Gelehrten und Demagogen. Aber nach einem langen, prüfenden Gespräch mit dem neuen Senator wich auch er dem Zauber seines mächtigen und hin-

reißenden Geistes. Wider Willen mußte Albornoz sich selbst gestehen, daß Rienzi's Erhebung nicht Sache des Zufalls war, und mit noch größerem Widerstreben erkannte er, daß der Senator ein Mann sey, mit dem er auf gleichem Fuß umgehen, den er aber nicht als seine Creatur lenken könne. Und er hegte ernstliche Zweifel, ob es klug seyn möchte, ihn wieder in die Gewalt einzusetzen, welche zu behaupten er die Fähigkeit, welche zu erweitern er den Geist unwidersprechlich besaß. Noch bedauerte er jedoch seine Mitwirkung zu Rienzi's Freilassung nicht. Seine Anwesenheit in einem so dünn bevölkerten Lager war etwas höchst Wünschenswerthes. Und mehr als je hoffte jetzt der Cardinal durch seinen Einfluß die Römer für sein Unternehmen, die Wiedereroberung der Besitzungen St. Peters herbeizulocken.

Rienzi, sehnsüchtig seine Nina wieder zu sehen, die ihm durch die Gefahr und Trennung, wie durch eine neue Brautzeit, nur theurer geworden, vermochte nicht, sie unter dem von ihr in Avignon angenommenen Namen zu entdecken; und sein Aufenthalt im Hause des Cardinals, wo er zwar ehrerbietig aber genau bewacht wurde, benahm Nina jede Gelegenheit, mit ihm Briefe zu wechseln. Einige halbe scherzhafte Anspielungen, welche Albornoz hatte fallen lassen über das Interesse, das die gefeiertste Schönheit von Avignon an ihm genommen, hatten ihn mit einer unbestimmten Unruhe erfüllt, welche er sich selbst zu gestehen zitterte. Aber der volto sciotto der, wie bei allen italienischen Politikern immer seine pensieri stretti verbarg — setzte ihn in Stand, der eifersüchtigen und luchsartigen Beobachtung des Cardinals ganz und gar zu trotzen. Auch Alvarez war eben so wenig glücklich gewesen im Versuch die Neugier seines Gebieters zu befriedigen. Zwar hatte er den Pagen Villani aufgesucht, aber das kurzangebundene, gebieterische Wesen dieses eigensinnigen und hochmüthigen Knaben hatte alle Anläufe zu forschenden Untersuchungen abgeschnitten. Und Alles, was er auszumitteln vermochte, bestand darin: daß der wahre Angelo Villani nicht derjenige Angelo Villani war, welcher Rienzi besucht hatte.

Endlich, in der Zuversicht, Alles zu erfahren, und entflammt von solcher Leidenschaft und Hoffnung, als er bei seiner Empfindungsart fähig war, machte sich Albornoz auf den Weg zu dem Palast der Cesarini.

Er ward mit gebührendem Anstand in das Gemach der Signora geführt. Er fand sie blaß und die Spuren der Krankheit in ihren edeln, statuengleichen Zügen. Sie stand auf, als er eintrat, und als er sich näherte, beugte sie halb das Knie und führte seine Hand an ihren Mund. Ueberrascht und erfreut über einen ihm so neuen Empfang beeilte sich der Cardinal, ihrem demüthigen Gruß zuvorzukommen; er hielt ihre beiden Hände fest und suchte sie sanft an sein Herz zu ziehen.

„Schönste," flüsterte er, „wüßtest Du, wie sehr ich um Deine Krankheit trauerte — und doch hat sie Dich nur noch liebenswürdiger gemacht, wie der Regen der Blume neuen Glanz schenkt. Ach, wie glücklich, wenn ich nur Deinen leisesten Wunsch gefördert habe, und wenn ich hinfort in Deinen Augen zugleich einen Engel suchen darf, der mich führt, und ein Paradies, das mir lohnt!"

Nina, ihre Hand losmachend, schüttelte sie leicht und winkte dem Cardinal, sich zu setzen. Sie selbst setzte sich nicht weit von ihm, und begann dann mit großem Ernst und niedergeschlagenen Augen:

„Mein Herr, Eure Vermittlung ist es, die, verbunden mit der Unschuld des Mannes selbst, aus jenem Thurm den erwählten Beherrscher des römischen Volks befreit hat. Aber die Freiheit ist die geringste der großmüthigen Gaben, die er Euch verdankt; eine größere ist die Herstellung eines unbescholtenen Namens und die Wiedererstattung ihm gebührender Ehren. Hiefür bleibe ich ewig Eure Schuldnerin, dafür will ich, wenn ich Kinder gebäre, sie Euern Namen segnen lehren; für dies wird der Geschichtschreiber, der die Thaten dieser Zeit erzählt, und die Schicksale Cola di Rienzi's, einen neuen Kranz zu Euern schon gewonnenen fügen. Herr Cardinal, ich habe vielleicht gefehlt. Ich habe Euch vielleicht beleidigt — Ihr könnt mich vielleicht einer weiblichen List anklagen.

Sprecht nicht, wundert Euch nicht, hört mich aus. Ich habe nur Eine Entschuldigung, wenn ich sage, daß ich alle Mittel, die Schande ausgenommen, für gerechtfertigt halte, wenn es das Leben und die Wiederherstellung Cola di Rienzi's gilt. Wißt, mein Herr, diejenige, die jetzt mit Euch spricht, ist sein Weib."

Der Cardinal blieb stumm und regungslos. Aber sein gelbes Angesicht flammte von der Stirne bis zum Hals, seine dünnen Lippen zitterten einen Augenblick und brachen dann in ein mattes und bitteres Lächeln aus. Zuletzt stand er sehr langsam von seinem Sitz auf und sagte mit einer von Leidenschaft zitternden Stimme: „Es ist gut, Madame. Giles d'Albornoz ist also eine Puppe gewesen in den Händen des plebejischen Demagogen von Rom und eine Stufe zu seiner Erhebung. Ihr spieltet nur mit mir für Eure Zwecke, und nichts Geringeres als ein Cardinal von Spanien, ein Fürst vom königlichen Blut von Arragon ward auserſehen zum Werkzeug einer Marktschreiergaukelei. Madame, Ihr selbst und Euer Gemahl dürften mit Recht des Ehrgeizes beschuldigt werden."

„Haltet ein, mein Herr," sagte Nina mit unaussprechlicher Würde; „welche Beleidigung Ihr auch erfahren habt, die Schuld davon war mein allein. Bis zu unserer letzten Besprechung wußte Rienzi nicht einmal von meiner Anwesenheit in Avignon."

„Bei unserer letzten Besprechung, Dame, (Ihr thut wohl daran zu erinnern!) wurde, dünkt mich, ein halb stillschweigender und bedingter Vertrag geschlossen. Ich habe meine Obliegenheit erfüllt — ich mache meine Ansprüche gegen Euch geltend. Hört mich! Ich gebe diese Ansprüche nicht auf. So leicht, wie ich diesen Handschuh zerreiße, kann ich das Pergament zerreißen, das Deinen Gemahl zum Senator von Rom ernannt. Der Kerker ist nicht wie der Tod: seine Thüre kann sich auch zum zweiten Mal aufthun."

„Mein Herr — mein Herr!" rief Nina in tödtlichem Schrecken, „schändet nicht so Eure edle Natur, Euern großen Namen, Euern geheiligten Stand, Euer ritterliches Blut.

Ihr seyd von dem ritterlichen Geschlecht Spaniens. Ihr habt nicht die schmutzigen, gemeinen, unerbittlichen Laster, welche die kleinen Tyrannen dieses unglücklichen Landes beflecken. Ihr seyd kein Visconti, kein Castracani — Ihr könnt nicht Eure Lorbeern entehren durch Rache gegen ein Weib. Hört mich," fuhr sie fort und fiel ihm plötzlich zu Füßen; „die Männer täuschen und betrügen unser Geschlecht — und aus selbstsüchtigen Absichten — ihnen wird verziehen — selbst von ihren Opfern. Hinterging ich Euch mit einer falschen Hoffnung? Gut — was war meine Absicht — was ist meine Entschuldigung? die Freiheit meines Gatten, die Rettung meines Landes. Das Weib — o mein Herr, Euer Geschlecht versteht nur zu selten ihre Schwäche und ihre Größe! Irrend — menschlich ganz gegenüber von Andern — begabt sie Gott mit tausend Tugenden für den Mann, den sie liebt! Aus dieser Liebe allein schöpft sie ihre edlere Natur. Für den Helden ihrer Anbetung hat sie die Sanftmuth einer Taube — die Ergebung eines Heiligen; für seine Sicherung in Gefahr, für seine Befreiung im Unglück zieht ihr argloser Sinn die List der Schlange, ihr weiches Herz den Muth der Löwin an! Das war es, was während der Trennung mich mein Herz unter Lächeln verhehlen ließ, damit die Freunde des heimathlosen Verbannten nicht an seinem Schicksal verzweifelten, das war es, was mich durch Wälder trieb, wimmelnd von Räubern und unedeln Häuptlingen, um die Sterne über jenem einsamen Thurm zu belauschen — das führte meine Schritte zu den Lustbarkeiten Eures mir verhaßten Hofs — das ließ mich einen Retter suchen in dem Edelsten seiner Großen — das hat am Ende dem Gefangenen, der jetzt in Euern Mauern weilt, die Kerkerthüre geöffnet, und das, Herr Cardinal," fuhr Nina fort, aufstehend und die Arme auf dem Herzen faltend, „das wird, wenn Euer Zorn ein Opfer sucht, mich begeistern, daß ich sterbe ohne einen Seufzer — aber ohne Entehrung."

Albornoz blieb wie in den Boden gewurzelt. Verwirrung — Bewegung — Bewunderung — Alles stürmte auf sein Herz ein. Er sah Nina's flammende Augen und pochen-

den Busen an wie ein Krieger des Alterthums eine begeisterte Prophetin. Seine Augen waren wie durch einen Zauber an sie geschmiedet. Er versuchte zu sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Nina fuhr fort:

„Ja, mein Herr, das sind keine leere Worte! Wenn Du Rache suchst — sie steht in Deiner Gewalt. Vernichte, was Du gethan. Schicke Rienzi wieder in den Kerker zurück oder zur Verdammung, so bist Du gerächt, aber nicht an ihm. Sollen alle Herzen Italiens ihm eine zweite Nina werden? Ich bin die Schuldige und ich muß das Opfer seyn. Höre meinen Schwur — in dem Augenblick, wo Rienzi ein neues Leid widerfährt, ermordet mich diese meine Hand. — Mein Herr, ich flehe Euch nicht länger an!"

Noch immer war Albornoz tief ergriffen. Nina beurtheilte ihn ganz richtig, wenn sie den hochsinnigen Spanier von den barbarischen, unbarmherzigen Wollüstlingen Italiens unterschied. Trotz der Sittenlosigkeit, welche sein heiliges Gewand befleckte, trotz all der erworbenen und gesteigerten Hartherzigkeit eines ränkevollen und skeptischen Mannes, noch gefährlicher bei einer schlimmen Natur in einer so schlimmen Zeit — haftete doch an seiner Seele noch viel von der ritterlichen Ehre seines Volkes und Vaterlandes. Hohe Gedanken und kühner Muth berührten eine verwandte Seite seines Herzens und das nur um so mehr, je seltener sie ihm in seiner Erfahrung in Lagern und an Höfen vorgekommen waren. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er, daß er das Weib erblickt habe, das ihn selbst in der Ehe würde befriedigt, und ihn die stolze und ritterliche Liebe könnte gelehrt haben, wovon die spanischen Minstrels gesungen. Er seufzte — und Nina noch immer anschauend, näherte er sich ihr beinah ehrfurchtsvoll — er kniete und küßte den Saum ihres Gewandes. „Dame," sagte er, „ich wollte, Ihr hättet ganz richtig in meiner Natur gelesen, aber ich wäre in Wahrheit aller Ehre baar und meiner edeln Geburt unwürdig, wenn ich noch einem einzigen Gedanken gegen die Ruhe und die Tugend eines Weibes, wie Du, Raum gäbe. Süße Heldin" — fuhr er fort — „so liebens-

würdig und doch so rein — so stolz und doch so sanft — Du hast mir das glänzendste Blatt aufgeschlagen, das diese Augen je durchlasen in dem besudelten Buch der Menschheit. Mögest Du so viel Glück haben, als das Leben gewähren kann; aber Seelen wie die Deinige bauen, wie die Adler, ihr Nest auf Felsen und unter Stürmen. Fürchte nichts mehr von mir — denke nicht mehr an mich — außer später, wenn Du die Menschen von Giles d'Albornoz sprechen hörst, magst Du in Deinem Herzen sagen —" und hier zuckte die Lippe des Cardinals vor Verachtung — „er entsagte nicht allen eines Mannes würdigen Gefühlen, als Ehrgeiz und Schicksal ihm den Priesterrock überwarfen."

Ehe Nina antworten konnte, war der Spanier weg.

Achtes Buch.

Die große Compagnie.

Montreal hegte umfassendere Entwürfe. — Er gab seiner Compagnie eine regelmäßige Regierung. — Durch diese Kriegszucht bewirkte er, daß in seinem Lager Ueberfluß herrschte; die Kriegsleute in Italien sprachen nur von den Reichthümern, die man in seinem Dienst erwerbe.

Sismondi, Geschichte der Italienischen Freistaaten B. IV. Cap. 13.

Erstes Kapitel.

Das Feldlager.

Es war ein höchst anmuthiger Tag mitten in der heißen Glut eines italienischen Sommers, als man eine kleine Schaar Reiter einen Hügel hinanreiten sah, der eine der

schönsten Landschaften Toskana's beherrschte. An ihrer Spitze war ein Ritter in einem vollständigen Schuppenpanzer, dessen Glieder so fein waren, daß es einem zarten und wundersamen Netzgeflechte glich, aber dabei so fest an einander gefügt, daß sie dem Speer oder Schwert eben so kräftig widerstanden haben würden, wie der stärkste Harnisch, während sie sich genau und bequem jeder Bewegung des schlanken und anmuthig gebauten Reiters anschmiegten. Auf dem Kopf trug er einen Hut von dunkelgrünem Sammt, von langen Federn beschattet, indeß von zwei ihm folgenden Knappen der Eine Helm und Lanze trug, der Andere ein starkes Streitroß führte, vollständig mit Eisenplatten bedeckt, die jedoch seinen stolzen und leichten Gang kaum zu erschweren schienen. Das Gesicht des Reiters war einnehmend, aber sehr stark markirt und durch die Sonnenstrahlen verschiedener Klimate, welchen es ausgesetzt gewesen, zu tiefer Bronzefarbe geschwärzt; wenige rabenschwarze Locken quollen unter dem Hut hervor auf die glatt geschorne Wange. Der Ausdruck seiner Züge war ernst und in sich gekehrt bis zur Traurigkeit und all die Anmuth der unvergleichlichen Scene vor ihm konnte die ruhige, beharrliche Schwermuth seiner Augen nicht verbannen. Außer den Knappen folgten zehn Reiter, bis an die Zähne gewaffnet, dem Ritter; und das leise murmelnde Gespräch das sie von Zeit zu Zeit führten, so wie ihr langes schönes Haar, ihr hoher Wuchs, dichter kurzer Bart und die Sorgfalt und Genauigkeit, womit Waffen und Pferde hergerichtet waren, zeigte, daß sie einem härtern und kriegerischern Volk angehörten, als die Kinder des Südens waren. Der Reiterzug schloß sich mit zwei Männern von beinah riesenmäßiger Höhe, welche beide ein reich dekorirtes Panier trugen, worin eine Säule mit der Inschrift stand: „Allein unter Trümmern." Schön war in der That die Aussicht, welche mit jedem Schritt mehr die Mannigfaltigkeit ihrer Pracht entfaltete. Vorn rechts streckte sich ein langes Thal hin, hier bedeckt mit grünem Gehölz, das im goldnen Sonnenlicht schimmerte, dort sich eröffnend in enge Ebenen, begrenzt von kleinen Hügeln, aus deren vielfarbigen Moosen

phantastisches, duftendes Gestrüpp hervorwuchs; zwischen ihnen hindurch wand sich ein breiter Silberstrom, der in häufigem Wechsel bald ans Licht hervortrat, bald durch Wald und Hügel dem Auge entzogen wurde, um dann mit plötzlicher Ueberraschung wieder glänzend sich darzustellen; der gegenüberliegende sanfte Berghang war, wie der, welchen die Reiter eben jetzt hinabritten, mit Reben bedeckt, die in Laubgängen und Bogen gezogen waren, und die schwellenden Beere lachten hinter all den glänzenden Laubdächern hervor, so schalkhaft als ob die Faunen im Schatten einen Festtag hielten. Das Auge des Ritters glitt achtlos hin über diese bezaubernde Scene, die im rosigen Licht des toskanischen Himmels schlief, und blieb dann mit ernsterer Aufmerksamkeit haften auf den grauen, finstern Mauern eines fernen Castells, das, auf der steilsten Höhe der Berge gegenüber gelegen, das Thal überschaute.

„Siehe da," murmelte er vor sich hin, „wie jedes Paradies in Italien seinen Fluch hat! Wo das Land am üppigsten lacht, da ist gewiß auch des Räubers Zelt und des Tyrannen Burg zu treffen!"

Kaum war ihm dieser Gedanke durch die Seele gegangen, als der gellende, plötzliche Laut eines Hüfthorus, welches ganz nahe unter den Weinbergen an der Seite des Wegs ertönte, die ganze Schaar stutzen machte. Der Zug machte plötzlich Halt. Der Anführer gab dem Knappen ein Zeichen, der das Streitroß führte. Das edle, wohlgeschulte Thier blieb ganz ruhig stehen, knirschte aber unablässig in das Gebiß, und reckte, als ahnte es eine kommende Gefahr, sein bewegliches Ohr hin und her — während der Knappe ungehemmt durch die schwere deutsche Waffenrüstung in das Dickicht hineinstürzte und verschwand. In wenigen Minuten kehrte er erhitzt und athemlos zurück.

„Wir müssen auf unsrer Hut seyn," flüsterte er, „ich sehe das Blitzen von Stahl durch das Weinlaub."

„Unser Terrain ist unglücklich gewählt," sagte der Ritter, hastig seinen Helm anschnallend und sein Schlachtroß besteigend, er deutete mit der Hand auf eine breitere Stelle der

Straße, wo die Reiter mehr Raum hatten zum geschlossenen Kampf, und eilte mit seiner kleinen Schaar rasch darauf zu — die Rüstung der Krieger rasselte schwer als sie zwei und zwei dahin ritten.

Der Ort, welchen der Ritter bezeichnet, war ein grüner Halbkreis von einigen Ruthen im Durchschnitt, eingeschlossen von dichtem Gebüsch und Gehölz, das sich in das Thal hinunter erstreckte. Sie erreichten ihn unangefochten und stellten sich Mann an Mann halbmondförmig auf; alle Visiere geschlossen — nur der Ritter sah sich lebhaft und begierig in der ganzen Gegend um.

„Hast du gehört, Giulio,“ sagte er zu seinem Lieblingsknappen, dem einzigen Italiener in der Schaar, „ob man in neuester Zeit Räuber in diesen Gegenden gesehen?“

„Nein, mein Gebieter; im Gegentheil hat man mir gesagt, daß alle Lanzen die Gegend verlassen, um sich der großen Compagnie von Fra Moreale anzuschließen. Die Lust zu dem Sold und der Beute bei ihm hat die Söldlinge von allen toskanischen Herren zu ihm gezogen.“

Kaum hatte er gesprochen, als das Hüfthorn wieder, beinah von derselben Stelle her wie zuvor, ertönte; es ward durch ein kurzes, kriegerisches Geschrei ganz im Rücken der Reiter beantwortet. In demselben Augenblick brach aus dem Dickicht in ihrem Rücken der Schimmer von Speeren und Harnischen. Zug auf Zug, dicht auf einander drangen aus dem Gebüsch hinter ihnen Bewaffnete vor, während plötzlich aus den Weinbergen vor ihnen noch größere Schaaren mit lautem, trotzigem Geschrei sich ergossen.

„Für Gott — für den Kaiser und für Colonna!“ rief der Ritter, sein Visier schließend und die kleine Schaar stürzte enggeschlossen, jede Lanze fest eingelegt, auf den Feind vor ihnen los. Einige Dutzend wurden durch den Angriff niedergestreckt, wodurch für die Reiter der Durchgang gebahnt wurde, und ohne den Angriff der übrigen abzuwarten, wandte der Ritter sein Streitroß und so jagten sie beinah im vollen Galopp den Hügel hinunter, trotz der steilen Senkung; ein

ihnen nachgeschickter Hagel von Pfeilen prallte unschädlich an ihren eisernen Rüstungen ab.

„Wenn sie keine Pferde haben," rief der Ritter, „so sind wir gerettet!"

Und wirklich schien der Feind kaum an ihre Verfolgung zu denken und schien, auf der Spitze des Hügels versammelt, sich mit der Beobachtung ihrer Flucht zu begnügen. Plötzlich brachte sie eine Krümmung der Straße vor eine breite, weitgedehnte Strecke wüsten Landes, die beinah eine vollkommne Ebene bildete und die Senkung des Berges unterbrach. Am Saum dieser Fläche beleuchteten die Sonnenstrahlen die Brustharnische einer langen Reihe von Reitern, in Schlachtordnung harrend, welche bisher durch die Wendungen der Straße dem Ritter und seinem Gefolge verborgen geblieben waren.

Die kleine Schaar machte plötzlich Halt — Rückzug und Vorrücken war gleicherweise abgeschnitten — erst starrten sie den Feind an, der wie eine Wolke unbeweglich blieb und dann richteten sich Aller Augen auf den Ritter.

„Wenn Du willst, mein Gebieter," sagte der Führer der nordischen Soldaten, der die Unentschlossenheit des Ritters bemerkte, „so fechten wir bis auf den letzten Mann. Du bist der einzige Italiener den ich kennen lernte, für den ich gern sterbe."

Dieses unumwundene Geständniß wurde von den Uebrigen mit beifälligem Gemurmel aufgenommen und die Soldaten drängten sich dichter um den Ritter her. „Nein, meine tapfern Gesellen," sagte der Colonna, sein Visier lüftend, „nach so mannigfachen Schicksalen dürfen wir nicht in einem so ruhmlosen Kampf und gegen so unedle Feinde untergehen. Wenn dieß Räuber sind, wie wir annehmen müssen, so können wir uns den Durchzug erkaufen. Wenn es die Soldaten eines Herrn sind, so geht uns der Streit, in welchem er begriffen ist, nichts an. Gebt mir das Panier — ich will zu ihnen hin reiten."

„Nein, mein Gebieter!" sagte Giulio, „solche Wegela-

gerer achten nicht immer die Friedensfahne. Es ist Gefahr —"

„Gerade der Gefahr trotzt Euer Anführer. Schnell —"

Der Ritter ergriff das Panier und ritt bedächtig auf die Reiter zu. Als er sich ihnen näherte, konnte sein kriegerisches Auge nicht umhin, die schmucke Vollkommenheit ihrer Waffen, die Stärke und Schönheit ihrer Pferde und die feste Regelmäßigkeit ihrer langen schimmernden Linie zu bewundern.

Als er auf sie zuritt und sein prächtiges Panier in der Mittagssonne glänzte, begrüßten ihn die Soldaten. Es war eine gute Vorbedeutung und als solche von dem Ritter willkommen geheißen. „Edle Herren," sagte er, „ich komme als Herold zugleich und Anfuhrer der kleinen Schaar, die so eben dem unvermutheten Angriff von Bewaffneten auf jenem Hügel entgangen ist — und als ein Ritter von Rittern, als Soldat von Soldaten Beistand begehrend, stelle ich meine Schaar unter den Schutz Eures Anführers. Bringt mich zu ihm."

„Herr Ritter," antwortete Einer, der der Hauptmann der Abtheilung zu seyn schien, „es thut mir leid einen Mann von so stattlichem Wesen aufhalten zu müssen und noch mehr, da ich das Wappen eines der mächtigsten Häuser Italiens in Eurem Panier erkenne. Aber unsere Befehle sind streng und wir müssen alle Bewaffnete in das Lager unsers Generals führen."

„Lang abwesend von meinem Heimathland," versetzte der Ritter, „wußte ich nicht, daß in Toskana Krieg geführt wird. Erlaubt mir zu fragen nach dem Namen des Generals von dem Ihr sprecht und nach dem des Feindes gegen den Ihr zieht." Der Hauptmann lächelte leicht. „Walter von Montreal ist der General der großen Compagnie und im jetzigen Augenblick ist Florenz sein Feind."

„So sind wir also, wenn auch in gewaltige doch in Freundeshand gefallen;" versetzte der Ritter nach augenblicklichem Besinnen. „Mit Ritter Walter von Montreal bin ich von alten Zeiten her bekannt. Erlaubt mir zu mei-

nen Kriegern zurückzukehren und sie in Kenntniß zu setzen, daß, wenn der Zufall uns zu Gefangnen gemacht hat, wir doch wenigstens nur dem geschicktesten Kriegshelden dieser Zeit uns zu ergeben genöthigt sind."

Hierauf wandte der Italiener sein Pferd und ritt seinen Genossen zu.

„Ein schöner Ritter und von keckem Benehmen," sagte der Hauptmann der Compagnie zu seinem Nachbar, „obgleich ich kaum glaube, daß es der Zug ist, den wir aufheben sollen. Aber Lob sey der Jungfrau, seine Männer scheinen vom Norden zu seyn. Diese haben wir vielleicht Hoffnung anzuwerben —"

Jetzt kam der Ritter mit seinen Genossen wieder bei der Truppe an. Nachdem sie ihr Wort gegeben, keinen Versuch zur Flucht zu machen, wurde eine Abtheilung von dreißig Reitern abgesandt, um die Gefangnen in das Lager der großen Compagnie zu geleiten.

Man verließ die Hauptstraße und der Ritter sah sich in ein enges Thal zwischen den Hügeln geführt, das, bald in ein wildes, düsteres Waldland übergehend, zuletzt die Schaar plötzlich auf eine offene Stelle brachte, von wo sie den Anblick auf eine weite Ebene hatten, bedeckt von den Zelten eines, nach italienischen Begriffen mächtigen Heeres. Ein Fluß allein, über welchen von dem Holz in der Nähe rohe Brücken in der Eile geschlagen waren, trennte die Reiter von dem Lager.

„Ein herrlicher Anblick!" sagte der gefangene Ritter mit Enthusiasmus, indem er sein Pferd anhielt und die bunten, kriegerischen Straßen von Leinwand betrachtete, die sich mit breiten und regelmäßigen Aussichtspunkten durchkreuzten.

Einer der Hauptleute der großen Compagnie, der neben ihm ritt, lächelte wohlgefällig.

„Es gibt wenige Meister in der Kriegskunst, die es Fra Moreale gleich thun," sagte er; „und so wild, zügellos, von allen Enden und Orten zusammengerafft aus Höhlen und vom Markt, aus Gefängnissen und Palästen, seine Truppen ursprünglich sind, hat er sie doch schon an eine Kriegszucht

gewöhnt, welche selbst die Soldaten des Kaisers beschämen könnte."

Der Ritter antwortete nicht; aber er spornte sein Pferd über eine der grobgearbeiteten Brücken und befand sich bald mitten in dem Lager. Aber der Theil, den er betreten, verdiente wenig von dem Lob, welches der Kriegszucht dieses Heeres war ertheilt worden. Ein ungeordneteres, regelloseres Getümmel erinnerte sich der an die ernste Regelmäßigkeit englischer, französischer und deutscher Kriegszucht gewohnte Ritter in seinem Leben nicht gesehen zu haben; da und dort sah man trotzige, bärtige, halbnackte Räuber vor sich das Vieh treiben, das sie so eben auf räuberischen Streifzügen erbeutet. Zuweilen stand eine Gruppe liederlicher Weiber, keifend, schnatternd und gestikulirend, versammelt um Kreise wildaussehender, rauher Nordländer, die, trotz der glänzenden Reinheit des Sommermittags, schon tief in Zechgelagen begriffen waren. Flüche, Gelächter, trunkene Lustigkeit und trotziges Brüllen ertönten von allen Seiten und da und dort war ein hastiger Kampf mit gezogenen Messern von den feurigen, wilden Bravo's Calabriens und der Apenninen angefangen und geendigt, vor den Augen und beinah in dem Weg der durchziehenden Truppe. Gaukler und Marktschreier und Taschenspieler und jüdische Trödler boten aller Orten ihre Kunststücke oder Waaren aus und waren offenbar ganz vertraut mit dem gesetzlosen und stürmischen Markt, wo sie ihren Beruf ausübten. Trotz dem Schutz der sie begleitenden Reiter, konnten die Gefangenen nicht ohne alle Anfechtung durchkommen. Gruppen von kleinen, schmutzigen, zerlumpten, trotzigen Zottelbären schienen aus dem Boden hervorzuschießen, umringten wie Bienenschwärme ihre Pferde, stießen das mißtönigste Geschrei aus und forderten, mit den Geberden von Wilden, Geld, mehr als daß sie darum baten, und schienen, wenn man ihnen gab, nur um so unersättlicher zu werden. Zuweilen sah man, mit den Uebrigen vermischt, die hellen Augen und olivenfarbigen Wangen, von halb zänkisch, halb lustig lachenden Mädchen, deren große Jugend, kaum über das Kindesalter hinaus,

ihre gänzliche unverbesserliche Verworfenheit doppelt gräßlich machte.

„Habt Ihr den bei der großen Compagnie herrschenden Anstand nicht übertrieben?“ rief der Ritter mit Ernst seinem neuen Bekannten zu.

„Herr,“ versetzte der Andere, „Ihr dürft nicht nach der Schaale über den Kern urtheilen. Wir sind noch kaum im Lager angekommen. Das sind die Vorstädte, mehr vom Pöbel als von Soldaten besetzt. Zwanzig tausend Mann und, wie man gestehen muß, von der Hefe aller Städte Italiens, folgten dem Lager, um zu fechten, wenn es nöthig ist, aber mehr der Plünderung und Fourage wegen; — dergleichen seht Ihr jetzt. Sogleich werdet Ihr auch Leute von anderem Korn sehen.“

Dem Ritter schwoll das Herz hoch auf. „Und solchen Leuten ist Italien preisgegeben!“ dachte er. Sein Hinbrüten ward unterbrochen durch einen lauten Ausruf des Beifalls von einigen Zechgästen am Wege. Er wandte sich um, und unter einem langen Zelt, um einen breiten Tisch mit Wein und Speisen bedeckt, saßen dreißig bis vierzig Bravo's. Ein zerlumpter Minstrel oder Jongleur, mit ungeheurem Kinn- und Schnurrbart, schlug mit ziemlicher Geschicklichkeit eine Laute, die ihn auf allen seinen Wanderungen begleitet hatte — und plötzlich in eine wilde, kriegerische Melodie übergehend, begann er mit lauter und tiefer Stimme folgenden Gesang:

Das Lob der großen Compagnie.

1.

Ho, dunkler Mann von goldnem Süd — vom Norden Blonder du,
Im Eisenkleid, mit blankem Speer — welchem Ziele reitet Ihr zu?
„Wir kommen von Höhlen und Gebirg und übers Meer wir zieh'n
In langem Zug; in glänzendem Zug — zu Montreals Compagnien.“
O die lust'ge, lust'ge Band,
Leicht das Herz und schwer die Hand!
O die Lanzen der Freien!

2.

Ho, Fürsten von dem hohem Schloß — ho stattlich Bürgerthum,
Apulia's Kraft, der Romagna Stolz, Toskana's alter Ruhm!

Was zittert, was erblaßt Ihr so? Welch ein Gespenst ist hie?
„Die rothe Fahne! der Donnermarsch von Montreals Compagnie!"
O wie ist Euer Leben sonnig!
O wie ist Euer Kämpfen wonnig!
Wilde Lanzen der Freien!

3.

Ho, Wappenschilde ob der Gruft, wo Normanskraft hält Rast:
Was zittert und was schwankt Ihr so? hat Euch der Sturm erfaßt?
„Wir schwanken ohne Lebenshauch — das sind die Todten, die
Sich freu'n, daß auflebt Normans Ruhm in Montreals Compagnie."
Wer seit Roger gewann sein Reich,
Kam je Eurem Ruhme gleich,
Tapfre Lanzen der Freien?

4.

Ho, die Ihr einen Namen sucht, wo man recht mannhaft streitet,
Ihr, die Ihr Schätze häufen wollt, wo Gold wird leicht erbeutet —
Wer haßt des Lebens Sumpf und Wer muß dem Gesetz entflieh'n:
Ergreift das Schwert und spornt das Roß zu Montreals Compagnien!
Und der Krösus theilt seinen Schatz,
Und das Mädchen im Bett den Platz
Mit den Lanzen der Freien!
Den Freien!
Den Freien!
Oh die Lanzen der Freien!

Dann auf einmal, wie durch seinen eignen Gesang zu wilderer Begeisterung hingerissen, rauschte der Jongleur mit der Hand über die Saiten und stimmte einen Gesang an, der bewundernswerth das Gemälde bezeichnete, das seine in rohen, aber lebendigen und muntern Knittelversen sich bewegenden Worte zu schildern strebten.

Der Marsch der großen Compagnie.

Tira, tirala — Trompeten und Trommeln —
Hell im Glanz über'n Kranz der Berge sie kommen;
Deutsche und Hunnen, von den Inseln auch, die
Den Franzmann geschlagen bei Cressie,
Wo die Rose die Farbe tauscht mit der fleur de lis;
Mit Römern, Lombarden, Piemontesen,
Und die an südlichen Seen heimisch gewesen,
Tira, tirala — und schon näher herbei
Ziehn sie munter bergunter, Reih an Reih.
Eine Wolke vom Volke drängt hintendrein;
Geschlossen, geordnet ziehn sie mit Schnelle
Wie der Gang, wie der Drang einer Meereswelle.

Auf mit Thoren! heraus mit dem Gold!
Das Lösegeld her, wenn Ihr leben bleiben wollt;
Weh, Bürger Euch, weh! es führet sie an
Der tapferste Arm, der klügste Mann,
Mit dem schneeweißen Kreuz auf der rothen Tracht;
Mit des Adlers Aug, mit des Löwen Macht,
Dem Roß und Zelt gilt statt höfischer Pracht.
Fürst und Geißel des Landes ist er
Der Ritter, der die Compagnie führt daher.
Hurrah — hurrah — hurrah!
Hurrah dem Heer und dem, der es führt!
Hurrah dem Schwert, das das Gold aufspürt!
Hurrah — hurrah — hurrah!
Hurrah den Lanzen der Freien!

Da der volle Chor dieser verzweifelten Compagniegenossen jauchzend einfiel und von allen Seiten nah und fern der wohlbekannte Schlußreim von all den weiter abstehenden Gruppen und Nachzüglern, deren Ohr die Worte erreichten, wiederholt ward, so war die Wirkung dieses trotzigen und kecken Gesanges unbeschreiblich. Unmöglich war es, nicht die ganz eigne Stimmung mitzuempfinden, welche dieß kühne Leben seinen kühnen Jüngern mittheilte, und selbst der tapfere und hochherzige Ritter, der es mit anhörte, mußte sich über einer unwillkührlichen Anwandlung von Mitgefühl und Wohlgefallen tadeln.

Mit einiger Ungeduld und Gereiztheit wandte er sich zu seinem Begleiter, der auch in den Chor eingefallen war und sagte: „Herr — für das Ohr eines italienischen Edelmanns, der die Leiden seines Vaterlandes kennt, ist dieß kein willkommenes Lied. Ich bitte Euch, ziehen wir weiter!"

„Ich bitte Euch ergebenst um Verzeihung, Signor," sagte der Freicompagnie-Mann, „aber wahrhaftig, so anziehend ist das Leben, das man bei der Freicompagnie führt, unter Fra Moreale, daß wir manchmal vergessen die —; aber verzeiht mir; wir wollen weiter."

In wenigen Augenblicken, nachdem man einen kleinen Wall überschritten, befand sich die Schaar in einem Quartier, das wirklich auf eine gar sehr verschiedene Art belebt war. Lange Reihen Bewaffneter waren zu beiden Seiten des Wegs aufgestellt, der zu einem großen Hauptzelt führte, auf

einem kleinen Hügel, und eine blaue Fahne darüber flatternd. Auf diesem Wege zogen bewaffnete Soldaten auf und ab, in großer Ordnung, aber mit dem Ausdruck des Vergnügens und der Selbstgefälligkeit in ihren schwärzlichen Gesichtern. Einige, die sich in das Zelt begaben, trugen Päcke und Ballen auf den Schultern, die davon herkommenden schienen ihrer Bürde los geworden zu seyn, aber sie öffneten jeden Augenblick ungeduldig die Hand und schienen einmal über das andere das darin enthaltene Geld zu zählen.

Der Ritter sah seinen Begleiter fragend an.

„Das ist das Zelt der Kaufleute," sagte der Hauptmann, „sie haben freien Zutritt in das Lager und ihr Eigenthum und ihre Person werden streng respectirt. Sie kaufen den Antheil jedes Soldaten an der Beute zu billigen Preisen und beide Theile sind mit dem Handel wohl zufrieden."

„So scheint es also, daß eine Art von Gerechtigkeit im Groben unter Euch beobachtet wird," sagte der Ritter.

„Im Groben! Diavolo! Keine Stadt ist in Italien, die nicht froh wäre an einer solchen Gerechtigkeit und an so unparteiischen Gesetzen. Dort stehen die Zelte der Richter, die bestellt sind, alles Unrecht von Soldaten gegen Soldaten zu untersuchen. Zur Rechten das Zelt mit der goldnen Kugel hat der Schatzmeister inne. Fra Moreale bleibt nicht im Rückstand gegen seine Soldaten. Im Innern ist Alles wie die Räder einer Maschine; aber die Maschine selbst, ich gesteh' es, verursacht nach Außen Unordnung genug."

Wirklich hatte durch solche Mittel der Johanniter die bestgerüstete und bestbefriedigte Streitmacht in ganz Italien zusammengebracht. Jeder Tag führte ihm Rekruten zu. Von nichts sprach man unter den Söldnern Italiens, als von den Reichthümern, die man in seinem Dienst gewinne und jeder Krieger, im Sold einer Republik oder eines Tyrannen, seufzte nach der gesetzlosen Fahne von Fra Moreale. Schon hatten übertriebene Erzählungen von den in den Reihen der großen Compagnie zu gewinnenden Schätzen die Alpen überschritten; und eben jetzt erblickte der Ritter, tiefer eindringend in das Lager, auf manchem Zelt die stolzen

Paniere und den Wappentrunk des deutschen Adels und französischer Ritterschaft.

„Ihr seht," sagte der Hauptmann, auf diese Zeichen hindeutend, „wir sind nicht ohne Unterschied der Stände in unsrer bunten Stadt. Und während wir sprechen, eilt mancher goldne Sporn vom Norden hieher!"

Alles war in dem Quartier, das sie jetzt betraten, still und feierlich; nur von fern her kam das verworrene Gesumme oder das plötzliche Geschrei des Völkergewimmels draußen, durch die Entfernung zu einem nicht ungefälligen Ton gemildert. Ein Soldat, der zufällig ihnen begegnete, schlüpfte schweigend und verstohlener Weise in ein nahes Zelt und schien ihre Erscheinung kaum zu beachten.

„Seht, wir sind vor dem Zelt des Generals," sagte der Hauptmann.

Mit Purpur und Gold ausgeschmückt lag das Zelt Montreals ein wenig abseits von den übrigen. Ein Seitenbach des Stroms, über den sie gekommen, murmelte anmuthig ins Ohr, und eine große, die Aeste weitausbreitende Buche warf ihren Schatten über die prächtige Residenz.

Indeß seine Truppe außen wartete, ward der Ritter sofort zu dem gefürchteten Abenteurer geführt.

Zweites Kapitel.

Adrian zum zweitenmal Montreals Gast.

Montreal saß oben an einem Tisch, umgeben von Männern theils bürgerlichen, theils kriegerischen Standes, die er seine Räthe nannte, und mit welchen er, wie es schien, alle seine Plane berieth. Diese Männer, aus verschiedenen Staaten gezogen, waren aufs Genaueste mit den inneren Angelegenheiten der Staaten, welchen sie angehörten, vertraut. Sie konnten bis aufs Kleinste hinaus die Streitmacht eines Herrn, den Reichthum eines Kaufmanns, die Macht des Pöbels angeben. Und so präsidirte Montreal in seinem zügellosen Feld-

lager eben so gut als Staatsmann, wie als General. Solche Kenntnisse waren für das Oberhaupt der großen Compagnie unschätzbar. Sie setzten ihn in Stand, genau die rechte Zeit des Angriffs auf einen Feind zu berechnen, so wie die Summe, die man für Einstellung der Feindseligkeiten verlangen konnte. Er wußte, mit welchen Parteien zu unterhandeln war, wo man trotzen konnte, wie man nachgeben mußte. Und gewöhnlich traf es sich, daß in Folge einer geheimen Intrigue das Erscheinen von Montreals Banner vor einer Stadt das Zeichen zu einem Aufstand oder einem Tumult innen war. Vielleicht förderte er auf solche Weise auch noch weitere politische, neben seinen nächsten Zwecken.

Der Divan war in voller Berathung, als ein Offizier eintrat und Montreal einige Worte ins Ohr flüsterte. Seine Augen glänzten, „laßt ihn ein!" sagte er hastig. „Meine Herren," setzte er, sich die Hände reibend, gegen seine Räthe gewandt, hinzu: „Ich denke, unser Netz hat unsern Vogel gefangen. Laßt uns sehn!"

In diesem Augenblick ward der Vorhang gelüftet, und Adrian eingelassen.

„Wie!" murmelte Montreal, die Farbe wechselnd, und mit unverkennbarem Verdruß, „muß ich immer auf solche Weise getäuscht werden?"

„Herr Walter von Montreal," sagte der Gefangne, „ich bin wieder Euer Gast, — in diesen verwandelten Zügen erkennt Ihr vielleicht kaum mehr Adrian di Castello."

„Verzeiht mir, edler Signor," sagte Montreal, mit großer Höflichkeit sich erhebend; „das Mißverständniß meiner Diener störte einen Augenblick mein Gedächtniß; ich freue mich, wieder eine Hand zu drücken, die, seit wir das letztemal schieden, so viel Lorbeern gewonnen hat. Euer Ruhm ist meinem Ohr eine angenehme Musik gewesen. Heda!" fuhr der Häuptling, in die Hände klatschend, fort, „sorgt diesem edeln Ritter und seiner Begleitung für Erfrischungen und Ruhe. Herr Adrian, ich bin gleich bei Euch!"

Adrian entfernte sich. Montreal schritt, seiner Räthe ganz vergessend, mit hastigen Schritten im Zelt auf und ab

— und dann forderte er den Offizier, der Adrian hereingeführt hatte, zu sich, und fragte: „Graf Landau hält noch den Paß besetzt?“

„Ja, General!“

„So reite denn schnell zurück. Der Hinterhalt muß bei Anbruch der Nacht auf den Beinen bleiben. Wir haben den falschen Fuchs erwischt.“

Der Offizier ging weg und bald nachher hob Montreal die Versammlung auf. Er begab sich zu Adrian, der in ein Zelt neben dem seinigen logirt war.

„Mein Herr,“ sagte Montreal, „es ist wahr, meine Leute hatten Befehl, Jeden anzuhalten auf der Straße nach Florenz. Ich bin im Krieg begriffen mit dieser Stadt. Aber ich erwartete einen ganz andern Gefangenen, als Euch. Ich brauche nicht ausdrücklich zu sagen, daß Ihr und Eure Leute frei seyd.“

„Ich nehme die Höflichkeit an, edler Montreal, so offen, als sie erwiesen wird. Darf ich hoffen, sie später einmal zu erwiedern? Indeß erlaubt mir, ohne Mißachtung zu gestehen, daß, hätte ich die große Compagnie in dieser Gegend gewußt, ich meine Richtung geändert hätte. Ich hatte gehört, Eure Waffen seyen, (nach meinem Sinn ein würdigerer Kampf!) gegen Malatesta, den Tyrannen von Rimini gerichtet.“

„So war es. Er war mein Feind! jetzt ist er mir tributpflichtig. Wir besiegten ihn. Er erkaufte seine Freiheit. Wir marschirten über Asciano nach Siena. Für sechzehntausend Goldgulden verschonten wir diese Stadt und hängen jetzt wie eine Wetterwolke über Florenz, das seine ärmliche Hülfe zum Beistand an Rimini zu schicken wagte. Unsre Märsche sind eilig und gewaltig, und unser Lager in dieser Ebene eben erst aufgeschlagen.“

„Ich höre, die große Compagnie ist verbündet mit Albornoz und ihr General insgeheim ein Soldat der Kirche. Ist es so?“

„Ja — Albornoz und ich verstehen einander,“ versetzte Montreal nachlässig, „und um so mehr, als wir einen ge-

meinsamen Feind haben — den wir Beide zu zermalmen schwuren, in Viskonti, Erzbischof von Mailand."

„Viskonti, der mächtigste unter den italienischen Fürsten! daß er den Zorn der Kirche wohl verdient hat, weiß ich — und begreife leicht, daß Innocenz die Verzeihung zurückgenommen hat, welche die Intriguen des Erzbischofs von Clemens VI. auswirkten. Aber nicht eben so klar seh ich ein, warum Montreal einen so grimmigen und mächtigen Feind gegen sich zu reizen begehrt?"

Montreal lächelte finster. „Kennt Ihr nicht," sagte er, „den ungeheuern Ehrgeiz dieses Viskonti? Beim heiligen Grab, er ist gerade der Feind, mit welchem meine Seele sich zu messen lüstet. Er hat einen Geist, würdig, mit Montreal zu kämpfen. Ich habe mich zum Meister seiner geheimen Plane gemacht — sie sind riesenhaft! Mit Einem Wort — der Erzbischof beabsichtigt die Eroberung von ganz Italien, sein ungeheurer Reichthum besticht die Feilen — seine finstre Arglist fängt die Leichtgläubigen — seine kühne Tapferkeit jagt die Schwachen in Angst. Alle Feinde demüthigt — alle Bundesgenossen unterjocht er. Das ist gerade der Fürst, dessen Fortschritte Walter von Montreal hemmen muß. Denn dies (flüsterte er wie vor sich selbst hin) ist gerade der Fürst, der, wenn man der Ausbreitung seiner Macht keine Schranken setzt, Walter von Montreal seine Plane vereiteln, seine Kraft brechen wird."

Adrian schwieg und zum erstenmal durchzuckte seine Brust eine Ahnung von der wahren Beschaffenheit der Plane des Provenzalen.

„Aber gebt mir, edler Montreal," begann endlich der Colonna, „wenn, wie kein Zweifel ist, Ihr davon unterrichtet seyd, gebt mir die neuesten Nachrichten von meiner Vaterstadt. Ich bin ein Römer, und Rom ist immer in meinen Gedanken."

„Und darf es wohl seyn," versetzte Montreal rasch. „Du weißt, daß Albornoz als Legat des Pabstes das Heer der Kirche in die päbstlichen Lande führte. Er hatte Cola di Rienzi bei sich. Als er in Monte Fiascone ankam, eilten

Schaaren von Römern aller Stände dahin, dem Tribun ihre Huldigung darzubringen. Der Legat ward über der Popularität seines Begleiters vergessen. Ob nun Albornoz eifersüchtig wurde — denn er ist stolz wie Lucifer — auf das Ansehen, das der Tribun genoß, oder ob er die Wiederherstellung von dessen Macht fürchtete, weiß ich nicht. Aber er hielt ihn in seinem Lager zurück, und weigerte sich, trotz aller Bitten und Gesandtschaften der Römer, ihn nach Rom zu lassen. Arglistig jedoch, erreichte er einen der Hauptzwecke bei Rienzi's Freilassung. Durch seine Vermittlung gewann er wieder förmlich die Unterwerfung Roms unter die Kirche, und durch seine Gegenwart füllte sich das päbstliche Lager mit römischen Rekruten. Bei dem Zug gegen Viterbo zeichnete sich Rienzi außerordentlich durch Waffenthaten gegen den Tyrannen Johann di Vico aus. Ja, er focht wie Einer, der es verdiente ein Genosse der großen Compagnie zu seyn. Dies verstärkte den Eifer der Römer, und die Stadt spie die Hälfte ihrer Einwohnerschaft aus, die sich bei dem kühnen Tribun einfanden. Auf die Bestürmungen dieser ehrenwerthen Bürger (vielleicht dieselben Männer, welche früher ihren Liebling in St. Angelo einschlossen) antwortete der schlaue Legat nur dies: Waffnet Euch gegen Johann di Vico — besiegt die Tyrannen des Kirchenstaats — stellt das Erbe St. Peters wieder her, so soll Rienzi zum Senator ernannt werden und nach Rom zurückkehren. Diese Worte flößten den Römern einen solchen Eifer ein, daß sie dem Legaten willig ihre Hülfe liehen. Aquapendente, Bolzena ergaben sich, Johann di Vico ward halb durch Gewalt, halb durch Furcht, zur Unterwerfung gebracht, und Gabrielli, der Tyrann von Agobbio, ist seither unterlegen. Der Ruhm gehört dem Cardinal — aber das Verdienst Rienzi."

„Und jetzt?"

Albornoz behandelte fortwährend den Senator-Tribun sehr prächtig und mit schönen Worten, aber sprach nie ein Wort davon, ihn wieder in Rom einzusetzen. Müde dieser Ungewißheit, verließ, wie ich durch geheime Nachrichten erfahren, Rienzi das Lager und begab sich mit wenigen Be-

gleitern nach Florenz, wo er Freunde hat, welche ihn mit Waffen und Geld versehen werden, um nach Rom zu ziehen.

„Also! jetzt errathe ich," sagte Adrian mit halbem Lächeln, „für Wen ich genommen wurde!"

Montreal erröthete leicht. „Gut geschlossen!" sagte er.

„In Rom inzwischen," fuhr der Provenzale fort, „in Rom war Euer würdiges Haus und das der Orsini zu der höchsten Gewalt erwählt worden; sie haderten unter sich und konnten sie nicht behaupten. Francesko Baroncelli, ein neuer Demagog, ein niedriger Nachahmer Rienzi's, erhob sich auf den Trümmern des von den Edeln gebrochenen Friedens, errang den Titel eines Tribuns und trug die von seinem Vorfahren schon gebrauchten Abzeichen herum. Aber weniger klug als Rienzi, ergriff er die antipäbstliche Partei. So war der Legat in Stand gesetzt, den päbstlichen Demagogen gegen den Usurpator zu spielen. Baroncelli war ein schwacher Mann, seine Söhne verübten, das Beispiel der hochgebornen Tyrannen von Padua und Mailand nachahmend, alle Ausschweifungen. Schändung von Jungfrauen, Entehrung von Matronen stach etwas arg ab gegen den feierlichen und majestätischen Anstand von Rienzi's Regiment; kurz Baroncelli wurde vom Volk ermordet. Und wenn Ihr jetzt fragt, was in Rom herrscht, so antworte ich: die Hoffnung auf Rienzi!"

„Ein sonderbarer Mann und ein wechselndes Schicksal. Welches wird das Ende von beiden seyn!"

„Von jenem — jäher Mord, und von diesem — ewiger Ruhm," antwortete Montreal ruhig. „Rienzi wird wieder eingesetzt werden, dieser tapfre Phönix wird sich fliegend seinen Weg bahnen durch Sturm und Gewölk zu seinem eignen Holzstoß; ich seh' es voraus, ich bedaure, ich bewundere ihn. — Und dann," setzte er hinzu, „sehe ich weiter!"

„Aber warum ahnt Ihr mit solcher Gewißheit, daß Rienzi, wenn er wieder eingesetzt wird, fallen muß?"

„Ist es nicht jedem Auge klar außer dem seinigen, das vom Ehrgeiz geblendet ist? Wie kann der Geist eines Sterblichen, wie erhaben er auch sey, dies höchst verdorbene Volk mit gelinden Mitteln beherrschen? Die Barone — Ihr

kennt den unbezähmbaren Trotz Eurer römischen Standesgenossen — die Barone sind an den Mißbrauch gewöhnt und hassen Alles, was von weitem einem Gesetz gleicht; für einen Augenblick gedemüthigt, werden sie ihre Zeit erlauren und aufstehen. Das Volk wird ihn wieder im Stich lassen. Oder auch, durch die Erfahrung in Einem Punkt gewitzigt, wird der neue Senator einsehen, daß die Volksgunst eine laute Stimme, aber einen verkrüppelten Arm hat. Er wird sich, wie die römischen Barone, mit fremden Schwertern umgeben. Eine Abtheilung der großen Compagnie wird seinen Hof bilden; sie werden Meister über ihn werden; sie zu bezahlen muß er das Volk besteuern, dann ist das Idol um seine Heiligkeit. Keine italienische Hand kann diese harten Dämonen des Nordens beherrschen. Sie werden Meutereien anfangen und abfallen. Ein neuer Demagog wird sich an die Spitze des Volks stellen und Rienzi wird das Opfer werden. Merkt Euch meine Prophezeiung!"

„Und dann das Weitere, was Ihr voraus seht?"

„Gänzliches Versinken Roms — für lange, lange Zeiten; Gott erschafft nicht zwei Rienzi; oder," fuhr Montreal fort, „Eingießung eines neuen Lebens in den veralteten, kranken Leib — Gründung einer neuen Dynastie. Wahrlich, wenn ich mich umsehe, so glaube ich, daß der Herr der Nationen die Erneuerung des Südens durch das Eindringen des Nordens beabsichtigt, und daß aus dem alten fränkischen und germanischen Stamm die Throne der kommenden Zeit werden erbaut werden."

Wie Montreal so sprach, gestützt auf sein großes Schlachtschwert, mit seinen schönen, heldenmäßigen Zügen, in ihrem freimüthigen, kühnen, furchtlosen Ausdruck, so verschieden von dem finstern, verschmitzten Verstand, der die Gesichter des Südens bezeichnet, — beredt mit Enthusiasmus und mit Nachdenken — da mochte er als ein nicht unwürdiger Stellvertreter des Geistes der nordischen Chevaliere erscheinen, wovon er sprach. Und Adrian vermeinte halb und halb einen von den alten Gothen, den Geißeln der westlichen Welt, vor sich zu sehen.

Ihr Gespräch ward hier durch den Ton einer Trompete unterbrochen, und sofort trat ein Offizier ein und meldete die Ankunft von florentinischen Gesandten.

„Ihr müßt mich wieder entschuldigen, edler Adrian," sagte Montreal, „und erlaubt mir, Euch wenigstens für heut Nacht als meinen Gast zu betrachten. Hier könnt Ihr sicher rasten, und wenn Ihr abreist, sollen Euch meine Leute bis an die Grenzen des Gebietes begleiten, wohin Ihr zu gehen beabsichtigt."

Adrian, nicht abgeneigt, von einem so berühmten Mann Weiteres zu erfahren, nahm die Einladung an.

Allein zurückbleibend, lehnte er das Haupt in die Hand und verlor sich bald in tiefem Nachsinnen.

Drittes Kapitel.

Treue und unglückliche Liebe. — Der Ehrgeiz überlebt die Gefühle des Herzens.

Seit der schrecklichen Stunde, wo Adrian Colonna die leblose Gestalt seiner angebeteten Irene geschaut, hatte der junge Römer die gewöhnlichen, wechselnden Schicksale eines wandernden, abenteuerlichen Lebens in jenen regsamen Zeiten durchgemacht. Sein Vaterland glaubte er nicht mehr zu lieben. Schon sein Stand schloß ihn von der Stelle aus, welche bei der Herstellung der Freiheit Roms einzunehmen er einst getrachtet hatte; und er empfand, daß, wenn je eine solche Revolution durchgesetzt werden könnte, dies einem Mann vorbehalten bleiben müsse, für dessen Geburt und Wesen das Volk Sympathie und Verwandtschaft hätte, und der seine Hand zu ihren Gunsten erheben könnte, ohne der Apostat an seinem Stand, der Richter seines Hauses zu werden. Er war an verschiedene Höfe gereist und hatte auf mehrern Schlachtfeldern mit Ruhm gedient. Geliebt und geehrt, wo er auch nur für kurze Zeit seine Heimath aufschlug — hatte er doch durch keinen Wechsel der Umgebung

seiner Schwermuth sich anschlagen — keine neuen Bande hatten das Andenken an die Verlorene verdrängt. In jenem Zeitalter leidenschaftlicher, poetischer Schwärmerei, welche durch Petrarka mehr vertreten, als hervorgerufen wurde, fing die Liebe schon an, einen zarteren und heiligeren Charakter, als man bisher gekannt hatte, anzunehmen — sie hatte allmälig den göttlichen Geist eingesogen, welchen sie vom Christenthum entlehnt, und der ihren irdischen Kummer mit den Gesichten und Hoffnungen des Himmels verknüpft. Dem der sich auf die Unsterblichkeit verläßt, ist Treue bis zum Tod leicht, weil der Tod die Hoffnung nicht auslöschen kann. und die Seele des Trauernden weilt schon halb in der künftigen Welt. In einer Zeit, die an einem künftigen Leben verzweifelt, wo man sich den Tod als eine ewige Trennung denkt — da mögen die Menschen wohl trauern um die Todten, aber auch eilen, sich wieder mit dem Leben auszusöhnen. Denn wahr ist der alte Satz, daß es keine Liebe gibt, ohne Hoffnung. Und alle jene schwärmerische Vergötterung, welche der Einsiedler von Vaucluse für Laura fühlte oder erdichtete, fand ihren Tempel in dem trostlosen Herzen Adrian Colonna's. Er war im eigentlichen Sinne der Liebende s e i n e r Z e i t! Oft wenn er auf seiner Pilgerfahrt von Land zu Land an den Mauern eines stillen, einsamen Klosters vorbeikam, dachte er ernstlich nach über die feierlichen Gelübde und faßte in seinem Innern den Entschluß, daß das Kloster wenigstens die Zuflucht seiner reiferen Jahre seyn sollte. Eine Abwesenheit von fünf Jahren hatte jedoch einigermaßen die verdunkelte und erschütterte Liebe zu seinem Vaterland wieder belebt, und er fühlte ein Verlangen, die Stadt wieder zu sehen, wo er Irenen zuerst erblickte. „Vielleicht," dachte er, „hat die Zeit manche unvorhergesehene Ereignisse herbeigeführt, und ich kann doch noch zur Wiederherstellung meines Vaterlandes beitragen." Aber mit diesem Ueberrest von Patriotismus war kein Zusatz von Ehrgeiz verbunden.

Auf dieser heißen Bühne des Handels, wo der Wunsch nach Macht jede Brust zu durchzucken schien, und Italien für Tausende von kräftigen Armen und unternehmenden Geistern

das Eldorado des Reichthums oder das Utopien der Herrschaft geworden war, blieb wenigstens Ein Herz, welches die wahre Philosophie des Einsiedlers empfand. Adrians Natur, obgleich männlich und tapfer, war auf eigenthümliche Weise durchdrungen von jener feineren Stimmung, welche vor roher Berührung zurückbebt, und für welche eine gebildete wissenschaftliche Muße der höchste Genuß ist. Seine Erziehung, seine Erfahrung und sein Geist hatten ihn weit über seine Zeit gestellt, und er betrachtete mit tiefer Verachtung die plumpen Niederträchtigkeiten und elenden Tücke, durch welche sich italienischer Ehrgeiz den Weg zur Macht bahnte. Die Erhebung und der Fall Rienzi's, der, was auch seine Fehler seyn mochten, wenigstens der reinste und ehrenwertheste unter den Regenten jener Zeit war, welche sich selbst zur Macht aufgeschwungen, hatte dazu beigetragen, ihn auch an dem Erfolg edler Bestrebungen verzweifeln zu machen, wie er vor selbstsüchtigen Planen Scheue trug. Und die träumerische Schwermuth, die Folge seiner unseligen Liebe, entfremdete ihn noch mehr den gewöhnlichen, schaalen Bestrebungen der Welt. Sein Charakter war erfüllt von Schönheit und Poesie — und das nur um so mehr, als er für seine Empfindungen keine Ergießung hatte in den eigentlichen Erzeugnissen eines Dichters! In seinem Innern eingeschlossen, verbreiteten sich diese Gefühle über alle seine Gedanken und färbten seine ganze Seele. Zuweilen in der seligen Zerstreuung seiner Träume malte er sich selbst das Loos aus, das er hätte finden können, wenn Irene am Leben geblieben wäre, wenn das Schicksal sie vereinigt hätte — fern von dem stürmischen, gemeinen Gelärme Roms — in einer noch unbefleckten Einsamkeit des schönen italienischen Bodens. Vor seinen Augen stieg auf die anmuthige Landschaft — das Schloß am Ufer des wellenlosen See's — die Weingärten im Thal — die dunkeln auf dem Hügel wogenden Wälder — und diese Heimath der Sammelplatz und Zufluchtsort alles Gesangs und aller Liebe von Italien, erleuchtet von „dem Aufstrahlen des himmlischen Lächelns," das ein geliebtes Antlitz zum Paradies macht. Oft, durch solche Träume

in völlige Vergessenheit seines Verlusts versenkt, fuhr der junge Wandrer aus seiner eingebildeten Seligkeit auf, und sah um sich die einsame, wüste Straße — oder die Zelte des Kriegs im Mondschein — oder, schlimmer als Alles, das Gewimmel und die Feste fremder Höfe.

Mochten etwa jetzt solche Träume für einen Augenblick, vielleicht heraufbeschworen durch den Namen von Irenens Bruder, der nie in sein Ohr klang, ohne tausend Erinnerungen zu wecken, dem Nachdenken des jungen Colonna sich aufdrängen — er blieb gedankenvoll und in sich gekehrt, bis er aufgestört ward durch seinen eigenen Knappen, welcher von Montreals Dienern begleitet, sein einsames aber reichliches Mahl auftrug. Flaschen des edelsten Florentiner Weins — Gerichte, mit all der Kunst zubereitet, welche, ach! jetzt Italien verloren hat — Pokale und Teller von Gold und Silber, verschwenderisch mit ausländischen Edelsteinen besetzt — bezeugten die fürstliche Pracht, welche im Lager der großen Compagnie herrschte. Aber Adrian sah in Allem nur die Plünderung seines entwürdigten Vaterlandes und empfand diesen Glanz beinah wie einen Hohn. Sein einsames Mahl war bald beendigt; er wurde der Einförmigkeit seines Zeltes überdrüssig; und gelockt von der frischen Luft des herabsinkenden Abends wandelte er nachläßig hinaus. Er hielt sich an der Seite des Baches, der schlangengleich und glänzend an Montreals Zelt sich vorbeiwand, und als er eine etwas entlegene und von den kriegerischen Wohnungen gesonderte Stelle fand, warf er sich am Rand des Wassers nieder.

Die letzten Strahlen der Sonne zitterten auf der Welle, welche musikalisch über ihr steiniges Bett hintanzte, und unter einem kleinen Hag auf dem gegenüberliegenden Ufer brach der kurze, abgebrochene Gesang der kühneren Bewohner des purpurnen Himmels hervor, welche das Getöse des Lagers nicht aus ihrer grünen Behausung verscheucht hatte. Die Wolken lagen regungslos im Westen, in jenem tiefen und satten Blau, das man nur über Landschaften sieht, wie ein Claude oder Rosa sie zu malen liebten; und dämmernde, köstliche Rosenfarben umschwebten die grauen Gipfel der

fernen Apenninen. Von fern wogte das Gesumme des Lagers, unterbrochen von dem Wiehern zurückkehrender Rosse — mitunter von dem Dröhnen eines einzelnen Hüfthorns — und in regelmäßigen Pausen durch den waffenschweren Tritt der nahen Schildwache. Und gegenüber von dem Hag, auf der linken Seite, auf einer Anhöhe, bedeckt von Schilf, Moos und schwankendem Gesträuch, lagen die Ruinen einer alten etruscischen Mauer oder eines Baues, dessen Namen verschollen, dessen Gebrauch unbekannt war.

Die Umgebung, welche vor Adrians Blicken lag, war so friedlich und anmuthig, daß man sich fast unmöglich vorstellen konnte: hier sey eben jetzt der Aufenthaltsort trotziger Räuberbanden, in deren Meisten die menschliche Seele sogar in Thierheit untergegangen war, und für welche Mord und Raub die gewöhnliche Beschäftigung des Lebens ausmachte.

Noch in seinen Träumereien versunken und gedankenlos Steine in den plätschernden Bach hinabwerfend, ward jetzt Adrian durch den Laut von Schritten aufgeschreckt.

„Ein schöner Platz, um der Laute und den Balladen der Provence zuzuhören," sagte die Stimme Montreals und der Johanniter streckte sich zur Seite des jungen Colonna auf den Rasen nieder.

„So habt Ihr also noch immer Eure alte Liebe zu Euern Nationalliedern?" sagte Adrian.

„Ja, ich habe noch nicht meine ganze Jugend überlebt," versetzte Montreal mit einem leisen Seufzer. „Aber wie dem auch sey, die Weisen, welche einst meine Einbildungskraft ergötzten, gehen mir jetzt zu nah ans Herz. Und so, obgleich ich noch jeden Jongleur und Minstrel willkommen heiße, lasse ich mir doch von ihnen nur ihre neuesten Produkte singen. Ich wünsche nicht, je wieder die Poesie zu hören, die ich hörte, als ich jung war!"

„Verzeiht mir," sagte Adrian mit großer Wärme, „gar zu gern hätte ich mir erlaubt — aber eine geheime Besorgniß hielt mich bisher zurück — gar zu gern hätte ich mir erlaubt, Euch nach der liebenswürdigen Dame zu fragen, mit der wir vor sieben Jahren dem Mond zusahen, der über den

würzigen Orangenhainen und rosigen Wassern von Terracina schwebte."

Montreal wandte sein Antlitz weg; er legte seine Hand auf Adrians Arm und flüsterte mit tiefer, dumpfer Stimme: „ich bin jetzt allein!"

Adrian drückte stumm seine Hand. Er fühlte sich nicht wenig überrascht durch die plötzliche Kunde vom Tod eines so zarten, liebenswürdigen und unglücklichen Wesens."

„Die Gelübde meines Ritterordens," fuhr Montreal fort, „welche Adelinen von den Rechten meiner Gemahlin ausschloßen — die Schmach ihres Hauses — der zornige Schmerz ihrer Mutter — die wilden Wechsel meines so vielen Gefahren ausgesetzten Lebens — der Verlust ihres Sohns — Alles nagte in der Stille an ihrem Leben. Sie starb nicht — (sterben ist ein zu rauhes Wort!) — sondern sie sank hin und entschwebte in den Himmel. Wie an einem Sommermorgen ein sanfter Traum Einen durchzückt, und immer undeutlicher wird, bis er ganz gleichsam in Licht sich erbleichend auflöst, und wir erwachen — so erbleichte Adelinens scheidender Geist, bis ihm das Tageslicht Gottes anbrach." Montreal hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort — „diese Gedanken machen oft auch die Kühnsten von uns schwach und wir Provenzalen sind närrische Leute in diesen Dingen. Gott weiß! sie war mir sehr theuer!"

Der Ritter neigte sein Haupt und bekreuzte sich andächtig; seine Lippen murmelten ein Gebet. So sonderbar dies auch unserem aufgeklärteren Zeitalter erscheinen mag — ein so kriegerisches Gewand trug damals die Moralität, daß dieser Mann, auf dessen Wort Städte eingeäschert worden und Ströme Bluts geflossen waren, weder nach seinem eigenen Bewußtseyn, noch nach dem Urtheil der Mehrheit seiner Zeitgenossen ein Verbrecher war. Sein Orden, halb mönchisch, halb ritterlich, war das Bild seines eigenen Charakters. Er trat die Menschen nieder, aber er demüthigte sich vor Gott, und all seine Bekanntschaft mit dem verfeinerten Skepticismus Italiens hatte den einfachen und rohen Glauben des kühnen Provenzalen nicht erschüttert. Weit entfernt,

einen Mangel an Uebereinstimmung zwischen seinem Gewerbe und seinem Glauben zu ahnen, hielt er, als ein ächter Normanne, denjenigen für keinen wahren Ritter, der nicht eben so andächtig war gegen das Kreuz als schonungslos mit dem Schwert.

„Und Ihr habt kein Kind, außer dem Einen, das Ihr verloret?" fragte Adrian, als er Montreals gewöhnliche Fassung wiederkehren sah.

„Keines!" versetzte Montreal, und seine Stirne verdunkelte sich wieder. „Kein liebeentsprossener Erbe wird mir nachfolgen im Besitz der Macht, die ich noch zu gründen hoffe. Nimmer auf Erden werde ich im Antlitz ihres Kindes das Abbild Adelinens sehen! Doch, in Avignon sah ich einen Knaben, den ich gern den meinigen genannt hätte — denn mich dünkte, sie müßte ihm ihre Seele in seine Augen geschaut haben, so sehr glichen sie ihr. Nun, nun; der Provence-Baum hat noch andere Zweige, und ein noch ungeborener Neffe muß werden — Was? — das haben die Sterne noch nicht entschieden! Aber der Ehrgeiz ist jetzt das Einzige, was mir in der Welt noch zu lieben übrig bleibt."

„So verschieden wirkt dasselbe Unglück auf verschiedene Charaktere," dachte der Colonna. „Mir verloren die Kronen ihren Werth, als ich nicht mehr davon träumen konnte, sie Irenen auf die Stirne zu setzen!"

Die Aehnlichkeit ihres Geschicks jedoch zog Adrian mächtig zu seinem Wirth hin, und die beiden Ritter unterhielten sich freundschaftlicher und rückhaltsloser miteinander, als sie bisher gethan. Zuletzt sagte Montreal: „Beiläufig, ich habe noch nicht nach Eurem Vorhaben gefragt."

„Ich habe die Absicht, nach Rom zu gehen," sagte Adrian, „und die von Euch gehörten Nachrichten treiben mich noch stärker dahin. Wenn Rienzi zurückkehrt, kann ich vielleicht mit Erfolg die Rolle des Vermittlers zwischen dem Tribun-Senator und den Edeln übernehmen; und wenn ich meinen Vetter, den jungen Stephanello, jetzt das Haupt unseres Hauses, billiger und vernünftiger finde als seine Väter, so verzweifle ich nicht daran, die minder mächtigen Barone zu

versöhnen. Rom bedarf der Ruhe; und wer auch regiert, wenn er nur mit Gerechtigkeit regiert, muß von den Fürsten und Plebejern unterstützt werden."

Montreal hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und murmelte dann vor sich hin. „Nein, es kann nicht seyn!" Er sann eine kleine Weile nach, die Stirne mit der Hand bedeckend, ehe er laut sagte: „Nach Rom wollt Ihr. Gut, wir werden uns bald unter seinen Trümmern begegnen. Wißt, im Vorbeigehen gesagt, daß mein Vorhaben hier schon erreicht ist; diese florentinischen Kaufleute haben in meine Bedingungen gewilligt; sie haben Frieden auf zwei Jahre erkauft; morgen bricht das Lager auf und die große Compagnie marschirt in die Lombardei — da, wenn meine Plane gelingen und die Venetianer mir meinen Lohn zahlen, vereinige ich die Bursche (unter Landau, meinem Lieutenant) mit der Seestadt, trotz dem Visconti und bringe meinen Herbst in Ruhe unter den Festlichkeiten Roms zu."

„Herr Walter von Montreal," sagte Adrian, „Eure Offenherzigkeit macht mich vielleicht vorlaut; aber wenn ich Euch, gleich einem feilschenden Krämer von dem Verkauf Eurer Freundschaft und Eures Friedens sprechen höre, so frage ich mich selbst: ist dies der große Johanniter, und haben die Leute ihn richtig beurtheilt, wenn sie versichern, die einzige Mackel an seinen Lorbeern sey seine Habsucht?"

Montreal biß sich in die Lippe; dennoch antwortete er mit Ruhe: „Meine Offenherzigkeit hat sich selbst ihre Strafe herbeigezogen, Herr Adrian. Aber doch kann ich nicht einen so geehrten Gast mit einem Eindruck scheiden lassen, der, wie ich fühle, scheinbar, aber nicht gerecht ist. Nein, tapferer Colonna, das Gerücht tritt mir zu nahe. Ich schätze das Gold, denn Gold ist das Baumaterial der Macht! Es füllt das Lager — es stürmt die Stadt — es erkauft den Markt — es erhebt den Palast — es gründet den Thron. Ich schätze das Gold — es ist das unentbehrliche Mittel für meinen Zweck!"

„Und dieser Zweck?"

„Ist — einerlei welcher!" sagte der Ritter kalt. „Gehen

wir in unsere Zelte, der Thau fällt häufig und die mal' aria weht über diese unbewohnten Strecken."

Das Paar erhob sich, aber gefesselt von der Schönheit der Stunde zögerten sie noch einen Augenblick bei dem Bach. Die frühesten Sterne schienen über seine krausen Wellen und ein köstliches Lüftchen säuselte sanft in dem glänzenden Laubwerk.

„Durch ein solches Anschauen," sagte Montreal sanft, „kehren wir die alte Fabel der Poeten von der Medusa um, und schauen und träumen uns aus dem Stein heraus. Vor einer kleinen Weile vergoldete noch das Sonnenlicht die Welle — jetzt schimmert diese eben so hell und gleitet eben so munter dahin unter den Sternen; so rollt auch der Strom der Zeit dahin, Eine Beleuchtung folgt der andern, eben so willkommen — eben so erhellend — eben so verschwindend. Ihr seht, die Poesie der Provence lebt noch unter meinem Harnisch."

Adrian suchte frühe die Ruhe; lang aber hielten ihn noch seine eigenen Gedanken wach, so wie die Töne lauter Fröhlichkeit, die von Montreals Zelt her erschollen, wo der Anführer die Hauptleute seiner Bande bewirthete — ein Gelag, von welchem er aus Zartgefühl den römischen Edeln ausgeschlossen hatte; und kaum war er in einen unruhigen Schlummer verfallen, als noch mißtönendere Laute wieder seine Ruhe störten. Mit der frühsten Dämmerung war das weitgedehnte Lager in Bewegung; das Schnurren des Seilwerks, das Trappen der Männer, die lauten Befehle und noch lauteren Flüche, das langsame Rollen der Bagagewagen und das Klirren der Waffenschmiede verkündigten den Aufbruch des Lagers und den bevorstehenden Weiterzug der großen Compagnie.

Noch ehe Adrian angekleidet war, trat Montreal in sein Zelt.

„Ich habe hundert Lanzen bestellt," sagte er, „unter einem zuverläßigen Anführer, um Euch, edler Adrian, an die Grenzen der Romagna zu geleiten; sie warten auf Euern Wink. In einer Stunde breche ich auf; die Vorhut ist schon in Bewegung."

Adrian hätte gern das angebotene Geleite ausgeschlagen, aber er sah ein, daß dies nur den Stolz des Feldhauptmanns kränken würde, der sich bald entfernte. Hastig legte

Adrian seine Waffen an — die frische Morgenluft und die heitere Sonne, welche prächtig über die Berge sich erhob, belebten neu seine ermüdeten Geister. Er begab sich nach Montreals Zelt und fand ihn allein mit Schreibzeug vor sich und ein triumphirendes Lächeln in seiner Miene.

„Das Glück überschüttete mich mit neuen Gunstbezeugungen!" sagte er munter. „Gestern ersparten mir die Florentiner die Mühe einer Belagerung; und heute (erst seit ich Euch zuletzt sah, vor wenigen Minuten) kommt Euer neuer Senator von Rom in meine Gewalt."

„Wie? haben Eure Banden Rienzi festgenommen?"

„Nicht so — noch besser! Der Tribun änderte seinen Plan und begab sich nach Perugia, wo meine Brüder sich jetzt aufhalten — suchte sie auf — sie versahen ihn mit Geld und hinreichender Mannschaft, um den Gefahren des Wegs zu trotzen und den römischen Baronen die Spitze bieten zu können. So schreibt mein guter Bruder Arimbaldo, ein Gelehrter, welchen der Tribun sicherlich glaubt, mit alten Erzählungen von römischer Größe und gewaltigen Versprechungen von ehrenvoller Beförderung angeködert zu haben. Ich bin eben im Begriff, in der Eile meine Zufriedenheit mit der Uebereinkunft zu erkennen zu geben. Meine Brüder werden in Person den Senator-Tribun zu den Mauern des Capitols begleiten."

„Noch sehe ich nicht ein, wie dies den Tribun in Eure Gewalt bringt."

„Nicht! seine Soldaten sind meine Creaturen — seine Kameraden meine Brüder — ich selbst sein Gläubiger? Laßt ihn denn Rom beherrschen — bald kommt die Zeit, wo der Viceregent weichen muß dem —"

„Anführer der großen Compagnie," unterbrach ihn Adrian mit einem Entsetzen, das der kühne Montreal, ganz mit dem unverhehlten Triumph über die Erfüllung seiner Plane beschäftigt, nicht beachtete. „Nein, Ritter von der Provence, schmählich sind wir den heimischen Tyrannen erlegen; aber nie, hoffe ich, werden Römer so niederträchtig seyn, das Joch eines ausländischen Usurpators zu dulden."

Montreal sah Adrian scharf an und lächelte finster.

„Ihr mißversteht mich,“ sagte er, „und es wird Zeit genug für Euch seyn, den Brutus zu spielen, wenn ich mich zum Cäsar aufwerfe. Vor der Hand sind wir nur Wirth und Gast. Laßt uns den Gegenstand des Gesprächs wechseln.“

Dem ungeachtet erkältete diese letzte Unterhaltung Beide für die kurze Zeit, wo die Ritter noch bei einander blieben, und sie schieden mit einer Förmlichkeit, welche schlecht mit ihrer freundschaftlichen Besprechung von der vorigen Nacht stimmte. Montreal fühlte, daß er sich unvorsichtig ausgesprochen; aber in seinem Charakter lag es nun einmal nicht, vorsichtig zu seyn, wenn er sich an der Spitze eines Heers und von der Fluth des Glücks emporgetragen sah; und im jetzigen Augenblick war er so voll Vertrauen auf das Gelingen seiner kecksten Entwürfe, daß er sich wenig darum kümmerte, Wen er beleidigte oder beunruhigte.

Langsam trat Adrian mit seiner seltsamen, trotzigen Begleitung seine Reise wieder an. Es ging eine steile Anhöhe von der Ebene hinan — und als er den Gipfel erreicht hatte, zeigte ihm die Krümmung der Straße das ganze Heer im Marsch begriffen; — die wehenden Fahnen — die in der Sonne blitzenden Waffen, Zug auf Zug, wie ein Strom von Stahl und die ganze Ebene starrend von dem in Bewegung gesetzten, reisigen Kriegszeug, während der feierliche Schritt der bewaffneten Tausende manchmal übertäubt und erstickt wurde von jauchzender, kriegerischer Musik. Wie sie dahinzogen, erspähte Adrian endlich die stattlich hervorragende Gestalt Montreals auf einem schwarzen Streitroß, sogar in dieser Entfernung noch ausgezeichnet eben so sehr durch seinen stolzen Wuchs, als seine schimmernde Rüstung. So zog er dahin in der Pracht seines Heerzugs — in der Blüthe seiner Hoffnungen — das Haupt einer mächtigen Armee, der Schrecken Italiens — ein Held jetzt — in Zukunft vielleicht ein Monarch.

Drei kurze Monate später und sechs Fuß Erde genügten all dieser Größe!

Neuntes Buch.

Die Rückkehr.

Sobald man in Rom von seiner Ankunft hörte, machten die Römer große Zurüstungen, um ihn mit Jubel zu empfangen, Triumphbogen wurden errichtet u. s. w.
Leben Cola di Rienzi's B. II. 17. Cap.

Erstes Kapitel.

Der Triumphzug.

Ganz Rom war in Bewegung! — Von St. Angelo bis zum Capitol waren Fensterbalkone und Dächer von wimmelnden Tausenden besetzt. Nur hier und dort, in den unheimlichen Quartieren der Colonna, der Orsini und Savelli, herrschte eine todgleiche Einsamkeit und eine traurige Düsterheit. In diesen Festungen, denn das waren es eher als Straßen, hörte man nicht einmal den gewohnten Schritt der barbarischen Schildwachen. Die geschloßnen Thore — die verriegelten Fenster — das finstre Schweigen ringsum bezeugte die Abwesenheit der Barone. Sie hatten die Stadt verlassen, sobald sie mit Gewißheit die Annäherung Rienzi's erfahren hatten. In den Dörfern und Burgen der Campagna erwarteten sie, umgeben von ihren Söldlingen, die Stunde, wo das Volk, seines Idols müde, wieder diese trotzigen Bilderstürmer selbst willkommen heißen würde.

Mit Ausnahme von diesen war ganz Rom in Bewegung! Triumphbogen mit Tüchern, gold- und silbergestickt, die sich

an allen Hauptpunkten der Straßen erhoben, trugen Inschriften der Bewillkommnung und der Freude. An vielen Orten vertheilt standen Knaben und Mädchen mit Blumensträußen und Lorbeerkränzen. Hoch über der versammelten Menge — von dem stolzen Thurm Hadrians — von den Thürmen des Capitols — von den Giebeln der geweihten Gebäude, welche die Namen der Apostel und Heiligen trugen — flatterten Banner, wie um einen Sieg zu feiern. Rom öffnete wieder ihre Arme, um ihren Tribun wieder zu empfangen.

Unter die Menge gemischt — durch seinen großen Mantel verhüllt — in dem Gedränge der Volksmassen verborgen — stand Adrian Colonna, dessen Person von den Meisten ohnehin vergessen war und den, in der Verwirrung des Augenblicks, Niemand beachtete. Er hatte seine Theilnahme an Irenens Bruder nicht zu überwinden vermocht. Einsam stand er unter seinen Mitbürgern — der Einzige von dem stolzen Geschlecht der Colonna, der Zeuge war von dem Triumph des Volkslieblings.

„Es heißt, er sey im Kerker stark geworden," sagte Einer von den Umstehenden; „er war schmächtig genug, als er bei Tagesanbruch aus der Kirche St. Angelo heraus kam."

„Ja," sagte ein Andrer, ein kleiner Mann, mit einem listigen, rastlosen Auge, „sie haben Recht, ich sah ihn von dem Legaten Abschied nehmen."

Alle Augen richteten sich auf den Redenden; er wurde auf Einmal eine Person von Wichtigkeit. „Ja," fuhr der kleine Mann mit stolzer, sich ein Ansehen gebender Miene fort, — „seht Ihr, sobald er Messere Brettone und Messere Arimbaldo, die Brüder des Fra Moreale, dazu vermocht hatte, ihn von Perugia nach Monte Fiascone zu begleiten, begab er sich plötzlich zu dem Legaten d'Albornoz, der unter freiem Himmel dastand, im Gespräch mit seinen Hauptleuten. Eine Menschenmasse folgte. Ich war auch darunter — und der Tribun nickte mir zu — ja, das that er! — und so trat er mit seinem Scharlachmantel und seiner Scharlachmütze vor den stolzen Cardinal hin mit einem noch größeren Stolz.

„Obgleich Euer Eminenz," sagte er, „mir weder Geld noch Waffen bewilligt, um den Gefahren der Straße zu trotzen und dem Hinterhalt der Barone zu begegnen, bin ich doch zur Abreise bereit. Zum Senator von Rom hat Seine Heiligkeit mich gemacht; der Sitte gemäß ersuche ich Eure Eminenz, mich sofort in dieser Würde zu bestätigen." Ich wollte nur, Ihr hättet sehen können, wie der stolze Spanier glotzte, und roth ward, und die Stirn runzelte; aber er biß sich in die Lippe, und sagte wenig darauf."

„Und bestätigte den Rienzi als Senator?"

„Ja, und segnete ihn und hieß ihn seines Weges ziehen."

„Senator!" sagte ein derber aber grauhaariger Riese mit verschränkten Armen — „mir gefällt ein Titel nicht, den ein Patricier getragen hat. Ich fürchte, in dem neuen Titel vergißt er den alten!"

„Pfui, Cecco del Vecchio, Ihr waret immer ein Murrkopf!" sagte der Tuchhändler, dessen Vertrieb durch die Festlichkeit nicht wenig gewonnen hatte, „pfui! ich für meinen Theil glaube, Senator ist ein weniger neugebackner Titel als Tribun. Ich hoffe, es wird wenigstens Festivitäten genug geben, Rom ist lang so trübselig gewesen. Bah! — eine schlimme Zeit für den Handel, bei meiner Seele!"

Der Handwerker grinste verächtlich. Er gehörte zu denjenigen, welche zwischen den Mittel- und den arbeitenden Klassen unterschieden, und er haßte einen Kaufmann so sehr wie einen Adeligen. „Der Tag dehnt sich," sagte der kleine Mann, „er muß jetzt bald hier seyn. Des Senators Gemahlin und ihr ganzes Gefolge sind ihm schon vor zwei Stunden entgegen gegangen."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als die Volksmenge rechts unruhig hin- und herwogte, und augenblicklich ritt ein Reiter hastig durch die Straße. „Platz da — zurück! Platz! macht Platz für den Erlauchten Senator von Rom!"

Das Volk ward still — dann entstand ein Gemurmel — dann wieder eine Stille. Von Balkonen und Fenstern reckten alle Zuschauer den Hals. Von fern hörte man Pferdegestampf — den Ton von Hörnern und Trompeten; dann

sah man durch die ferne Krümmung der Straßen die wallenden Fahnen glänzen, dann die Speere blitzen — und dann brach die ganze Volksmenge wie mit einem Mund in den Ruf aus: „Er kommt! Er kommt.“

Adrian drängte sich noch mehr in die Massen zurück, lehnte sich an die Mauer eines Hauses und sah so dem herannahenden Prachtzuge zu.

Zuerst kam, je zu sechs und sechs, die Schaar römischer Reiter, welche dem Senator entgegen gezogen waren, mit Olivenzweigen in den Händen; jeder Abtheilung von hundert Mann wurden Banner vorgetragen mit den Worten: Wiederkehr der Freiheit und des Friedens. Als diese an der Gruppe vorüber kamen, unter welche Adrian sich gemischt hatte, wurden alle bekannteren und beliebteren Bürger des Reiterzugs mit lauten Beifallsrufen begrüßt. An der Kleidung und Ausrüstung der Reiter erkannte Adrian, daß sie hauptsächlich dem Handelsstand Roms angehörten — ein Menschenschlag, der, wie ihm wohl bekannt war, falls er sich nicht auffallend geändert hatte, die Freiheit nur vom Gesichtspunkt einer Handelsspekulation werth schätzte. „Eine unzuverlässige Stütze das!“ dachte der Colonna; — „was wird jetzt kommen?“ In schimmernder Waffenrüstung folgten die deutschen Miethtruppen, gedungen durch das Gold der provenzalischen Brüder, vorher im Solde des Malatesta von Rimini, an der Zahl zweihundert und fünfzig; — groß, finster, schweigend, wohldisciplinirt; — sie besahen sich das Volk halb mit der Miene barbarischen Staunens, halb mit übermüthiger Verachtung. Kein freundlicher Glückwunsch bewillkommte diese trotzigen Fremden; offenbar erkältete ihr Anblick die Versammelten nicht wenig.

„Schande!“ grollte Cecco del Vecchio ziemlich laut, „bedarf der Freund des Volks der Schwerter, welche einen Orsini oder Malatesta bewachen? Schande!“

Diesmal verwies keine Stimme den unzufriednen Riesen zur Ruhe.

„Sein einziger, wirklicher Schutz gegen die Barone,“

dachte Adrian, „wenn er sie richtig bezahlt. Aber ihre Zahl ist nicht hinreichend!"

Hierauf kamen zweihundert Fußsoldaten von Toskana mit den Harnischen und Waffen schwerer Soldaten — eine tapfere Compagnie, deren freudige Mienen und vertrauliches Wesen mit dem Volk zu sympathisiren schienen. Und wirklich war es auch so; es waren Toskaner und daher Freunde der Freiheit. Auch glaubten die Römer, in ihnen natürliche und nothwendige Verbündete zu erkennen, und ein allgemeines Viva! erscholl für die tapfern Tuscier.

„Armselige Vertheidigung!" dachte der scharfsichtigere Colonna. „Die Barone können sie schrecken und der Pöbel kann sie verführen."

Jetzt kam eine Schaar Trompeter und Standartenträger — und jetzt ward der Schall der Musik übertäubt durch Jubelrufe, welche gleichzeitig in allen Quartieren der Stadt loszubrechen schienen: „Rienzi! Rienzi! — willkommen! Freiheit und Rienzi! Rienzi und der gute Staat!" Blumen regneten auf seinen Weg, Tücher und Fahnen flatterten von jedem Haus — Thränen rollten, ungesehen, wohl manche bärtige Wange herunter; Jung und Alt knieten neben einander mit erhobenen Händen und erflehten Segen auf das Haupt des Wiedergeschenkten. Da kam er herbei der Senator-Tribun — „der Phönix zu seinem Holzstoß!"

In Purpur gekleidet, der buchstäblich flammte von Gold, sein stolzes Haupt in der Sonne entblößt und auf den Sattelbogen sich niederbeugend, zog Rienzi langsam durch das Volksgewühl hin. In der Aufregung dieser Stunde waren auf seinem strahlenden Antlitz die Spuren von Krankheit und Sorge nicht sichtbar; die größere Fülle seiner Gestalt gab sogar seiner Haltung ein majestätischeres Ansehen. Hoffnung leuchtete aus seinem Auge — Triumph und Herrschaft thronten auf seiner Stirne. Das Volk konnte sich nicht halten — sie drängten sich herbei, Einer nach dem Andern, begierig einen Blick seines Auges zu erhaschen, den Saum seines Kleides zu berühren. Er selbst war tief ergriffen von ihrer Freude. Er machte Halt; mit stammeln-

den Worten versuchte er zu ihnen zu sprechen. „Ich bin entschädigt," sagte er — „entschädigt für Alles; — möge ich es erleben, Euch glücklich zu machen!"

Die Menge theilte sich wieder — der Senator zog weiter — wieder drängte sich das Gewühl heran. Hinter dem Tribun glaubten die Leute in der Aufregung ihrer Einbildungskraft die Göttin des alten Roms selbst ziehen zu sehen.

Auf einem Roß mit goldnem Geschirr in schneeweißen Gewanden, mit Edelsteinen übersäet, welche den Tag beschämten — kam die schöne königliche Nina. Die Erinnerung an ihren Stolz, ihre Prachtliebe — das Alles war in diesem Augenblick vergessen und sie wurde kaum weniger bewillkommt, kaum weniger vergöttert als ihr Gemahl. Und ihr Lächeln, ganz strahlend von Freude — ihre Lippe zitternd von stolzer und erhabener Rührung — nie hatte sie so wie geboren zur Liebe und zur Herrschaft ausgesehen; — eine Zenobia, die durch das prächtige Rom zog — nicht als Gefangene, sondern als Königin.

Aber nicht auf diese stattliche Gestalt heftete sich Adrians Blick — blaß, athemlos, zitternd hielt er sich an der Mauer, an welcher er stand. War es ein Traum? Waren die Todten wiederbelebt? Oder war es seine Geliebte — seine lebende Irene, deren sanfte und schwermüthige Holdseligkeit trüb an Nina's Seite glänzte — ein Stern neben dem Mond? Der Festzug verschwand vor seinen Augen — Alles wurde dämmernd und dunkel. Einen Augenblick war er ohne Besinnung. Als er wieder zu sich kam, fluthete das Volk dahin, vermischt und verschwommen in den großen, der Prozession folgenden Strom. Durch die wogende Menge erschaute er die anmuthvolle Gestalt Irenens, die dann wieder durch die heranbrängenden Standarten des Zugs seinem Auge entzogen wurde. Sein Blut strömte vom Herzen durch alle Adern zurück. Er war wie ein Mann, der, jahrelang in einem furchtbaren Wahnsinn befangen, plötzlich zum Licht des Himmels erwacht.

Nur Ein Mann von dem gewaltigen Menschengewühle

blieb unbeweglich bei Adrian zurück. Es war Cecco del Vecchio.

„Er sah mich nicht an," murmelte der Schmied vor sich hin. „Die alten Freunde sind jetzt vergessen. Nun gut — Cecco del Vecchio haßt noch immer die Tyrannen — gleichgültig, wie der Name ist, oder wie freundlich und gefällig sie sich verkleiden. Er sah mich nicht an. Hm, Hm!"

Zweites Kapitel.

Die Maskerade.

Der scharfsinnige Leser hat bereits, ohne den ausdrücklich erzählenden Bericht des Verfassers die Schicksale Rienzi's in der Zeit zwischen seiner Freisprechung in Avignon und seiner Rückkehr nach Rom errathen. Als der Eindruck, welchen Nina auf die bessere, sanftere Natur in Albornoz gemacht, nach und nach erlosch, begann er natürlich, wie alle tiefen Politiker jener Zeit hinsichtlich aller Menschen dachten, seinen Gast als eine Figur auf dem großen Schachbret zu betrachten, die man von der Stelle rückte, vorschob oder opferte, wie es dem verfolgten Plan am besten zusagte. Nachdem seine Absicht erreicht, das Kirchengebiet wieder erobert, Johann di Vico unterworfen und der Demagoge Baroncelli gefallen und geopfert war, hielt es der Cardinal keineswegs für räthlich, den gewandten und ehrgeizigen Rienzi, und gar mit einer so hohen Würde, in Rom wieder einzusetzen. Vor dem kühnen Römer sank selbst sein starker Geist zusammen und er war gänzlich außer Stand, die Politik, welche der neue Senator annehmen würde, wenn er wieder Herr von Rom geworden, zu fassen oder zu berechnen. Ohne gerade die Absicht zu haben, ihn zurückzuhalten, lehnte er es ab, zu seiner Wiedereinsetzung mitzuwirken. Und Rienzi sah sich somit nur eine kleine Strecke von Rom entfernt, aber ohne einen Soldaten Mannschaft, ihn gegen die Barone unterwegs zu schützen. Aber der Himmel hatte be-

schlossen, daß kein einzelner Mann, auch nicht der Begabteste und Mächtigste, dem Geschick Rienzi's entgegenwirken oder es beherrschen sollte. Und vielleicht in den glänzendsten Punkten seines Lebens nicht bewies er einen so gewandten und feinen Verstand, als hier, wo er sich durch die Arglist des Cardinals seinen Weg bahnte. Er hatte sich nach Perugia begeben, und wie schon erzählt, durch Montreals Brüder Mannschaft und Geld zum Behuf seiner Rückkehr sich zu verschaffen gewußt. Aber der Johanniter war gewaltig im Irrthum, wenn er sich einbildete, Rienzi durchschaue nicht ganz deutlich die gefährliche und verrätherische Natur des ihm so gewordenen Beistandes. Sein scharfes Auge erkannte auf Einen Blick die Absichten und den Charakter von Montreals Brüdern — er wußte, daß unter dem Schein, ihm zu dienen, sie ihn beobachten wollten — daß, als Schuldner des umsichgreifenden, strebenden Montreals, und umgeben von den Truppen, welche seine Brüder führten, er mitten in einem Netz sich befand, das, wenn er es nicht zerriß, bald sein Glück und sein Leben in seinen verderblichen, tödtlichen Maschen verstricken würde. Aber voll Vertrauen auf die unversieglichen Hülfsquellen seines Geistes, hegte er dennoch die getroste Hoffnung, diejenigen vielmehr zu seinen Puppen zu machen, welche sich einfallen ließen, er würde die ihrige seyn, und wenn die Herrschaft auf dem Spiele war, kümmerte er sich nicht, wie schlau die Gegner seyn mochten, mit welchen er den Kampf aufzunehmen hatte.

Da er indessen mit all seinen offenen und edeln Eigenschaften eine tiefe Verstellungskunst verband, gab er sich die Miene, als ob er seinen provenzalischen Verbündeten ein unbedingtes Vertrauen schenkte und sein erster Akt beim Einzug im Capitolium nach dem Triumphzug, war: Messere Arimbaldo und Brettone von Montreal mit den höchsten in seiner Gewalt stehenden Würden zu belohnen!

Hohe Feste waren in dieser Nacht in den Sälen des Capitols, aber theurer als all die Pracht des Tags war Rienzi das Lächeln seiner Nina. Ihre stolzen, bewundernden Augen, schwimmend in köstlichen Thränen, auf sein An-

litz geheftet, fühlte sie nur, daß sie wieder vereinigt waren und daß die Stunden, mit wie herrlichem Glanz auch jetzt strahlend, dem Augenblick zueilten, wo, nach einer so traurigen und trüben Trennung, sie einmal wieder allein seyn dürften!

Ganz anders waren die Gedanken Adrian Colonna's, wie er allein dasaß in dem traurigen Palast, in dem noch trübseligern Quartiere seines stolzen Geschlechts. Irene also lebte noch, — er war in einem seltsamen Irrthum befangen gewesen — sie war der verheerenden Pest entgangen; und ein Etwas in der trüben Blässe ihrer zarten Züge am heutigen Triumphtag versicherte ihn, daß er nicht vergessen sey. Aber als nach dem ersten wilden ausschweifenden Entzücken sich sein Gemüth allmälig wieder beruhigte, konnte er nicht umhin sich die Frage vorzulegen: ob sie nicht immer noch zur Trennung verdammt seyen? Stephanello Colonna, der Enkel des alten Stephan und durch den Tod seines Vaters und Bruders das jugendliche Haupt dieses mächtigen Hauses, hatte bereits seine Fahne gegen den neuen Senator erhoben. Er hatte sich in der beinah uneinnehmbaren Burg von Palestrina befestigt, hatte all die Mannen seiner Familie um sich versammelt und seine zügellosen Soldaten verheerten jetzt weit und breit die benachbarten Ebenen.

Adrian sah voraus, daß der Verlauf weniger Tage schon den offenen Krieg zwischen den Colonna und dem Senator herbeiführen mußte. Konnte er gegen sein eigenes Blut Partei nehmen? Schon der Umstand seiner Liebe zu Irene mußte einen solchen Schritt noch mehr alles Anscheins uneigennützigen Patriotismus entkleiden und noch tiefer und unheilbarer seinen ritterlichen Ruf beflecken, wo nur immer die Sympathie seiner Standesgenossen mit der Sache der Colonna übereinstimmte. Dagegen war, neben seiner Liebe zur Schwester des Senators, auch seine eigene geheime Neigung und redliche Ueberzeugung auf der Seite des Mannes, der ihm allein von dem Wunsche beseelt und mit dem Geiste begabt schien, die Unordnungen seiner gesunkenen Stadt gut zu machen. Nach langem Nachsinnen entdeckte

er keine andere ihm übrigbleibende Wahl als dieselbe grausame Neutralität, wozu er sich früher verurtheilt gesehen; aber er beschloß wenigstens den Versuch zu machen — wozu seine Geburt und sein Ruf ihm Befugniß und Ansehen gaben — die streitenden Parteien zu versöhnen. Um dieß ins Werk zu setzen mußte er, wie er wohl einsah, mit seinem stolzen Vetter den Anfang machen. Erfuhr man, daß er zuerst eine Zusammenkunft mit Rienzi gehabt — so schien es, als ob er mit Eröffnungen von Seiten des Senators beauftragt wäre — es war ihm wohl bekannt, daß, wenn auch Stephanello geneigt war seinen Vorstellungen zu weichen, die ihn umgebenden übermüthigen und trotzigen Barone sich nicht bequemen würden, auf die Sendung eines vom Volk Gewählten zu hören, und daß er, statt als Vermittler geehrt zu werden, als Verräther würde beargwohnt werden. So entschloß er sich denn, am nächsten Tag nach Palestrina zu reisen; aber (und sein Herz schlug laut!) sollte es nicht möglich seyn, zuvor eine Unterredung mit Irene zu erlangen? Es war kein leichtes Unternehmen, so wie sie von Beobachtern umgeben war, aber er beschloß es zu wagen. Er forderte Giulio zu sich.

„Der Senator gibt heut Abend ein Fest — wißt Ihr, ob die Gesellschaft zahlreich wird?“

„Ich höre,“ antwortete Giulio, „auf das Bankett, das heute den Gesandten und Vornehmen gegeben wird, soll Morgen eine Maskerade folgen, bei der alle Stände Zutritt haben. Beim Bacchus, wenn der Tribun nur Edle einlüde, würde das kleinste Gemach im Capitol hinreichen, seine maskirten Gäste zu fassen. Ich denke, man hat eine Maskerade gewählt, um die Qualität der Gäste zu verhehlen.“

Adrian sann einen Augenblick nach und das Ergebniß seiner Träumerei war der Entschluß, von der Eigenthümlichkeit dieses Festes Vortheil zu ziehen und die Maskerade zu besuchen.

Diese Art von Lustbarkeit, obgleich ungewöhnich zu dieser Jahrszeit, war von Rienzi vorgezogen worden, theils und dem Namen nach weil sie von der Art war, daß daran alle

seine zahlreichen und verschiedenartigen Freunde und Anhänger konnten am besten Theil nehmen; aber hauptsächlich aus dem geheimen Grunde, weil er und seine vertrauten Freunde dadurch Gelegenheit bekamen, sich unverdächtig unter die Menge zu mischen und so die wahren Vermuthungen der Römer hinsichtlich seiner Politik und Stärke besser zu erkunden, als der Enthusiasmus bei einem öffentlichen Schauspiel hierüber errathen ließ. Dieser Vorsatz hatte eine Vertagung von Adrians Reise nach Palestrina zur Folge.

Die folgende Nacht war ausnehmend heiter und klar. Um die zahlreichen Gäste besser unterzubringen und die angenehme, mondhelle Kühle der Luft zu benützen, war, neben den innern Staatsgemächern, auch der offne Hof des Capitols mit dem Löwenplatze dem Feste gewidmet.

Als Adrian in den Hof des Festes trat mit dem hineindrängenden Strom, geschah es, daß durch die ungeduldige Lebhaftigkeit einiger Masken, hitziger als die Uebrigen, seine Maske verrückt wurde. Hastig setzte er sie wieder zurecht, doch schon hatten einige der Anwesenden sein Angesicht erkannt.

Aus Höflichkeit blieb Rienzi und seine Familie von Anfang unmaskirt. Sie standen oben auf der Treppe, welcher der alte egyptische Löwe den Namen gab. Die Lichter glänzten über das kolossale Denkmal, das von seiner Heimath weggeschleppt, in seiner düstern Ruhe, Zeuge von dem Steigen und Fallen zahlloser Geschlechter und von den dunkeln und stürmischen Umwälzungen des rächenden Geschicks gewesen. Es war eine üble Vorbedeutung, wie nachmals häufig angemerkt wurde, daß der Platz dieser Staatsfestlichkeit zugleich der Platz der Staatsexecutionen war. Aber in diesem Augenblick, wo Gruppe um Gruppe sich herandrängte, um ein Lächeln und ein Wort von dem gefeierten Mann zu gewinnen, dessen Schicksale das Gespräch von Europa gewesen — oder um sich huldigend zu beugen vor der glänzenden Schönheit Nina's — jetzt trübte keine Vorbedeutung und Besorgniß die allgemeine Fröhlichkeit.

Hinter Nina stand, zufrieden, den Blicken der Menge sich zu entziehen und ihre sanftere Schönheit von den blendenden

und schimmernden Reizen ihrer Schwägerin verdunkelt zu sehen. Irene. Auf ihr allein in der Menge ruhten Adrians Blicke. Die Jahre, welche hingeflogen über die schöne Stirne des sechzehnjährigen Mädchens, — damals, wiewohl unter Zittern, beseelt von dem ersten wilden Hauche der Liebe — Jugend in allen Adern — Leidenschaft und kindische Zärtlichkeit in jedem Gedanken, — hatten den Charakter von Irenens Schönheit, ohne diese zu zerstören, verändert. Ihre Wange, nicht mehr jeden Augenblick sich verfärbend, behielt für immer eine zarte, sinnige Bläße — ihre Gestalt, mehr zu den Verhältnissen römischer Schönheit ausgerundet, hatte eine würdige ernste Haltung bekommen. Nicht mehr schweifte das rastlose Auge umher, einen Gegenstand seiner Sehnsucht aufsuchend; nicht mehr verzog sich der liebliche Mund zu einem Lächeln über eine uneingestandene Hoffnung, über eine halb bewußtlose Erinnerung. Ein ernster trauriger Ausdruck gab ihrem Angesicht, (wie hold noch immer!) eine Würde über ihre Jahre — die Blüthe, die Glut, der April des Herzens war dahin. Aber weder Zeit, noch Kummer, noch geknickte Liebe hatten ihrem Antlitz die seltene engelhafte Sanftmuth geraubt, — auch nicht jene unaussprechliche, jungfräuliche Bescheidenheit der Form und des Ausdrucks, welche, im Gegensatz zu den kühneren Schönheiten Italiens, mehr als irgend sonst etwas für Adrian den Traum und Abgott seines Herzens über alle andre Weiber erhoben hatte. Und als er jetzt seine Blicke an diesen dunkeln, tiefen Augen labte, welche von Gedanken zeugten, die fern weg und mit der Vergangenheit beschäftigt waren, da empfand Adrian von neuem, daß sie ihn nicht vergessen hatte. Indem er sich in ihre Nähe machte, aber die Menge, Einen um den Andern, sich an ihm vorbei drängen ließ, bemerkte er nicht, daß er das Adlerauge des Senators auf sich gezogen.

Wirklich flüsterte eine Maske, an Rienzi vorübergehend: „Hütet Euch! Ein Colonna ist unter den Masken! unter dem Domino des nächtlichen Schwärmers lauschte oft der Dolch des Meuchelmörders hervor. Dort steht Euer Feind — habt Acht auf ihn!“

Diese Worte waren die erste scharfe und tief einschneidende Mahnung an die Gefahren, in welche er sich gestürzt, die dem Senator-Tribun seit seiner Rückkehr zugekommen war. Er wechselte leicht die Farbe und für einige Minuten machte das höfliche Lächeln und die artige Bewillkommnung, womit er bisher alle Gäste entzückt hatte, einer trübsinnigen Zerstreutheit Platz.

„Was steht denn jener seltsame Mann so stumm und regungslos da?" flüsterte er Nina zu. „Er spricht mit Niemand — er nähert sich uns nicht — ein ungezogener Grobian — man muß ein Auge auf ihn haben."

„Ohne Zweifel ein germanischer oder englischer Barbar," antwortete Nina. „Laßt, mein Gemahl, eine so leichte Wolke nicht Eure Heiterkeit trüben!"

„Du hast Recht, Liebe — wir haben ja Freunde hier — wir sind wohlgeschützt. Und bei meines Vaters Asche — ich fühle, daß ich mich an Gefahr gewöhnen muß. Nina, laß uns weiter gehen; mich dünkt, jetzt können wir uns, selbst maskirt, unter die Masken mischen."

Die Musik spielte lustig und laut, als der Senator und seine Familie sich in das Maskengewühl mischten. Aber sein Auge war noch immer auf den grauen Domino Adrians gerichtet und er bemerkte, daß derselbe ihm auf dem Fuße nachgehe. Als er sich dem Privateingang des Kapitols näherte, verlor er für einige Augenblicke seinen unwillkommnen Verfolger aus dem Gesicht; aber eben als er hineintrat bemerkte Rienzi, plötzlich sich umkehrend, denselben dicht an seiner Seite — im nächsten Augenblick war der Fremde unter der Menge verschwunden. Aber dieser Augenblick hatte für Adrian genügt — er [illegible]tte Irene erreicht. „Adrian Colonna," flüsterte er ihr zu, „wartet Deiner neben dem Löwen!"

In der Zerstreuung seiner eignen Gedanken beachtete Rienzi zum Glück die plötzliche Bläße und Bewegung seiner Schwester nicht. In seinen Palast getreten, forderte er Wein — der Trank stärkte seine Lebensgeister wieder — er horchte lächelnd den launesprühenden Bemerkungen Nina's und sagte, seine Verkleidung und Maske anlegend, mit seiner

gewöhnlichen Munterkeit: „Nun was die Wahrheit betrifft — sonderbar daß bei Festlichkeiten sie nur hinter der Larve reden soll! Meine holde Schwester, Du hast Dein altes Lächeln verloren und ich sähe dies lieber als — ha! ist Irene verschwunden?"

„Nur, glaub' ich, um die Kleider zu wechseln, mein Cola, und sich unter die Gäste zu mischen," antwortete Nina. „Laß mein Lächeln Dich für das ihrige entschädigen."

Rienzi küßte die glänzende Stirne seiner Gattin, als sie sich zärtlich an seine Brust schmiegte. „Dein Lächeln ist das Sonnenlicht," sagte er, „aber dieß Mädchen macht mir Unruhe. Mich dünkt, jetzt wenigstens könnte sie wohl eine frohere Miene zeigen."

„Liegt denn nicht Liebe unter der Traurigkeit meiner schönen Schwester verborgen?" versetzte Nina. „Erinnerst Du Dich nicht mehr, wie sehr sie Adrian Colonna liebte?"

„Dauert diese Phantasie noch immer?" erwiederte Rienzi nachdenklich. „Gut, und sie ist eine Braut für einen Monarchen."

„Und doch wäre das eine Verbindung, welche besser als die mit einem Monarchen Deine Macht in Rom befestigen würde!"

„Ja — wenn es möglich wäre — aber dieß hochmüthige Geschlecht! — Vielleicht war eben die Maske, welche sich so hinter uns her drängte Niemand anders als ihr Geliebter. Ich will darnach sehen. Gehen wir, meine Nina. Bin ich gut vermummt?"

„Vortrefflich! und ich?"

„Die Sonne hinter einer Wolke."

„Ha, und verweilen wir nicht lang; welche Stunde der Lustbarkeit gleicht der, wo, Deine Hand in der meinigen — mein Haupt an Deiner Brust — wir den erlebten Kummer und selbst die Triumphe, die wir getheilt haben, vergessen."

Inzwischen hatte Irene, verwirrt und außer sich in verzückter Ueberraschung, schon umgekleidet und maskirt sich durch das Gewühl Bahn gemacht, zurück zu der Löwentreppe. Seit der Entfernung des Senators war dieser Platz verhält-

nißmäßig leer geworden. Musik und Tanz zogen die Masken nach einer andern Seite des großen Raumes hin. Als Irene jetzt näher kam, sah sie das Mondlicht auf das Gebilde und eine einzelne Gestalt fallen, welche sich an das Piedestal lehnte. Sie standen still, die Gestalt näherte sich ihr und wieder vernahm sie die Stimme ihres frühern Geliebten.

„Oh Irene! erkennbar für mich selbst in dieser Verhüllung," sagte Adrian und faßte ihre zitternde Hand, „erlebe ich es, noch einmal diese Gestalt zu schauen, — diese Hand zu berühren? Sahen Dich nicht diese Augen leblos in jener fürchterlichen Todtengruft, an welche nur zu denken ich schaudere? Durch welches Wunder wurdest Du wieder erweckt? Durch welche Mittel erhielt der Himmel dieser Erde ein Wesen, das er schon unter seine Engel schien aufgenommen zu haben?"

„Glaubtest Du das wirklich?" sagte Irene stammelnd, aber mit einem beredten Ausdruck der Freude. „Also verließest Du mich nicht absichtlich? Wie ungerecht war ich, Deiner edlen Natur die Schwäche zuzutrauen, daß Dich meines Bruders Fall, meine niedrige Herkunft, Dein glänzendes Loos bewogen hätten, Irenen zu entsagen!"

„Gewiß sehr ungerecht!" versetzte der Liebende. „Aber wahrlich, ich sah Dich unter den Todten! Dein Mantel mit den silbernen Sternen — wer sonst trug die Abzeichen des römischen Tribuns?"

„Also nur der Mantel war es, der auf der Straße mir entfallen, und wahrscheinlich von einem unglücklicheren Opfer aufgenommen worden war — dieser Anblick allein machte Dich so bald verzweifeln? Ach, Adrian," fuhr Irene zärtlich aber im Tone des Vorwurfs fort; „nicht einmal als ich Dich selbst dem Anschein nach leblos auf dem Lager sah, wo ich drei Tage und drei Nächte bei Dir gewacht hatte, nicht einmal da gab ich die Hoffnung auf!"

„Was! so täuschte mich also die Erscheinung nicht! Du warst es, die an meinem Bett in jener finstern Stunde wachte, deren Liebe mich schirmte, deren Sorge mich rettete! Und ich Elender, der ich war? —"

„Nein," antwortete Irene, „Dein Gedanke war ganz natürlich, der Himmel schien mich, während ich Dir unentbehrlich war, mit übermenschlicher Kraft auszurüsten. Aber denke Dir meinen Schrecken. Ich verließ Dich, um den guten Mönch aufzusuchen, der Dich als Arzt besorgte; ich kam zurück und fand Dich nicht. Krank am Herzen und angstvoll durchforschte ich vergebens die öde Stadt. So stark ich gewesen, als die Hoffnung mich aufrecht erhielt, erlag ich doch unter der Furcht. Mein Bruder fand mich besinnungslos auf der Erde ausgestreckt bei der Kirche St. Marko."

„Bei der Kirche St. Marko! so hatte es sein Traum ihm angezeigt!"

„Er sagte mir, daß er Dich getroffen; wir suchten Dich vergebens; endlich hörten wir, Du habest die Stadt verlassen und — und — ich freute mich, Adrian, aber das Herz blutete mir auch."

Einige Minuten überließen sich die jungen Liebenden dem Entzücken der Wiedervereinigung, während neue Mittheilungen neue Ausbrüche der Wonne hervorriefen.

„Und jetzt," flüsterte Irene, „jetzt da wir uns wieder gefunden —" sie hielt inne und die Maske verdeckte ihr Erröthen.

„Jetzt da wir uns wiedergefunden," sagte Adrian, ihre stockende Rede ergänzend, „wolltest Du sagen, dürfen wir uns nicht mehr trennen. Glaube mir, Theuerste, das ist die Hoffnung, welche mein Herz beseelt. Nur um diese kurzen Augenblicke bei Dir zu genießen, schob ich meine Abreise nach Palestrina auf. Könnte ich nur hoffen, meinen jungen Vetter mit Deinem Bruder auszusöhnen: keine Schranke würde unsrer Verbindung im Wege stehen. Gern vergesse ich das Vergangne — den Tod meiner unglücklichen Vetter — Opfer, in Wahrheit ihrer eignen Fehler —; und vielleicht unter all der Menge, welche die Rückkehr Cola di Rienzi's begrüßte, weiß Keiner seine großen und erhabnen Eigenschaften mehr zu schätzen, als Adrian Colonna es thut."

„Wenn dieß so ist," sagte Irene, „so laß mich das Beste hoffen; inzwischen ist es Trost und Glück genug für uns, zu wissen, daß wir einander noch wie sonst lieben. Ach, Adrian,

ich bin traurig verändert; und oft erschien es mir als ein allzu kühner Traum, daß Du mich, wenn Du mich wieder sähest, noch lieben würdest."

„Schöner bist Du und holdseliger als je," antwortete Adrian leidenschaftlich, „und die Zeit, welche Deine Blüthe zur Reife brachte, hat mich nur inniger Deinen Werth fühlen gelehrt. Lebe wohl Irene! ich zögere nicht länger hier; Du wirst, hoffe ich, bald vom glücklichen Erfolg meiner Unterhandlungen mit meinem Hause hören, und eh eine Woche vorüber ist, kehre ich vielleicht zurück, öffentlich um Deine Hand zu werben."

Die Liebenden trennten sich; Adrian blieb noch stehen und Irene eilte weg; ihre Bewegung und ihre Wonne in der Stille ihrer Kammer zu begraben.

Als ihre Gestalt verschwand und der junge Colonna langsam sich umwandte, trat eine große Maske plötzlich auf ihn zu.

„Du bist ein Colonna," sagte sie, „und in der Gewalt des Senators. Zitterst Du?"

„Wenn ich ein Colonna bin, kecke Maske," antwortete Adrian kalt, „so solltest Du wissen, daß ein Colonna nie zittert."

Der Unbekannte lachte laut, lüftete dann seine Maske und Adrian sah den Senator vor sich stehen.

„Mein Herr Adrian di Castello," sagte Rienzi, wieder all seinen Ernst annehmend, „habt Ihr als Freund oder als Feind heute Nacht unser Fest beehrt?"

„Senator von Rom," antwortete Adrian mit gleicher abgemeßner Förmlichkeit, „ich mache von Niemands Gastlichkeit Gebrauch außer als Freund. Als Feind, wenigstens als Euer Feind, werde ich hoffentlich mit Recht nie betrachtet werden."

„Ich wollte," versetzte Rienzi, „ich könnte diese höchst schmeichelhaften Worte ganz ohne Rückhalt zu meinen Gunsten deuten. Gelten diese freundschaftlichen Gefühle mir, als dem Beherrscher des römischen Volks, oder als dem Bruder des Weibes, das auf Eure Gelübde gehorcht hat?"

Adrian, der nach dem Vorgang des Senators ebenfalls seine Maske abgenommen hatte, fühlte bei diesen Worten sein Auge vor dem Rienzi's sich niedersenken. Aber mit der gewohnten Geistesgegenwart eines Italieners sammelte er sich gleich wieder und versetzte lakonisch:

„In beiden Eigenschaften."

„In beiden!" wiederholte Rienzi, „dann, edler Adrian, seyd Ihr in Wahrheit hier willkommen. Aber doch dünkt mich, wenn Ihr einsaht, daß kein Grund zur Feindschaft zwischen uns obwaltete, hättet Ihr der Schwester Cola di Rienzi's Eure Huldigung auf eine Weise darbringen können, die würdiger gewesen wäre Eurer Geburt, und erlaubt mir beizusetzen, der Stellung, welche Gott, Schicksal und mein Vaterland mir angewiesen haben. Ihr dürft, junger Colonna, nicht an Entwürdigung denken bei der Schwester des Senators von Rom. So hochgeboren Ihr seyd — sie ist Eure Ebenbürtige."

„Wäre ich der Kaiser selbst, dessen bloßer Ritter ich nur bin, Eure Schwester wäre meine Ebenbürtige," versetzte Adrian mit Wärme. „Rienzi, es thut mir leid, daß ich schon jetzt mich Euch mitgetheilt habe. Ich hatte gehofft, als Vermittler zwischen Euch und den Baronen würde ich mir erst Euer Vertrauen erwerben und könnte dann meinen Lohn ansprechen. Wißt, daß ich morgen mit Tagesanbruch nach Palestrina abreise, und versuchen will, meinen jungen Vetter mit der Wahl des Volks und Pabstes auszusöhnen. Verschiedene Gründe, welche ich Euch nicht näher zu bezeichnen brauche, hätten es mir nicht wünschenswerth gemacht, dieses Amt eines Friedensherolds ohne vorhergehende Besprechung mit Euch zu übernehmen. Aber da wir uns einmal getroffen haben, so vertraut mir einige Bedingungen der Aussöhnung und ich verbürge Euch mit dem Handschlag, nicht eines römischen Edelmanns — ach, die prisca fides ist von diesem Pfand der Treue gewichen! — nein, eines Ritters des kaiserlichen Hofes, daß ich Euer Vertrauen nicht verrathen werde."

Rienzi, gewohnt im Angesicht des Menschen zu lesen,

hatte während Adrian sprach, sein Auge fest auf ihn geheftet; als der Colonna schloß, drückte er die dargebotene Hand und sagte mit der vertraulichen und gewinnenden Anmuth, welche zu Zeiten seinem Wesen so eigen war: „Ich vertraue Euch, Adrian, von Grund meiner Seele. Ihr waret schon frühe mein Freund, in ruhigeren, vielleicht glücklicheren Jahren. Und nie warf ein Fluß das Bild der Sterne heller zurück, als Euer Herz damals die Wahrheit abspiegelte. Ich vertraue Euch!“

Während dieser Worte hatte er unbewußt den Colonna zu der Statue des Löwen zurückgeführt; hier blieb er stehen und begann von neuem: „Wißt, daß ich diesen Morgen meinen Botschafter zu Eurem Vetter Stephanello abgeschickt habe. Mit aller geziemenden Artigkeit hab' ich ihn von meiner Rückkehr nach Rom in Kenntniß gesetzt und seine geehrte Person wieder hieher eingeladen. Alle alten Fehden und meine eigene frühere Verbannung vergessend, habe ich ihm hier die dem Haupt der Colonna gebührende Stellung und Würde zugesichert. Alles was ich dagegen verlange, ist: Gehorsam gegen das Gesetz. Jahre und Widerwärtigkeiten haben meinen jüngeren Stolz niedergebeugt, und obgleich ich die Strenge des Richters beibehalten werde, soll sich doch hinfort Niemand mehr über den Uebermuth des Tribuns zu beklagen haben.“

„Ich wollte,“ versetzte Adrian, „Eure Botschaft an Stephanello wäre einen Tag aufgeschoben worden; ich würde ihren Inhalt gut bestellt haben. Wie dem sey, Ihr verstärkt nur meinen Wunsch abzureisen; sollte ich glücklich eine ehrenhafte und friedliche Ausgleichung zu Stande bringen, so werde ich nicht mehr verkleidet um Deine Schwester werben.“

„Und nie,“ versetzte Rienzi stolz, „führte ein Colonna in sein Haus eine Jungfrau, deren Besitz dem Ehrgeiz mehr schmeicheln durfte. Noch sehe ich, wie ich immer that, in meinen Entwürfen und meinen Schicksalen die Gewährleistung des neuen römischen Reichs!“

„Sey dennoch nicht zu zuversichtlich in Deinen Hoffnungen, tapferer Rienzi,“ versetzte Adrian, „bedenke, auf wie

viele Entwürfe brütende Häupter dies stumme, steinerne Bild von seinem Fußgestell herabgeschaut hat — auf Entwürfe von Sand, auf Planmacher von Staub. Du hast vor der Hand für all Deine Thatkraft eine genügende Aufgabe darin, nicht Deine Macht zu erweitern, sondern Dich selbst zu behaupten. Denn, glaube mir, nie stand menschliche Größe an einem so wilden und dunkeln Abgrund!"

„Du meinst es redlich," sagte der Senator, „und dies sind die ersten Worte des Zweifels und zugleich der Theilnahme, die ich in Rom hörte. Aber das Volk liebt mich, die Barone sind aus Rom geflohen, der Pabst gibt seine Zustimmung und die Schwerter der Nordmänner bewachen die Zugänge des Capitols. Aber all dies ist nichts, meine eigene Redlichkeit gilt mir für Speer und Schild. O, nie," fuhr Rienzi fort, aufflammend in Enthusiasmus, „nie seit den Tagen der alten Republik träumte ein Römer von einem reineren und glänzenderen Streben, als das, welches mich jetzt beseelt und aufrecht erhält. Der Friede ist hergestellt — das Gesetz gegründet; Kunst, Wissenschaft, Aufklärung dämmern nach der langen Nacht; die Patricier, nicht mehr räuberische Banditen, sondern Hüter der Ordnung; das Volk, vom Pöbel emporgehoben, tapfer sich selbst zu schirmen, aufgeklärt, um den rechten Weg zu finden. Nicht durch die Gewalt der Waffen, nein durch die Herrlichkeit ihrer geistigen Uebermacht soll die Mutter der Nationen sich den Gehorsam ihrer Kinder sichern. Mit solchen Träumen und solchen Hoffnungen sollte ich zittern oder verzagen? Nein, Adrian Colonna, komme Gutes oder Böses, ich halte Stand ohne Scheu und ohne Wanken bei den Wechselfällen meines Geschicks!"

So sehr erhob das Wesen und der Ton des Senators seine Sprache, daß auch der nüchterne Sinn Adrians überwältigt und hingerissen ward. Er küßte die Hand Rienzi's, die er festhielt, und sagte mit Ernst: „Ein Geschick, das zu theilen ich mir zum Stolz rechnen will — eine Laufbahn, welche zu ebnen mein Ruhm seyn soll. Wenn ich in meiner jetzigen Sendung glücklich bin —"

„Seyd Ihr mein Bruder!“ sagte Rienzi.

„Und wenn es fehlschlägt?“

„Dürft Ihr dennoch diese Verbindung verlangen. Ihr stockt — Ihr wechselt die Farbe.“

„Kann ich mein Haus verlassen?“

„Junger Mann,“ sagte Rienzi, „sagt vielmehr, ob Ihr Euer Vaterland verlassen dürft? Wenn Ihr an meiner Redlichkeit zweifelt, wenn Ihr meinen Ehrgeiz fürchtet, so entsagt Eurem Vorhaben und laßt mir alle meine Feinde. Aber wenn Ihr glaubt, daß ich den Willen und die Macht habe, dem Staat zu dienen — wenn Ihr, selbst in den Unfällen und Drangsalen, die ich erfahren und überwunden habe, die schützende Hand des Heilands der Nationen erkennt; wenn diese Unfälle nur Gnadenbeweise von Ihm waren, der da züchtigt — nothwendig vielleicht, um meine frühere Keckheit zurechtzuweisen und um meine Einsicht zu schärfen — wenn Du, mit Einem Wort, mich für einen Mann hältst, den, was auch seine Fehler seyn mögen, Gott um Roms willen beim Leben erhalten hat: so vergiß, daß Du ein Colonna, erinnere Dich nur, daß Du ein Römer bist!“

„Du hast mich überwunden — sonderbarer, gebieterischer Geist,“ sagte Adrian mit leisem Tone, ganz und gar von Rienzi hingerissen. „Und was auch die Handlungsweise meiner Verwandten seyn mag — ich bin Dein und Roms Freund. Lebe wohl!“

Drittes Kapitel.

Adrians Abenteuer in Palestrina.

Es war schon Mittag, als Adrian die hohen Berge vor sich sah, welche Palestrina, das Präneste der alten Welt, schirmen. Bis zu der Periode von Romulus zurück, in die frühesten Zeiten jener geheimnißvollen Civilisation, welche in Italien der Geburt Roms voranging, konnte man die Spuren vom Daseyn und der Macht jener Felsenstadt verfolgen.

Acht abhängige Städte bezeugten ihre Gewalt und ihren Reichthum; ihre Lage und die Stärke der gewaltigen Mauern, in deren Ruinen man noch die Bauart der fernen Pelasger entdeckt, hatten lange dem Ehrgeiz des nahen Roms getrotzt. Von eben dieser Citadelle, der Mauerkrone des Bergs, * hatte die Fahne des Marius geweht, und die Straße entlang, welche Adrians müde Truppe langsam hinanritt, hatte der Marsch des mörderischen Sulla wiedergehallt bei seiner Rückkehr vom mithridatischen Krieg. Unten, wo die Stadt sich gegen die Ebene ausbreitet, sah man noch die zertrümmerten unbedachten Säulen des einst berühmten Tempels der Fortuna — und noch drängten sich die undenklich alten Olivenbäume grau und traurig um die Ruinen her.

Einen furchtbareren Platz hätten die Barone von Rom nicht ausersehen können, und als Adrians militärischer Blick den steilen Weg und die rohen Mauern maß, sah er wohl ein, daß man hier mit mittelmäßiger Geschicklichkeit Monate lang der ganzen Macht des römischen Senators trotzen könne. Unten in dem fruchtbaren Thal bezeugten niedergerissene Häuser und zertretene Ernten die Gewaltthätigkeit und Raubsucht der aufrührerischen Barone, und eben im jetzigen Augenblick sah man in der alten Ebene des kriegerischen Hernici Truppen von Bewaffneten, welche Heerden von Rindvieh und Schafen, auf ihren zügellosen Streifereien erbeutet, vor sich her trieben. Beim Anblick dieses Präneste, welches der Lieblingsaufenthalt der üppigen Vornehmen Roms in den Tagen seiner höchsten Verfeinerung gewesen, glaubte man das eiserne Zeitalter erneuert.

Das Banner der Colonna, das Adrians Truppe führte, erhielt bei der Porta del Sole leicht Einlaß. Wie er durch die unregelmäßigen, engen Straßen zog, welche zur Citadelle führten, standen Gruppen fremder Söldlinge — halb zerlumpte, halb mit Flittern geputzte Schwärme liederlicher Weiber, da und dort vermengt mit den Livereen der Colonna,

* Daher, so scheint es, der griechische Name: Stephane. Palestrina ist jetzt noch einer der vielen in der Umgegend Roms sich darbietenden Beweise von der alten griechischen Civilisation Italiens.

müßig und faul umher unter den Ruinen von alten Tempeln und Palästen, oder wärmten sich schläfrig in der Sonne, auf Terrassen, durch welche unter Gesträuch und Gras hervor die unverwüstlichen Farben reicher Mosaike hervorschimmerten, welche den Stolz jenes fein gebildeten und kunstliebenden Adels ausgemacht hatten, deren Erben jetzt solche wilde Freibeuter waren.

Der Contrast von Vergangenheit und Gegenwart drängte sich Adrian, als er seinen Weg verfolgte, sehr fühlbar auf; und seinem Stand zum Trotz war ihm, als ob die Gesittung selbst gegen sein Haus auf die Seite Rienzi's getreten wäre.

Im Hof der Citadelle ließ Adrian sein Gefolge warten und verlangte zu seinem Vetter geführt zu werden. Er hatte bei seiner Abreise von Rom Stephanello als Kind verlassen, und deßhalb konnte, trotz ihrer Verwandtschaft, nur eine geringe und kühle Bekanntschaft zwischen ihnen vorausgesetzt werden.

Schallendes Gelächter traf sein Ohr, als er einem Dienstmann Stephanello's durch einen gewundenen Gang folgte, der zum Hauptzimmer führte. Die Thüre ward aufgestoßen und Adrian befand sich in einem ziemlich rohen Saal, dem man in der Eile einen Anstrich von Pracht und Bequemlichkeit zu geben versucht hatte.

Kostbare Tapeten überkleideten unvollkommen die steinernen Wände, und die reichen Sitze und verzierten Tische, welche die wachsende Civilisation in den nördlichen Städten Italiens schon in den Palästen der italienischen Edeln eingeführt hatte, stachen sonderbar ab gegen den rohen Fußboden, der mit Haufen nachläßig umhergestreuter Waffenstücke bedeckt war. Ganz am Ende des Gemaches entdeckte Adrian mit Schaudern die in guter Ordnung gehaltenen Folterwerkzeuge.

Stephanello Colonna hatte mit zwei andern Baronen sich träg und bequem auf Sitzen niedergelassen um einen Tisch herum, in einer Fenstervertiefung, von wo aus man noch eben so die herrliche Landschaft, in der weitesten Ferne die dämmernden Giebel Roms, übersehen konnte, wie einst

Pyrrhus und Hannibal, welche eben zu diesem Behuf sich auf diese Feste begeben hatten.

Stephanello selbst, in der ersten Blüthe der Jugend stehend, trug doch schon in seinem unbärtigen Angesicht die Spuren, welche sonst die Folgen der Leidenschaften und Laster des gereiften Mannesalters zu seyn pflegen. Seine Züge hatten den Schnitt des alten Stephano; in ihrem klaren, scharfen, stolzen Umriß war das regelmäßige und anmuthige Ebenmaaß zu erkennen, welches bei Menschen wie bei Thieren das Blut oft durch mehrere Generationen hindurch fortpflanzt; aber die Züge selbst waren zerrissen und mager. Seine Stirne war beständig in Runzeln gezogen; seine dünnen, blutlosen Lippen hatten den Ausdruck jener übermüthigen Verachtung, der in früher Jugend sich ganz besonders kalt und unliebenswürdig ausnimmt; und die tiefen, gelben Höhlungen um die Augen verriethen ein ausschweifendes Leben und frühe Erschöpfung. Neben ihm saßen die Erbfeinde seines Geschlechts — ausgesöhnt durch Haß gegen einen Dritten; die sanften aber lauernden und verschmitzten Züge des Luca di Savelli bildeten einen Gegensatz zu der breiten Gestalt und der trotzigen Miene des Fürsten Orsini.

Das junge Haupt der Colonna erhob sich mit einer Herzlichkeit, um seinen Vetter zu empfangen. „Willkommen," sagte er, „theurer Adrian; Ihr kommt zur rechten Zeit, uns mit Eurer wohlbekannten, militärischen Geschicklichkeit beizustehen. Meint Ihr nicht, wir werden eine lange Belagerung aushalten, wenn der übermüthige Plebejer sich dergleichen einfallen läßt? Ihr kennt unsere Freunde Orsini und Savelli? Dank St. Peter, oder St. Peters Stellvertreter, wir haben jetzt glücklicherweise schlechtere Gurgeln zum Abschneiden als unsere beiderseitigen."

Mit diesen Worten warf sich Stephanello wieder nachlässig auf seinen Sitz und die schrillende Weiberstimme des Savelli mischte sich in das Gespräch.

„Ich wollte, edler Signor, Ihr wäret ein paar Stunden früher gekommen — wir belustigen uns noch an der Erinnerung — he, he, he!"

„Ha, ein prächtiger Spaß," rief Stephanello, in das Gelächter einstimmend, „unser Vetter hat viel verloren. Wißt Adrian, dieser gemeine Bursche, welchen der Pabst die Unverschämtheit hatte zum Senator zu ernennen, erfrechte sich erst gestern, uns einen Bedienten zu schicken, den er, bei der heil. Jungfrau, seinen Gesandten betitelte!"

„Hättet Ihr nur auch seinen Mantel gesehen, Signor Adrian," stimmte der Savelli ein, „Purpursammt, so wahr ich lebe, mit Gold gestickt und das Wappen Roms darauf — wir haben ihm den Staat bald verdorben."

„Was!" rief Adrian, „Ihr brachet doch nicht die Gesetze alles Adels und aller Ritterschaft; Ihr erlaubtet Euch doch keine Beleidigung gegen einen Herold?"

„Herold, sagst Du?" rief Stephanello, die Brauen zusammenziehend, daß man kaum mehr die Augen sah. „Fürsten und Baronen allein gebührt es, Herolde zu haben. Und hätte man mir meinen Willen gelassen, ich hätte dem Usurpator den Kopf des Schurken zurückgeschickt."

„Was thatet Ihr denn?" fragte Adrian kalt.

„Wir ließen durch unsere Schweinhirten den Kerl in die Gosse tauchen und gaben ihm ein Loch im Gefängniß, um sich ganz zu trocknen."

„Und diesen Morgen — he, he, he!" fuhr der Savelli fort, „hatten wir ihn vor uns und zogen ihm die Zähne aus; einen um den andern; ich wollte, Ihr hättet den Kerl um Gnade brüllen hören."

Adrian stand hastig auf und schlug mit seinem Panzerhandschuh heftig auf den Tisch. „Stephanello Colonna," sagte er, erröthend in edler Entrüstung, „antwortet mir; wagtet Ihr es mit diesem unauslöschlichen Schandflecken, den Namen, den wir beide führen, zu besudeln? Sagt mir wenigstens, daß Ihr gegen diesen schimpflichen Verrath an allen Gesetzen der Gesittung und Ehre protestirtet. Ihr antwortet nicht. Haus Colonna, kann dies dein Vertreter seyn!"

„Mir solche Worte!" sagte Stephanello, vor Wuth zitternd. „Gib' Acht! Mich dünkt, Du bist der Verräther, verbündet vielleicht mit jenem heillosen Pöbel. Wohl erin-

nere ich mich, daß Du, verlobt mit des Demagogen Schwester, in frühern Zeiten nicht meinem Großvater und Vater Dich anschloßest, sondern niederträchtigerweise die Stadt ihrem plebejischen Tyrannen überließest."

„Das that er," sagte der trotzige Orsini und trat drohend auf Adrian zu, während die glatte Memme Savelli ihn vergebens am Mantel zurückzuzerren suchte, — „das that er, und wäre nicht Deine Anwesenheit, Stephanello —"

„Memme und Prahler," unterbrach ihn Adrian, vor Zorn und Schaam ganz außer sich, und stieß seinen Handschuh dem ihm nahe tretenden Orsini ins Angesicht — „Du willst einem Mann drohen, der in allen Schranken Europa's und gegen die gewaltigsten Ritter des Nordens die Ehre Roms behauptet hat, welche indessen Deine Thaten schändeten? Hier ist mein Pfand, ich speie Dich an und trotze Dir. Mit Lanze und Schwert, zu Roß und zu Fuß behaupte ich gegen Dich und Dein ganzes Geschlecht: Du bist kein Ritter, daß Du in Deiner Feste einen friedlichen, waffenlosen Herold so mißhandelt hast. Ja gleich hier auf dem Platz Deiner Schandthat fordere ich Dich zu den Waffen heraus!"

„In dem Hof drunten! Folgt mir," sagte Orsini finster und schritt auf die Schwelle zu. „Heda! meinen Helm und Brustharnisch!"

„Bleibt, edler Orsini," sagte Stephanello, „die Dir gebotene Beleidigung ist meine Sache — mein war die That — und mir zu nahe redet dieser ausgeartete Sprößling unseres Geschlechtes. Adrian di Castello — auch Colonna genannt — gebt Euer Schwert ab. Ihr seyd mein Gefangener."

„Oh!" sagte Adrian, mit den Zähnen knirschend, „daß das Blut meiner Ahnen nicht in Deinen Adern flöße — sonst — doch genug. Mich! Euern Ebenbürtigen, den begünstigten Ritter des Kaisers, dessen Anzug jetzt die Grenzen Italiens aufhellt! mich, — waget nicht in Haft zu halten! Was Eure Freunde betrifft, so werde ich ihnen, vielleicht vor Ablauf weniger Tage noch, an einem Ort begegnen, wo Niemand unsere Schwerter trennen soll. Bis dahin, Orsini,

bedenke, daß Du gegen einen nicht ungeübten Arm Deine Ehre einzulösen hast!"

Adrian, das gezogene Schwert in der Faust, schritt auf die Thüre zu, an dem Orsini vorbei, der zögernd und unentschlossen mitten in dem Gemach stand.

Savelli flüsterte mit Stephanello. „Er sagt vor Ablauf weniger Tage! Verlaßt Euch darauf, theurer Signor, daß er sich mit Rienzi verbündet. Bedenkt, die Vermählung mit des Tribuns Schwester, welche er früher suchte, kann wieder aufgenommen werden. Hütet Euch vor ihm! Soll er die Feste verlassen dürfen? der Name eines Colonna, im Bunde mit dem Pöbel, würde unsere halbe Macht zerstreuen und lähmen."

„Seyd unbesorgt," versetzte Stephanello mit boshaftem Lächeln. „Eh' Ihr sprachet, hatte ich schon meinen Entschluß gefaßt."

Der junge Colonna lüftete die Tapete von der Wand, öffnete eine Thüre und trat in einen niedern Saal, worin zwanzig Söldlinge saßen.

„Schnell!" sagte er. „Greift und entwaffnet jenen Fremden im grünen Mantel — aber tödtet ihn nicht. Heißt die Wachen unten Kerker für sein Gefolge bereit halten. Schnell, eh' er das Thor erreicht!"

Adrian hatte die offene Halle unten gewonnen — schon sah er sein Gefolge und sein Pferd im Hof — als plötzlich die Soldaten Colonna's, durch einen andern Gang daherstürmend, ihn umringten und ihm den Rückzug abschnitten.

„Ergib Dich, Adrian di Castello," rief Stephanello von der obersten Treppe herab, „oder Dein Blut sey auf Deinem Kopf!"

Drei Schritte machte Adrian durch das Gedränge und drei Feinde fielen unter seinem Schwert. „Zu Hülfe!" schrie er seiner Truppe zu, und schon hatte diese kühne und versuchte Schaar die Halle erreicht — da ertönte laut die Allarmglocke — der Hof wimmelte von Soldaten. Von der Ueberzahl übermannt, mehr erdrückt, als überwunden, war Adrians kleine Schaar bald in sicherem Gewahrsam und die

Blume der Colonna war verwundet, athemlos, entwaffnet, aber noch immer laut Trotz und Hohn bietend, ein Gefangener in der Feste seines Vetters.

Viertes Kapitel.

Die Lage des Senators. Das Werk von Jahren. Der Lohn des Ehrgeizes.

Die Entrüstung des Tribuns, als sein Herold beschimpft und verstümmelt zurückkehrte, kann man sich leicht vorstellen. Sein von Natur schon heftiges Temperament war noch gereizter geworden durch die Erinnerung an die erduldeten Mißhandlungen und Prüfungen, und das Ergebniß, welches seine Anerbietungen zur Versöhnung an Stephanello Colonna hatten, drückte einen Stachel in seine Seele.

Binnen zehn Minuten nach der Rückkehr des Herolds läutete die Glocke des Capitols zu den Waffen. Das große Banner von Rom, wieder wie früher auf azurblauem Grund, eine von Sternen umgebene Sonne weisend, wurde auf dem höchsten Thurm entrollt; und schon am Abend nach Adrians Festnehmung befanden sich die Streitkräfte des Senators, Rienzi selbst an ihrer Spitze, auf der Straße nach Palestrina. Die Truppen der Barone hatten indeß Streifzüge bis Tivoli gemacht, wie man voraussetzte, mit Zustimmung der Bewohner und Rienzi machte an diesem schönen Orte Halt um Rekruten auszuheben, und sich der Unterwürfigkeit der Verdächtigen zu versichern, während seine Soldaten unter Arimbaldo und Brettone auszogen, die Plünderer aufzusuchen. Montreals Brüder kamen spät in der Nacht mit der Nachricht zurück, daß die Truppen der Barone sich in die sichernden Gehölze von Pantano zurückgezogen.

Die Röthe stieg auf Rienzi's Stirne. Scharf sah er Brettone an, der ihm die Kunde überbrachte und ein natürlicher Verdacht durchzuckte seine Seele.

„Was — entwischt!“ sagte er. „Ist es möglich? Genug

dieser fruchtlosen Scharmützel mit diesen adeligen Räubern. Wird je die Stunde kommen, wo ich ihnen, Stirn gegen Stirn gegenüber stehen werde? Brettone —" und Montreals Bruder fühlte das dunkle Auge Rienzi's sich bis ans Herz bringen — „seyd Ihr zuverlässige Männer? Habt Ihr kein Einverständniß mit den Baronen?"

„Wie! Was!" sagte Brettone mürrisch aber etwas verwirrt.

„Verschont mich mit Eurem Wie! und Was!" erwiederte der Tribun-Senator heftig. „Ich weiß, Du bist ein tapfrer Hauptmann von tapfern Männern. Du und Dein Bruder Arimbaldo habt mir gut gedient und ich habe Euch gut belohnt. Oder nicht? Rede!"

„Senator," antwortete Arimbaldo, das Wort ergreifend, „Ihr habt uns Euer Wort gehalten. Ihr habt uns zu der höchsten Würde, die in Eurer Macht stand, erhoben und damit uns reichlich unsere geringen Dienste vergolten."

„Es freut mich, Euch dies bekennen zu hören," sagte der Senator.

Arimbaldo fuhr etwas stolzer fort: „Ich hoffe, mein Herr, Ihr beargwohnt uns nicht!"

„Arimbaldo," erwiederte Rienzi im Tone tiefer aber halb unterdrückter Bewegung, „Ihr seyd ein in den Wissenschaften bewanderter Mann, und, wie mir schien, theiltet Ihr meine Entwürfe für die Wiedergeburt unsers gemeinschaftlichen Geschlechts. Ihr müßt mich nicht verrathen! Wir haben etwas Gleichgestimmtes in unserer Natur. Aber scheltet mich nicht, ich bin von Verrath umgeben, und sogar die Luft, die ich einathme, scheint meinen Lippen Gift."

Es lag eine Innigkeit in Rienzi's Worten, welche den weicheren Bruder Montreals rührte. Er verbeugte sich schweigend. Rienzi sah ihn nachdenklich an und seufzte. Dann änderte er den Gegenstand des Gesprächs, redete von der beabsichtigten Belagerung Palestrina's und entfernte sich bald, um sich zur Ruhe zu begeben.

Allein zurückgeblieben, sahen sich die Brüder einige Augenblicke stillschweigend an. „Brettone," sagte endlich Arim-

baldo mit leiser Stimme, „mein Herz macht mir Vorwürfe. Walters ehrsüchtige Plane gefallen mir nicht. Gegen unsre Landsleute sind wir offen und redlich — warum gegen diesen hochherzigen Römer die Verräther spielen?"

„Bscht!" sagte Brettone. „Unsers Bruders eiserne Hand allein kann dies unruhige Volk zügeln; und wird Rienzi verrathen, so werden es ja auch seine Feinde, die Barone. Nichts mehr hievon! Ich habe Zeitung von Montreal; er wird in wenigen Tagen in Rom seyn."

„Und dann —!"

„Wenn Rienzi geschwächt ist durch die Barone (denn er darf sie nicht besiegen) — die Barone geschwächt sind durch Rienzi — bemächtigen sich unsre nordischen Krieger des Capitols und die Soldaten — jetzt in Italien umher zerstreut, werden der Fahne des großen Kapitäns zuströmen. Montreal muß zuerst Podesta, dann König von Rom werden."

Arimbaldo bewegte sich unruhig auf seinem Sitz und die Brüder sprachen nicht weiter von ihren Planen.

Rienzi's Lage war von der Art, wie sie am ehesten die schönste Natur verbittern und verhärten mußte. Mit einem Geist, fähig der erhabensten Entwürfe, mit einem Herzen, das von den edelsten Regungen schlug, zu der sonnigen Höhe der Macht erhoben, und umgeben von lauter Schmeichlern, hatte er unter den Männern nicht eine einzige Brust, auf die er vertrauen konnte. Er war wie ein Mann auf einem steilen Pfade, wo der Boden weicht und jeder Busch, nach dem man greift, bei der Berührung sich zu entwurzeln scheint. Er fand das Volk beredter, als je, zu seinem Lob; aber während sie vor Entzücken jauchzten, wo er vorüberging, war nicht Einer geneigt, ein Opfer für ihn zu bringen! Die Freiheit eines Staats wird nie durch ein einzelnes Individuum sicher gestellt; wenn auch nicht das Volk — wenn auch nicht die Mehrzahl — wenigstens eine eifrige und glühende Minderzahl muß Hand in Hand mit ihm gehen. Rom verlangte Opfer von Allen, welche Roms Wiedergeburt suchten — Opfer an Zeit, Bequemlichkeit und Geld. Die Menge folgte dem Festzug des Senators, aber kein Römer

verpfändete, unbezahlt, sein Leben der Fahne; kein Pfennig ward unterzeichnet zu Vertheidigung der Freiheit. Gegen ihn standen die mächtigsten und reichsten Herrn Italiens gerüstet; jeder dieser Barone konnte auf eigne Kosten ein kleines Heer geübter Krieger unterhalten. Auf Rienzi's Seite waren Kaufleute und Handwerker, begierig die Früchte der Freiheit zu genießen, aber nicht geneigt zu Arbeit und Mühe für sie, die für leeres Geschrei des Beifalls Frieden und Reichthum forderten, und welche erwarteten: Ein Mann werde in Einem Tag ins Werk setzen, was durch die Anstrengung eines Menschenalters noch wohlfeil wäre erkauft gewesen. Ihr ganzer grober und dunkler Begriff von einer Staatsreform bestand in dem Verlangen, von den Baronen nicht erwürgt, von ihren Regenten nicht besteuert zu werden. Rom, sage ich, gab seinem Senator unbezahlt nicht Einen Arm, nicht freiwillig Einen Goldgulden. Wohl kennend die Gefahr, worin der Herrscher schwebt, welcher seinen Staat durch fremde Schwerter schützt, hegte Rienzi keinen brünstigeren Wunsch, keinen lebhafteren Traum als den: aus den Römern, im ersten Freudentaumel über seine Rückkehr, eine freiwillige, wohlorganisirte Streitmacht ins Leben zu rufen, die zugleich ihn und die Stadt schirmen sollte; — nicht wie früher, während seiner ersten Staatsverwaltung, eine dem Namen nach in zwanzigtausend Mann bestehende Heeresmacht, die zu jeder Stunde auf hundert und fünfzig schmelzen konnte (wie sie wirklich schmolz); sondern eine regelmäßige, wohldisciplinirte und zuverlässige Truppe, zahlreich genug, um Angriffen zu widerstehen, nicht so zahlreich, um selbst solche zu wagen.

Bisher hatten alle seine Privatbestrebungen, seine öffentlichen Ermahnungen fehlgeschlagen; — die Menge horchte zu — jauchzte Beifall — sah ihn die Stadt verlassen, um ihren Tyrannen entgegen zu ziehen, und kehrte Jeder in seine Werkstätte und Laden zurück mit dem Ausrufe: „Welch ein großer Mann!" Der Charakter Rienzi's hat zu Beurtheilern hauptsächlich Stubenmänner bekommen, welche über menschliche Dinge wie über Dampfmaschinen speculiren —

welche große Menschen nicht nach ihren Verdiensten, sondern nach ihren Erfolgen bemessen, und die den Tribun da tadelten oder verhöhnten, wo sie hätten das Volk verdammen sollen! Hätte nur die Hälfte von dem Geist, der in jeder Ader Cola di Rienzi's lebte, sich in Rom gefunden — die erlauchte Republik, wo nicht das majestätische Reich Roms könnte noch bis auf den heutigen Tag bestehen! Die Blicke vom Volk wegwendend sah der Senator seine rohen und wilden Truppen an die Zügellosigkeit des Feldlagers eines Tyrannen gewöhnt, und unter Anführern, welchen vollständig zu vertrauen verderblich — und eben so verderblich war, offnes Mißtrauen zu zeigen. Auf allen Seiten von Gefahren eingeschlossen, wurde sein Charakter mit jedem Tag unruhiger, wachsamer und finsterer; und bei allen Bestrebungen des Patrioten empfand er jeden Fluch des Tyrannen. Ohne die rauhe, verhärtende Laufbahn, die durch ein kriegerisches Leben Cromwell zu einer ähnlichen Macht emporgehoben, mit mehr Anmuth und geistiger Sanftmuth in seinem Gemüth, glich er doch in manchen Charakterzügen diesem noch größern Manne: in seinem religiösen Enthusiasmus, in seiner strengen, durch die Umstände oft zur Härte getriebenen, aber nie grausamen oder blutdürstigen Gerechtigkeitsliebe — in seinem ausnehmenden Nationalstolz — in seiner geheimnißvollen Herrschaft über die Gemüther der Menschen. Aber er glich dem riesenhaften Engländer weit mehr in der äußern Lage der Umstände, als dem ursprünglichen Charakter nach, und die Umstände brachten ihre Charaktere gegen den Schluß der Laufbahn beider einander nahe. Wie Cromwell von geheimen oder offenen Feinden umringt, sah er den Dolch des Meuchlers immer vor seinem Auge blinken. Und sein starkmüthiges Herz, trotzend den wirklichen Gefahren, zitterte vor eingebildeten. Plötzlicher Wechsel der Farbe, von Röthe und Bläße — ein unstetes Auge, das die ruhige Majestät der Miene Lügen strafte — der vor sich hinmurmelnde Mund — der unterbrochene Schlummer — der Harnisch unter den Kleidern — das waren für Beide die Früchte der Macht!

Die Schnellkraft der Jugend hatte den Tribun verlassen. Sein Körper, der so vielen Stürmen getrotzt, hatte im Kerker von Avignon eine quälende Krankheit sich zugezogen — seine hohe Seele hielt ihn noch aufrecht, aber seine Nerven unterlagen. Thränen traten ihm leicht ins Auge, und oft glaubte man von ihm, wie von Cromwell, er weine aus Heuchelei, wenn es in der That der Krampf der überwältigenden, krankhaften Aufregung war. In seinem ganzen früheren Leben ausnehmend mäßig, flüchtete er jetzt vor seinen nagenden Gedanken zu dem trügerischen Aufreizungsmittel des Weins. Er trank stark, obwohl sich die Wirkungen davon in nichts sichtbar machten, als in einer freieren und heftigeren Stimmung, und in der Hingabe an jene geistreiche, halb lustige, halb bittere Laune, wodurch er sich in seinen jüngern Tagen ausgezeichnet. Jetzt hatte die Lustigkeit mehr Lärmen, aber auch die Bitterkeit mehr Galle.

Dies war der Charakter Rienzi's nach seiner Wiedererlangung der Macht — und so trat er mit jedem Tag deutlicher hervor. Nina liebte er noch mit unveränderter Zärtlichkeit, und sie betete ihn, wo möglich mit heißerer Inbrunst als je, an; aber, nun einmal der Duft und die Frische des triumphirenden Ehrgeizes dahin war, hatte ihr Zusammenseyn, was auch der Grund seyn mochte, nicht mehr den alten Zauber. Früher hatten sie immer von der Zukunft gesprochen — von den glänzenden Tagen, die ihrer warteten. Jetzt kehrte sich Rienzi mit scharfem und quälendem Mißbehagen ab von allen Gedanken an das „heitre Morgen!" Für ihn gab es kein „heitres Morgen" mehr! So dunkel und dornigt für ihn die gegenwärtige Stunde war — doch erschienen ihm alle kommenden noch trübseliger und unheilvoller. Doch hatte er noch manche kurze aber glänzende Augenblicke — wenn er, vergessend das eiserne Geschlecht, in das er hineingeworfen war, sich in die Träume des Gelehrten von der angebeteten Vergangenheit versenkte und halb sich vormalte, daß er einem Volke angehöre, werth seines Geistes und seiner treuen Anhänglichkeit. Wie die meisten Menschen, welche großen Gefahren glücklich entgan-

gen sind, hegte er fort und fort mit steigender Zuversicht die abergläubische Meinung von der Größe seines Geschickes. Er konnte sich nicht einbilden, er sey auf so wunderbare Weise befreit worden — und ohne eine höhere Bestimmung! Er war der Auserkorne und deswegen das Werkzeug des Himmels. Und so war die Bibel, welche in seiner Einsamkeit, auf seinen Wanderungen, im Kerker sein Trost und seine Hülfe gewesen, ihm mehr als je noch in seiner Größe ein Bedürfniß.

Eine weitere Quelle der Sorge und des Verdrusses für einen Mann, der unter solchen beunruhigenden Umständen im Staate so ganz besonders der Unterstützung und Theilnahme vertrauter Freunde benöthigt war, entsprang für ihn aus der Entdeckung, daß hinsichtlich seiner alten Beistände und Genossen die gewöhnliche schlimme Folge der Abwesenheit eingetreten war. Einige waren todt; Andere, überdrüssig der Stürme des öffentlichen Lebens, und in ihrer Hitze abgekühlt durch die brausenden Umwälzungen, welche Rom bei jeder Anstrengung für Verbesserung des Zustands erlitten, hatten sich zurückgezogen — ein Theil ganz fort aus der Stadt, ein Theil wenigstens von jeder Einmischung in die politischen Angelegenheiten. In seinen Sälen sah sich der Tribun-Senator von fremden Gesichtern, von einer neuen Generation umringt. Von den Häuptern der Volkspartei waren die Meisten von einer heftigen Abneigung gegen die päbstliche Herrschaft beseelt, und betrachteten mit Argwohn und Widerwillen einen Mann, der, wenn er auch zu Gunsten des Volks regierte, doch vom Pabst betraut und geehrt war. Rienzi war nicht der Mann, der alte Freunde, waren sie auch noch so niedrig, vergaß, und schon hatte er Zeit gefunden, eine Besprechung mit Cecco del Vecchio zu suchen. Aber dieser entschlossene Republikaner hatte ihn kalt empfangen. Seine fremden Soldaten und sein Senatorstitel — das waren Dinge, die der Handwerker nicht verdauen konnte. Mit seiner gewöhnlichen Derbheit hatte er dies gegen Rienzi ausgesprochen. „Was das letzte betrifft," antwortete der Tribun leutselig, „Namen ändern das Wesen der Dinge

nicht. Wenn ich vergesse, daß, der Stellvertreter des Pabsts seyn, so viel heißt, als der Hüter seiner Heerde seyn — so gebt mich auf. Was das erste betrifft — zeigt mir nur fünfhundert Römer, welche schwören, Tag und Nacht gewaffnet zu Roms Vertheidigung bereit zu stehen, so entlasse ich die Nordländer."

Cecco del Vecchio ließ sich nicht besänftigen; ehrlich aber ungebildet — nicht zu lenken und zu behandeln und von Natur ein Mißvergnügter, glaubte er zu fühlen, daß er dem Senator nicht mehr unentbehrlich sey, und das beleidigte seinen Stolz. So seltsam es erscheinen mag — der trotzige Handwerker hegte auch gegen Rienzi einen geheimen Groll, darum, daß er am Tage seines Triumphzugs ihn nicht unter den Tausenden heraus erblickt und ausgezeichnet. Das sind oft die kleinen Fehler, welche den Großen schwere Gefahren bereiten!

Die Handwerker hielten noch ihre Zusammenkünfte, und Cecco del Vecchio's Stimme ließ sich laut in grollenden Weissagungen vernehmen. Aber was Rienzi mehr als die Entfremdung der Uebrigen verwundete, das war das seltsam veränderte Benehmen seines alten Freunds und Vertrauten, des Pandulpho di Guido. Da er diesen beliebten Bürger unter denjenigen, welche täglich auf dem Capitol ihre Huldigung darbrachten, vermißte, hatte er ihn zu sich rufen lassen, und sich vergeblich bemüht, ihr altes, inniges Verhältniß wieder zu beleben. Pandulpho nahm die Miene großer Ehrerbietung an, aber all die herablassende Freundlichkeit des Senators konnte sein fremdes und zurückhaltendes Wesen nicht überwinden. In der That hatte Pandulpho gelernt, ehrgeizige Plane auf eigne Faust zu hegen; und er dachte, daß ohne Rienzi's Rückkehr er selbst jetzt mit größerer Sicherheit und in Wahrheit, gewissermaßen mit der Zustimmung der Barone, hätte der Tribun des Volks werden können. Die Leichtigkeit, sich zu und durch Volksgunst emporzuschwingen, welche ein ordnungsloser und verdorbener Staat, des Glücks einer geregelten Verfassung entbehrend, dem Ehrgeiz darbeut, nährt die Eifersucht und Nebenbuhlerschaft,

welche die Einigkeit untergraben und die Bande der Parteien auflockern.

Das war Rienzi's Lage und noch schien er, es klingt wunderbar, von der Menge angebetet zu werden; und Gesetz und Freiheit, Leben und Tod waren in seiner Hand!

Unter allen, welche seine Person bedienten, war Angelo Villani der Begünstigtste — dieser Jüngling, welcher Rienzi während seiner langen Verbannung begleitet, war ihm auf den Wunsch Nina's von Avignon her während seines Aufenthalts im Lager des Albornoz zur Seite geblieben. Sein Eifer, sein Verstand, seine offene und augenscheinliche Zuneigung verblendeten den Senator gegen die Fehler seines Charakters, und befestigten ihn mehr und mehr in Rienzi's Dankbarkeit. Ihm that das Gefühl wohl, daß Ein treues Herz in seiner Nähe schlug, und der Page, zum Rang eines Kämmerers erhoben, war immer um seine Person und schlief in seinem Vorzimmer.

Als in Tivoli der Senator an diesem Abend sich in das für ihn bereitete Gemach zurückgezogen, setzte er sich an das offene Fenster, durch welches man die dunkeln Fichten, welche die Hügel krönten, im Sternlicht schwanken sah, während die Stille der Stunde an sein Ohr das Rauschen der Wasserfälle trug, welches man deutlicher als den regelmäßigen, abgemessenen Schritt der Schildwachen unten vernahm. Rienzi stützte die Wange auf die Hand, überließ sich lange seinen düsteren Gedanken, und als er aufblickte, sah er in das helle, blaue Auge Villani's, das mit ängstlicher Theilnahme auf seinem Antlitz ruhte.

„Ist mein Gebieter unwohl?" fragte stockend der junge Kämmerer.

„Das nicht, mein Angelo; aber ein wenig herzkrank. Mich dünkt, für eine Septembernacht ist die Luft kalt!"

„Angelo," fuhr er dann fort — denn schon hatte Rienzi jene unbehagliche Neugier angenommen, welche die Zugabe einer ungewissen Macht ist — „Angelo — bring mir jenes Schreibzeug her — hast Du nichts gehört, was die Leute

von dem muthmaßlichen Erfolge unseres Zugs gegen Palestrina sagen?"

„Wünscht mein Gebieter all ihr Geschwätz zu hören, laute es angenehm oder widerwärtig?" antwortete Villani.

„Wenn mir daran läge, nur Angenehmes zu hören, Angelo, so wäre ich nie nach Rom zurückgekommen."

„Nun also, ich hörte einen Constabel von den Nordmännern bedeutungsvoll sagen, der Platz werde nicht genommen werden."

„Hm! und was sagten die Hauptleute meiner römischen Legion?"

„Mein Gebieter, ich habe flüstern hören, daß sie weniger bang haben vor einer Niederlage, als vor der Rache der Barone im Fall des Gelingens."

„Und mit solchen Werkzeugen muthet das lebende Geschlecht Europa's und die falschurtheilende Nachwelt dem Arbeiter zu, das Ideal und das Vollkommene zu Stande zu bringen! Bring mir jene Bibel!"

Angelo, das heilige Buch ehrerbietig seinem Herrn bringend, sagte: „Eben als ich meine Gesellschafter drunten verließ, ging das Gerücht, daß der Herr Adrian Colonna von seinem Vetter ins Gefängniß gesetzt worden sey."

„Ich habe es auch gehört, und glaube es ganz leicht," versetzte Rienzi. „Diese Barone würden ihre eigenen Kinder in Eisen schmieden, wenn je zu befürchten wäre, ihre Fesseln möchten aus Mangel an Beute rostig werden. Aber die Elenden sollen zerschmettert und ihre Festen sollen zertrümmert werden!"

„Ich wollte, mein Gebieter," sagte Villani, „unsere nordischen Soldaten hätten andere Hauptleute als diese Provenzalen."

„Warum?" fragte Rienzi rasch.

„Haben die Kreaturen des Hauptmanns der großen Compagnie je einem Mann Treu und Glauben gehalten, wenn die Habsucht oder der Ehrgeiz Montreals es rathsam fand ihn zu verrathen? War er nicht vor wenigen Monaten der rechte Arm des Johann di Vico, und verkaufte er dann

nicht seine Dienste dem Feind Johann di Vico's, dem Cardinal Albornoz? diese Krieger verhandeln die Menschen wie das Vieh."

„Du schilderst Montreal ganz richtig — ein gefährlicher, entsetzlicher Mann! Aber mich dünkt, seine Brüder sind von milderer und zahmerer Gemüthsart; sie erlauben sich die Verbrechen des Räuberhauptmanns nicht. Wie dem sey, Angelo, Du hast eine Saite berührt, welche heute Nacht meinen Schlummer stören wird. Guter Knabe, Deine jungen Augen bedürfen Schlummer, entferne Dich, und wenn Du die Leute Rienzi beneiden hörst, bedenke, daß —"

„Gott gibt nicht zu, daß man den Genius beneide!" unterbrach ihn Villani mit einer Heftigkeit, welche seine Ehrerbietung überwand, — „wir beneiden nicht die Sonne, sondern eher die Thäler, welche unter ihren Strahlen reifen."

„Wahrhaftig, wenn ich die Sonne bin," sagte Rienzi mit einem bittern und schwermüthigen Lächeln, „so verlangt mich nach der Nacht — und kommen wird sie für den Pilger auf Erden, wie am Himmel. Gott sey Dank wenigstens, daß uns unser Ehrgeiz nicht unsterblich machen kann!"

Fünftes Kapitel.

Der überlistete Betrüger.

Als Rienzi am nächsten Morgen in den Saal herabkam, wo seine Hauptleute ihn erwarteten, entdeckte sein scharfes Auge, daß noch eine Wolke die Stirn des Messere Brettone umzog. Arimbaldo, von der Fenstervertiefung bedeckt, mied seinen Blick.

„Schönen guten Morgen, edle Herren!" sagte Rienzi, „die Sonne lacht auf unser Unternehmen herab. Ich erhielt schon frühe Botschaft aus Rom; frische Truppen werden vor Mittag zu uns stoßen."

„Ich bin erfreut, Senator," versetzte Brettone, „daß Ihr Zeitungen habt, welche den schlimmen, die ich Euch zu

melden habe, entgegenwirken werden. Die Soldaten murren laut — man ist ihnen ihren Sold schuldig — und ich fürchte, ohne Bezahlung marschiren sie nicht gegen Palestrina."

„Wie sie wollen," versetzte Rienzi gleichgültig. „Erst vor wenigen Tagen kamen sie nach Rom; Sold haben sie voraus empfangen — wenn sie mehr verlangen, mögen die Orsini und Colonna mich überbieten; zieht ab mit Euren Soldaten, Ritter von Narbonne, und gehabt Euch wohl."

Brettone's Miene änderte sich — seine Absicht war, Rienzi mehr und mehr in seine Gewalt zu bekommen, und er wünschte, ihn nicht die Kraft gewinnen zn lassen, welche aus dem Fall von Palestrina ihm zuwachsen mußte; die Gleichgültigkeit des Senators überraschte ihn und verwickelte ihn in seinem eigenen Netz.

„Das darf nicht geschehen," erwiederte Montreals Bruder nach einem verwirrten Stillschweigen — „wir können Euch nicht so Euren Feinden Preis geben — die Soldaten zwar verlangen Sold —"

„Und sollen ihn haben," sagte Rienzi. „Ich kenne diese Söldlinge — das ist immer das Spiel bei ihnen — Meuterei oder Geld. Ich will mich meinen Römern in die Arme werfen, und mit ihnen triumphiren oder fallen, wie es der Himmel beschließt. Macht Eure Constabel mit meinem Entschluß bekannt."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als, wie in Folge einer Verabredung mit Brettone, der Oberconstabel der Miethtruppen unter der Thüre erschien. „Senator," sagte er mit einer Miene ziemlich kühler Ehrfurcht, „Eure Befehle zum Marsch sind mir zugekommen, ich habe meine Leute aufstellen wollen — aber —"

„Ich weiß, was Du mir sagen wolltest, Freund," unterbrach ihn Rienzi, die Hand schüttelnd. „Messere Brettone wird Euch meine Antwort geben. Ein andermal, Herr Hauptmann, größere Höflichkeit gegen den Senator von Rom — Ihr könnt Euch entfernen."

Die unerwartete Würde Rienzi's beschämte und verblüffte

den Constabel; er sah Brettone an, der ihm wegzugehen winkte. Er schloß die Thüre und entfernte sich.

„Was ist zu thun?“ sagte Brettone.

„Herr Ritter,“ versetzte Rienzi mit Ernst, „laßt uns mit einander ins Klare kommen. Wollt Ihr mir dienen oder nicht? Wenn jenes — so seyd Ihr nicht mir gleichgestellt, sondern mir untergeordnet und Ihr müßt gehorchen, nicht mir vorschreiben — wenn das letztere, so soll meine Schuld gegen Euch abgetragen werden, und die Welt ist groß genug für uns beide.“

„Wir haben Euch Gehorsam versprochen,“ antwortete Brettone, „und wir werden ihn leisten.“

„Eine Warnung, bevor ich von Neuem das Versprechen Eurer Ergebenheit annehme,“ versetzte Rienzi sehr langsam. „Gegen einen offenen Feind habe ich mein Schwert — für einen Verräther, merkt es Euch, hat Rom das Beil; vor jenem habe ich keine Furcht: für diesen keine Gnade!“

„Das sind keine Worte, wie sie zwischen Freunden sollten gewechselt werden,“ sagte Brettone, erbleichend vor unterdrückter Aufregung.

„Freunden! — so seyd Ihr also meine Freunde? — Eure Hände! — Freunde, das seyd Ihr! und sollt es mir bewähren! Theurer Arimbaldo, Du bist, wie ich auch, ein Büchergelehrter, ein wissenschaftlicher Soldat. Erinnerst Du Dich der Erzählung aus der römischen Geschichte, wie der Schatz kein Geld mehr für die Soldaten hatte? der Consul berief die Edeln. „„Wir,““ sagte er, „„die wir die Aemter und Würden haben, müssen die Ersten seyn, welche für Geld sorgen.““ Ihr versteht mich, Freunde — die Edeln ergriffen den Wink — sie brachten das Geld auf — das Heer wurde bezahlt. Dies Beispiel gehe nicht verloren für Euch. Ich habe Euch zu Führern meiner Streitkräfte gemacht, Rom hat seine Ehren auf Euch ausgeschüttet. Euer Edelmuth wird zuerst ein Beispiel geben, welches so die Römer Fremden nachahmen lernen werden. Ihr schaut mich an, meine Freunde? Ich lese die Großmuth in Eurer Seele und danke Euch im voraus. Ihr habt die Würden und Aemter —

Ihr habt wohl auch den Reichthum? Bezahlt die Sölblinge, bezahlt sie!"

Wäre ein Donnerkeil zu Brettone's Füßen niedergefallen — er hätte nicht heftiger erschrecken können, als über diesen einfachen Vorschlag Rienzi's. Er erhob sein Auge auf das Antlitz des Senators und erblickte darauf jenes Lächeln, das er, so kühn er war, doch schon hatte fürchten lernen. Er fühlte, daß er selbst vollkommen in die Grube gefallen war, die er für einen Andern gegraben hatte. Es lag etwas auf der Stirne des Senators, das ihm verkündigte: Weigerung sey so viel als offene Kriegserklärung — und hiezu war der Augenblick noch nicht reif.

„Ihr willigt ein," sagte Rienzi; „Ihr habt wohl gethan."

Der Senator klatschte in die Hände — seine Wache erschien. „Beruft die Oberconstabel der Soldaten!" gebot er. Die Brüder blieben noch immer stumm.

Die Constabel traten ein. „Meine Freunde," sagte Rienzi. „Messere Brettone und Messere Arimbaldo haben meine Befehle, unter Eure Truppen tausend Goldgulden zu vertheilen. Diesen Abend lagern wir unter Palestrina."

Die Constabel entfernten sich mit sichtlicher Ueberraschung. Rienzi betrachtete einen Augenblick die Brüder und lachte in sich hinein — denn sein sarkastischer Humor feierte einen Triumph. „Ihr beklagt doch Eure Ergebenheit nicht, meine Freunde!"

„Nein," sagte Brettone sich erhebend, „diese Summe vermehrt unsere Schuld nur um ein Unbedeutendes."

„Freimüthig gesprochen — nochmals Eure Hand! — Das gute Volk von Tivoli erwartet mich auf dem Platz — sie brauchen einige Ermahnungen. Adieu bis Mittag!"

Als sich die Thüre hinter Rienzi schloß, fuhr Brettone trotzig nach dem Griff seines Schwerts — „der Römer verhöhnt uns," sagte er. „Aber laß nur Walter von Montreal in Rom erscheinen, so soll uns der stolze Spaßmacher theuer hiefür bezahlen!"

„Bscht!" sagte Arimbaldo, „die Wände haben Ohren und

dieser Teufelsbube, der junge Villani, scheint mir immer uns auf den Fersen zu lauern."

„Tausend Goldgulden! Ich hoffe sein Herz hat so viele Blutstropfen," brummte der erbitterte Bretone, ohne auf seinen Bruder zu hören. Die Soldaten wurden bezahlt — das Heer marschirte — die Beredsamkeit des Senators hatte seine Streitmacht durch Freiwillige von Tivoli vermehrt und wilde, halbbewaffnete Bauern von der Campagna und den benachbarten Bergen schloßen sich seiner Fahne an.

Palestrina wurde belagert, Rienzi beobachtete fortwährend die Brüder Montreals aufs sorgfältigste. Unter dem Vorwand, den italienischen Freiwilligen die Vorzüge ihrer Kriegskunde mitzutheilen, trennte er sie von ihren Söldlingen, und übergab ihnen den Befehl über die weniger disciplinirten Italiener, mit welchen sich einzulassen er ihnen keine Lust zutraute. Er selbst übernahm die Führung der nordischen Soldaten — und wider Willen wurden sie durch seine schlaue, aber würdevolle Leutseligkeit und den persönlichen Muth, den er bei einigen Ausfällen der belagerten Barone bewährte, für ihn eingenommen. Aber wie die Jäger die feinsten Schliche ihrer Beute aufspüren — so verfolgte das erbarmungslose, rasche Schicksal Cola di Rienzi!"

Sechstes Kapitel.

Die Ereignisse drängen sich dem Ende zu.

Während dieß der Stand der Dinge bei den Belagerern, waren Luca di Savelli und Stephanello Colonna mit einem Fremden eingeschlossen, der in der Nacht, ehe die Römer ihre Zelte unter den Mauern aufgeschlagen, heimlich nach Palestrina gekommen war. Dieser Besuch, ein Mann von etwas über vierzig Jahren, besaß noch immer beinah unvermindert die außerordentliche Schönheit in Gestalt und Gesichtsbildung, welche ihn in seiner Jugend ausgezeichnet hatte. Aber es war nicht mehr jener Charakter von Schönheit, wie wir

unsern Lesern bei dem ersten Auftreten desselben sie geschildert haben. Es war nicht mehr die beinah weibliche Zartheit in Zügen und Farbe, oder die vornehme Feinheit und anmuthige Milde des Benehmens, was Walter von Montreal so sehr unterschieden hatte; ein wechselvolles Kriegsleben hatte endlich doch seine Wirkung gethan. Sein Benehmen war jetzt hastig und gebieterisch, wie das eines Mannes, der gewohnt ist, trotzige Geister zu zügeln, und er hatte die Anmuth der Ueberredungskunst mit der Strenge des Gebieters vertauscht. Seine athletische Gestalt war magerer und sehnigter geworden, und während früher seine Stirne von schönen dichten Locken halb beschattet gewesen, war sie jetzt, obgleich nur von leichten Falten durchfurcht, doch an den Schläfen völlig kahl, und ihre ungewöhnliche Höhe vermehrte die stattliche Würde seines Aussehens. Die blühende Gesichtsfarbe war weniger durch äußere Wirkungen, als die innerlich zehrenden Gedanken in eine gleichförmige, braune Blässe übergegangen, uud seine Züge erschienen markirter und entschiedener, seit das Fleisch seiner sonst vollen Wangen etwas eingefallen war. Aber dieser Wechsel stand im Verhältniß zu dem Wechsel der Zeit und der Umstände; und wenn der Provenzale jetzt der Idee des tapfern und schönen, irrenden Ritters ferner stand, so glich er dafür um so mehr dem, was der irrende Ritter geworden war — dem scharfsinnigen Politiker und dem mächtigen Heerführer.

„Ihr müßt wissen," sagte Montreal, eine Unterhaltung fortsetzend, welche auf seine Gesellschafter einen tiefen Eindruck gemacht zu haben schien, „daß bei diesem Kampf zwischen Euch und dem Senator ich allein der Wagschaale den Ausschlag gebe. Rienzi ist gänzlich in meiner Gewalt — meine Brüder sind die Anführer seines Heers, ich selbst bin sein Gläubiger. Bei mir steht es, ihn auf dem Thron zu sichern oder ihn aufs Schaffott zu schicken. Ich darf nur Befehl geben, so zieht die große Compagnie in Rom ein; aber auch ohne ihr Einschreiten kann, dünkt mich, wenn Ihr mir Treue haltet, unser Vorhaben ausgeführt werden."

„Mittlerweile aber wird Palestrina von Euern Brüdern belagert," sagte Stephanello in schneidendem Ton.

„Sie haben meine Anweisungen, ihre Zeit vor diesen Mauern zu vergeuden. Seht Ihr denn nicht, daß eben durch diese, wenn ich es will, fruchtlose Belagerung Rienzi seinen Ruhm im Ausland, seine Popularität in Rom verlieren muß?"

„Herr Ritter," sagte Luca di Savelli, „Ihr sprecht wie ein in der tiefen Politik der Zeit wohl bewanderter Mann, und bei allen uns bedrohenden Umständen kann uns Euer Vorschlag nur passend und vernünftig erscheinen. Einerseits macht Ihr Euch anheischig, uns und die andern Barone wieder in Rom einzusetzen und den Rienzi auf die Löwentreppe zu liefern —"

„Nicht so, nicht so," versetzte Montreal rasch, „ich verstehe mich dazu, entweder seine Macht so zu beugen und zu lähmen, daß er zu einer Puppe in Eurer Hand, zu einem bloßen Schatten von Ansehen herabsinkt — oder wenn sein stolzer Geist sich gegen den Käfig sträubt, ihm wieder die Freiheit unter den Wilden Deutschlands zu gönnen. Ich wünschte, ihn zu fesseln oder zu verbannen, nicht ihn zu vernichten; wenn nicht" (fuhr Montreal nach einer augenblicklichen Pause fort) „das Schicksal uns durchaus dazu nöthigt. Die Macht sollte keine Opfer verlangen; aber, um sie zu sichern, dürften solche nothwendig seyn."

„Ich verstehe Eure feine Unterscheidungen," sagte Luca di Savelli mit seinem eisigen Lächeln, „und ich bin befriedigt. Sind nur einmal die Barone wieder eingesetzt, unsere Paläste wieder mit Mannschaft besetzt, so bin ich bereit, der aus einem langen Leben des Senators entspringenden Gefahr mich auszusetzen. Diesen Dienst versprecht Ihr uns zu leisten?"

„Ich verspreche es."

„Und dagegen verlangt Ihr unsere Zustimmung dazu, daß Ihr die Würde eines Podesta auf fünf Jahre bekleiden sollt?"

„Ihr habt Recht."

„Ich für meine Person willige in diese Bedingungen,"

sagte der Savelli; „hier ist meine Hand; ich bin dieser Balgereien auch in unserer eigenen Mitte überdrüssig und denke, ein ausländischer Beherrscher kann am besten die Ordnung handhaben, und um so mehr noch, wenn es ein Mann ist wie Ihr, Herr Ritter, dessen Geburt und Ruhm ihn befähigen, den Unterschied zwischen Baronen und Plebejern zu begreifen."

„Für meinen Theil," sagte Stephanello, „ich sehe ein, daß wir nur die Wahl zwischen zwei Uebeln haben — ein Ausländer zum Podesta gefällt mir nicht, aber noch viel weniger ein Plebejer als Senator. Hier ist auch meine Hand, Herr Ritter!"

„Edle Herren," sagte Montreal nach einer kleinen Pause und ließ seinen durchdringenden Blick mit großer Bedeutsamkeit vom einen zum andern schweifen, „unser Vertrag ist besiegelt; ein Wort noch als Zusatz! Walter von Montreal ist nicht ein Graf Pepin von Minorbino! Einmal früher, da ich mir, ich gesteh' es, nicht einfallen ließ, daß der Sieg so leicht seyn würde, vertraute ich Eure und meine Sache einem Bevollmächtigten; die Eurige förderte, die meinige verlor er. Er vertrieb den Tribun, und ließ sich dann selbst von den Baronen verjagen. Diesmal habe ich selbst meine Augen bei meinen Angelegenheiten; und, merkt es Euch, ich habe bei der großen Compagnie Eine Lehre mir eingeprägt, nemlich: nie einen Spion oder Verräther, welches Standes er auch sey, zu begnadigen. Eure Verzeihung für diese Andeutung. Aendern wir das Gespräch. Ihr haltet ja gewiß in Eurer Feste meinen alten Freund, den Baron von Castello in Haft?"

„Ja," versetzte Luca di Savelli; denn Stephanello, gereizt durch Montreals Drohung, die er doch nicht offenheraus zu rügen wagte, beobachtete ein finsteres Stillschweigen, „ja, so zählt der Rath des Senators einen Edelmann weniger."

„Ihr handelt klüglich. Ich kenne seine Ansichten und Gesinnungen; edel aber gefährlich für unsere Interessen. Behandelt ihn gut, ich empfehle es Euch; er kann uns später

Dienste leisten. Und jetzt, meine Herren, sind meine Augen müde; erlaubt, daß ich mich zurückziehe. Angenehme Träume uns Allen von der neuen Revolution!"

„Mit Eurer Erlaubniß, edler Montreal, wir wollen Euch zu Eurem Lager begleiten," sagte Luca di Savelli.

„Bei meiner Treue, das sollt Ihr nicht! Ich bin kein Tribun, daß ich große Herren zu Pagen annähme, sondern ein schlichter Edelmann und ein rauher Krieger; Eure Diener mögen mich in die nächste beste Kammer führen, welche Eure Gastfreundschaft einem Mann anweist, der ganz gesund im rauhen Gesträuch unter freiem Himmel schlafen könnte."

Savelli bestand jedoch darauf, den künftigen Podesta in sein Gemach zu begleiten, und kehrte dann zu Stephanello zurück, welcher den Saal mit großen, ungleichen Schritten durchmaß.

„Was haben wir gethan, Savelli?" sagte er rasch, „an einen Barbaren unsere Vaterstadt verkauft!"

„Verkauft?" versetzte Savelli, „mir liegt die andere Seite des Contraktes im Sinn, wornach wir unser Schäfchen ins Trockene bringen. Wir haben gekauft, Colonna, nicht verkauft! erkauft unser Leben von jenem Heer — erkauft unsere Macht — unser Vermögen — unsere Festen von dem Demagogen-Senator — erkauft haben wir, was mehr ist, als dieß Alles, Triumph und Rache. Ei, Colonna, seht Ihr denn nicht, daß wir, wenn wir diesen großen Krieger vor den Kopf gestoßen hätten, zu Grund gegangen wären? Mit dem Senator verbündet, wäre die große Compagnie nach Rom marschirt, und ob nun Montreal dem Rienzi geholfen oder ihn ermordet hätte (denn mich dünkt, er ist ein Romulus, der keinen Remus neben sich duldet) — um uns wäre es in beiden Fällen geschehen gewesen. Jetzt haben wir selbst unsere Bedingungen gemacht und unsere Vortheile sind gleich. Ja, die ersten Schritte, welche gethan werden, sind zu unsern Gunsten. Rienzi wird geschont und wir ziehen in Rom ein."

„Und dann wird der Provenzale der Despot der Stadt!"

„Podesta, wenn es Euch gefällt. Podesta's, welche das

Volk mißhandeln, werden oft verjagt und bisweilen gesteinigt — Podesta's, welche die Edeln beleidigen, werden oft erdolcht und bisweilen vergiftet," sagte Savelli — „es ist genug, daß jeder Tag seine Plage habe. Indeß sagt dem Bären Orsini nichts davon. Solche Leute machen einen Strich durch alle Rechnungen der Weisheit. Kommt, seyd lustig, Stephanello!"

„Luca di Savelli, Ihr habt in Rom nicht so viel auf dem Spiele stehen, wie ich," versetzte der junge Baron hochmüthig; „Euch kann kein Podesta den Rang des ersten Edelmanns der Hauptstadt Italiens entreißen!"

„Wenn Ihr das dem Orsini gesagt hättet, so hätte es gezogene Schwerter gegeben," sagte Savelli, „aber seyd lustig und munter sage ich; ist nicht unser erstes Bestreben das, den Rienzi zu verderben, und dann, zwischen dem Tod des einen Feinds und dem Aufstehen des andern — gibt es da nicht solche Vorsichtsmaßregeln, wie Ezzelin von Romano sie alle kriegerische Männer gelehrt hat? Seyd lustig, sag' ich; und nächstes Jahr werden, wenn wir nur zusammenhalten, Stephanello Colonna und Luca di Savelli mit einander Senatoren von Rom und diese großen Männer die Speise der Würmer seyn!"

Während die Barone sich so besprachen, stand Montreal, ehe er sich zur Ruhe begab, vor dem offenen Laden seiner Kammer, und schaute auf die unter ihm liegende Landschaft hinaus, welche im herbstlichen Mondlicht schlief, indeß in der Ferne blaß und stetig die Feuer im Lager der vor der Feste liegenden Soldaten umher schimmerten.

„Weite Ebenen und breite Thäler," dachte der Krieger, „bald werdet ihr in Frieden ruhen unter einem neuen Scepter, wogegen kein kleiner Tyrann sich aufzulehnen wagen wird. Und ihr, weiße Wände von Leinwand, erinnert mich, während ich euch ansehe, daran, wie man Königreiche gewinnt. Gerade wie in der alten Zeit aus Nomadenzelten die prächtige Babylon erwuchs, welche, „nicht war, bis der Assyrer sie gründete für die, so in der Wüste wohnen;" so soll von den neuen Ismaeliten Europa's ein Geschlecht ge-

gründet werden, von welchem man jetzt noch nicht träumt, und was gestern ein Lager war, wird morgen eine Stadt seyn. Wahrlich, als für ein kleines Vergehen der Pabst mich aus dem Schoos der Kirche schleuderte — vermuthete er von weitem nicht, welchen Feind er Rom erweckte! Wie feierlich ist die Nacht — wie ruhig Himmel und Erde — sogar die Sterne sind wie gedämpft und wie gespannt auf die Ereignisse, die hier unten sich begeben werden! So feierlich und so still ist es auch meinem Geist zu Muthe und ein mir bisher unbekannter Schauer flüstert mir warnend zu: ich nähere mich der Entscheidung meines gefahrenschwangern Geschicks!"

Zehntes Buch.

Der basaltne Löwe.

Ora voglio contare la morte del Tribuno. *
Vita di Cola di Rienzi. II. 24.

Erstes Kapitel.

Das Zusammentreffen feindseliger Planeten in dem Feld des Todes.

Am vierten Tag der Belagerung und nach dem Zurückschlagen eines Ausfalls der Soldaten der Barone in ihre beinah unbezwinglichen Mauern, unter dem Fürsten Orsini, welchen Rienzi in Person angriff und verwundete, kehrte der Senator in sein Zelt zurück, wo Botschaften von Rom ihn erwarteten. Er überlief sie mit hastigem Auge bis er an die letzte kam; und doch enthielt jede einzelne Neuigkeiten, die

* Jetzt will ich des Tribuns Tod erzählen.

das Auge eines weniger mit Gefahr vertrauten Mannes wohl hätten länger fesseln können. Aus einer erfuhr er, daß Albornoz, dessen Segen ihm die Würde des Senators bestätigt, mit besondrer Gunst die Botschafter der Orsini und Colonna aufgenommen. Er erfuhr, daß der Cardinal, den seine Ansichten den römischen Patriciern geneigt machten, seinen Sturz wünschte; aber er fürchtete Albornoz nicht, im geheimsten Herzen sehnte er sich vielleicht darnach, daß eine offene Feindseligkeit von dem Legaten des Pabsts ihm Gelegenheit gebe, sich ganz dem Volk in die Arme zu werfen.

Er erfuhr ferner, daß während seiner doch so kurzen Abwesenheit, Pandulpho di Guido zweimal zum Volke gesprochen, nicht zu Gunsten des Senators, sondern mit arglistigem Bedauern hinweisend auf den Verlust, den der Handel Roms durch die Entfernung der reichsten Edeln erleide.

„Also um dieß hat er mich verlassen!“ sagte Rienzi bei sich selbst. „Er nehme sich in Acht!“

Die im nächsten Brief enthaltenen Zeitungen ergriffen ihn tief. Walter von Montreal war ganz offen in Rom angekommen. Der umsichgreifende, gesetzlose Bandite, dessen Raubsucht alle Banken in Europa mit Räuberbeute anfüllte, dessen Compagnie das Heer eines Königs war — dessen ungeheuern, rücksichtslosen und tiefen Ehrgeiz er so gut kannte — dessen Brüder in seinem Lager — die ihm des Verraths schon mehr als verdächtig waren; — Walter von Montreal war in Rom.

Der Senator ward ganz starr bei dieser neuen Gefahr, und dann, die Zähne ganz fest über einander beißend, sagte er:

„Wilder Tiger, Du bist in der Höhle des Löwen!“ Er hielt inne und brach dann wieder los: „Einen falschen Schritt, Walter von Montreal, und die eisernen Arme der großen Compagnie sollen Dich nicht vom Abgrund zurückreißen! Aber was kann ich thun? Nach Rom zurückkehren — so lange Montreals Plane noch nicht ergründet sind, keine Anklage gegen ihn vorliegt! Unter welchem Vorwand kann ich mit Ehren die Belagerung aufheben? Palestrina aufgeben, heißt den Baronen einen Triumph einräumen — Adrian im

Stich lassen, heißt meine Sache entehren. Und doch so lang ich fern bin von Rom, brütet jede Stunde Verrath und Gefahr. Pandulpho, Albornoz, Montreal — alle arbeiten gegen mich. Jetzt einen kecken und zuverlässigen Spion! — Ha — das fällt mir zur rechten Zeit ein — Villani! He da. Angelo Villani!"

Der junge Kämmerer erschien.

„Ich meine," sagte Rienzi, „oft gehört zu haben, Du seyest eine Waise."

„So ists, mein Gebieter; die alte Augustiner-Nonne, welche mich als Knaben aufzog, hat mir oft wiederholt, meine Eltern seyen todt. Beide von edler Abstammung, mein Gebieter, aber ich bin das Kind der Schande. Und ich sage mir das oft und denke immer daran, um mich zu mahnen, daß Angelo Villani seinen Namen sich erst zu gewinnen hat."

„Junger Mann, diene mir wie bisher und wenn ich lebe sollst Du nicht nöthig haben, Dich einen Waisen zu nennen. Höre mich — ich bedarf eines Freundes — der Senator von Rom bedarf eines Freundes — nur Eines Freundes — gütiger Himmel! nur Eines!"

Angelo sank auf die Kniee und küßte den Mantel seines Herrn.

„Sagt einen Diener; ich bin zu gering, Rienzi's Freund zu seyn!"

„Zu gering! — o geh! — es ist nichts gering vor Gott als eine niederträchtige Seele unter hohen Titeln. Bei mir, Knabe, gibt es nur Einen Adel und die Natur stellt den Brief darüber aus. Horch! Du hörst täglich reden von Walter von Montreal, dem Bruder dieser Provenzalen, dem großen Hauptmann großer Räuber!"

„Ja, und ich hab' ihn schon gesehen, mein Gebieter."

„Gut denn, er ist in Rom. Nur ein kecker Gedanke, ein wohl unterstützter und tiefangelegter Schurkenstreich konnte den Banditen veranlassen, sich offen in eine italienische Stadt zu wagen, deren Gebiet er vor wenigen Monaten mit Feuer und Schwert verwüstet. Aber seine Brüder haben mir Geld vorgestreckt — mich bei meiner Rückkehr unterstützt; — um

ihrer eigenen Zwecke willen, es ist wahr; aber die scheinbare Verpflichtung verleiht ihnen wirkliche Macht. Diese nordischen Krieger würden mir die Kehle abschneiden, wenn der große Kapitän es sie hieße. Er rechnet auf meine vorausgesetzte Schwäche. Ich kenne ihn von alten Zeiten. — Ich argwöhne — ja ich lese seine Anschläge, aber ich kann sie nicht beweisen. Ohne Beweis kann ich nicht Palestrina verlassen, um ihn anzuklagen und festzusetzen. Du bist schlau, klug, scharfsinnig; könntest Du nach Rom gehen? — Tag und Nacht beobachten — sehen, ob er Botschafter von Albornoz oder den Baronen empfängt — ob er mit Pandulpho di Guido verkehrt — seine Wohnung, sag' ich, bewachen bei Tag und bei Nacht? Er kümmert sich nicht viel um Verheimlichung; Deine Aufgabe wird minder schwierig seyn als sie erscheint. Benachrichtige die Signora von Allem, was Du erfährst. Gib mir täglich Bericht von Deinen Neuigkeiten. Willst Du diese Sendung übernehmen?"

„Ich will, mein Gebieter."

„Rasch denn zu Pferd! — und bedenke, außer dem Weibe meines Herzens hab' ich keine vertraute Seele in Rom!"

Zweites Kapitel.

Montreal in Rom. — Angelo Villani's Aufnahme bei ihm.

Die Gefahr, welche durch die Ankunft Montreals Rienzi bedrohte, war in der That furchtbar. Der Johanniter, der sein Heer in die Lombardei geführt, hatte es zur Verfügung des venetianischen Staats im Krieg gegen den Erzbischof von Mailand gestellt. Für diesen Dienst erhielt er eine ungeheure Geldsumme, indeß er Winterquartiere für seine Truppe ausmittelte, der er im folgenden Frühjahr genug zu schaffen geben wollte. Heimlich und in Verkleidung Palestrina verlassend, begab sich Montreal mit nur einem kleinen Gefolge, das in Tivoli zu ihm stieß, nach Rom. Sein vorgeblicher Zweck war, theils dem Senator zu seiner Rück-

fehr Glück zu wünschen, theils das von seinem Bruder an Rienzi geliehene Geld zurückzuempfangen.

Seinen geheimen Zweck haben wir schon zum Theil erfahren; aber nicht zufrieden mit dem Beistand der Barone, hoffte er durch die Kraft der Bestechung, wozu ihm sein unermeßlicher Reichthum die Mittel gab, eine dritte Partei zu bilden, welche seine weiter greifenden Plane unterstützen sollte. Reichthum war in der That zu jener Zeit und in jenem Land beinah in eben dem Grad das Mittel Diademe zu gewinnen, als er es in den spätern Zeiten des römischen Reichs gewesen war. Und in mancher, von erblichen Fehden zerrissenen Stadt stieg der Parteihaß zu einem solchen Maß, daß ein ausländischer Tyrann, der Lust und Macht besaß, eine Partei zu verjagen, wenigstens die zeitweilige Unterwerfung der andern leicht erlangen konnte. Sein späterer Erfolg bemaß sich großentheils darnach, ob er seine Stellung durch eine von den Bürgern unabhängige Macht behaupten und über einen Schatz gebieten konnte, der nicht der gehässigen Ergänzung durch Auflagen bedurfte. Aber mehr habsüchtig als ehrgeizig, mehr grausam als fest, fielen solche Usurpatoren gewöhnlich in Folge von gierigen Erpressungen oder unnöthigem Blutvergießen.

Montreal, der solche Revolutionen mit ruhigem und forschendem Auge studirt hatte, hegte das Vertrauen, diese beiden Verirrungen vermeiden zu können; und wie der Leser bereits erfahren, hatte er den umfassenden, scharfsinnigen Plan gefaßt, seiner Usurpation durch ein ganz neues Geschlecht von Adeligen Stärke und Dauer zu geben, welche ihm zu Diensten verpflichtet durch den Feudalverband des Nordens, und immer zu seinem Schutze bereit, weil sie dadurch zugleich ihre eignen Interessen wahrten, — ihm behülflich seyn sollten bei der Gründung — nicht des morschen und schutzlosen Gebäudes einer einzelstehenden Tyrannenschaft, sondern der starken Feste eines neuen, dauernden, geschlossenen, aristokratischen Staates. So waren die großen Dynastieen des Nordens gegründet worden, und der König, obgleich scheinbar heruntergedrückt von den Baronen, fand

in der That doch in Folge eines gemeinsamen Interesses Beistand, sowohl gegen die unterworfene Bevölkerung als gegen fremde Angriffe.

So waren die riesenhaften Entwürfe — und sie erstreckten sich auf noch weitere Gebiete von Ruhm und Eroberung, denen nur die Alpen Grenzen setzten — womit der Hauptmann der großen Compagnie die Säulen und Bogen der Siebenhügelstadt betrachtete.

Keine Besorgniß störte den reißenden Strom seiner Gedanken. Seine Brüder waren die Anführer von Rienzi's Miethsoldaten — diese Armee bestand aus seinen Kreaturen. Gegen Rienzi selbst maßte er sich das Recht des Gläubigers an. So wähnte er sich gegen eine Partei sicher. Was die Freunde des Pabsts anlangte, so hatte er sich mit eigenhändigen, doch vorsichtig gestellten Briefen von Albornoz versehen, welcher ihn nur zur Beförderung der Rückkehr der römischen Barone zu benützen wünschte; und seine Verhandlungen mit den Häuptern von diesen haben wir schon belauscht. So war er, wie ihn däuchte, im Stande, mit allen Parteien zu verkehren und sich einzulassen, und aus jeder die ihm für seine Absichten erforderlichen Elemente zu wählen.

Das offene Erscheinen Montreals erregte in Rom beträchtliches Aufsehen. Die Freunde der Barone breiteten aus, Rienzi sey im Bund mit der großen Compagnie und er wolle die Kaiserstadt den barbarischen Räubern zur Plünderung und Beute verkaufen. Der Trotz, womit Montreal (gegen welchen der Pabst mehr als einmal seine Bullen geschleudert) in der Hauptstadt der Kirche erschien, stellte sich als noch übermüthiger heraus durch die Erinnerung an jene strenge Gerechtigkeitspflege, welche den Tribun bewogen hatte, allen Räubern Italiens offnen Krieg zu erklären; und diese Keckheit ward zusammengestellt mit dem naheliegenden Gedanken, daß die Brüder des kühnen Provenzalen die Werkzeuge von Rienzi's Rückkehr gewesen. So schnell verbreitete sich der Argwohn und Verdacht durch die Stadt, daß Montreals Gegenwart allein binnen wenigen Wochen hingereicht hätte, den Senator zu verderben. Inzwischen unterdrückte

die natürliche Keckheit Montreals jedes Flüstern der Klugheit, und verblendet durch den Glanz seiner Hoffnungen, nahm der Johanniter, gleichsam um seiner Ankunft doppelte Wichtigkeit zu geben, seine Wohnung in einem prächtigen Palast und sein Gefolge wetteiferte in der Pracht des Anzugs und Auftretens mit der Verschwendung Rienzi's, selbst während der frühern, glänzenderen Periode seiner Macht.

Während die Aufregung zunahm, kam Angelo Villani in Rom an. Der Charakter dieses Jünglings war durch seine eigenthümlichen Lebensverhältnisse bestimmt worden. Er besaß Eigenschaften, welche häufig den illegitimen Kindern gleichsam einen gemeinschaftlichen Stempel aufdrücken. Er war übermüthig — wie die Meisten von zweifelhaftem Rang, und seiner unehelichen Geburt sich schämend, bildete er sich doch viel auf den angeblichen Adel seiner unbekannten Eltern ein. Die allgemeine Aufregung und Gährung Italiens zu jener Zeit machte den Ehrgeiz zur vorherrschendsten Leidenschaft und so drängt sich denn auch der Ehrgeiz in all seinen verschiedenen Schattirungen und Wechseln in unsere Charakterschilderungen bei dieser Geschichte herein. Obgleich für Angelo Villani die der höheren und edleren Art dieser erhabenen Schwäche angehörenden Träume nicht waren, war er doch mächtig erregt von dem Wunsch und Entschluß sich emporzuschwingen. Er hatte warme Neigungen und dankbare Empfindungen, und Treue gegen seinen Gönner hatte sich zu einer Tugend gesteigert; aber in Folge seiner ungeregelten und unzusammenhängenden Erziehung und bei der sorglosen Liederlichkeit der Genossen, in deren Gesellschaft der größte Theil seiner Jugend in Vorzimmern und Wachtstuben verflossen war, hatte er weder erhabene Grundsätze noch ein aufgeklärtes Ehrgefühl. Schlau und abgefeimt, wie die meisten Italiener, machte er sich kein Bedenken über einen Betrug, der irgend einem Zweck oder einem Freund diente. Seine starke Anhänglichkeit an Rienzi war, ihm unbewußt, noch gewachsen durch die Befriedigung seines Stolzes, seiner Eitelkeit, geschmeichelt durch die Gunst eines so gefeierten Mannes. Eignes Interesse und Ergebenheit trie-

ben ihn an zu jeder That, welche die Zwecke und die Sicherheit eines Mannes förderte, der sein Wohlthäter und sein Gönner war und bei der Uebernahme seines jetzigen Auftrags war sein einziger Gedanke, sich desselben mit dem möglichst vollständigen Erfolg zu entledigen. In weit höherem Grad tapfer und muthig als die meisten Italiener, besaß seine Schlauheit etwas von der kräftigen und lebendigen Kühnheit des Geschlechts jenseits der Alpen und nie bebte sein Muth vor dem zurück, was ihm seine List eingab.

Als ihm Rienzi zuerst die Gegenstände seiner jetzigen Aufgabe erläuterte, rief er sich augenblicklich sein Abenteuer mit dem großen Soldaten in dem Gedränge zu Avignon wieder ins Gedächtniß. „Wenn Du je eines Freundes bedarfst, suche ihn in Walter von Montreal!" Diese Worte hatten ihm oft im Ohr geklungen und sie kamen ihm jetzt mit prophetischer Deutlichkeit wieder in die Seele. Er zweifelte nicht daran, damals Montreal selbst gesehen zu haben. Warum der große Capitän solches Interesse an seiner Person genommen — darüber nachzudenken gab sich Angelo keine Mühe. Wahrscheinlich war es nur ein schlauer Vorwand — einer der gewöhnlichen Kunstgriffe, durch welche das Oberhaupt der großen Compagnie die Jugend Italiens ebenso wie die Krieger des Nordens an sich zu ziehen wußte. Er dachte jetzt nur daran, wie er das Versprechen des Ritters sich zu Nutzen machen könne. Was war leichter, als sich Montreal vorstellen — ihn an seine Worte mahnen — in seine Dienste treten — und so sein Handeln genau beobachten? Das Amt eines Spionen hätte nicht jedem Geist behagt; aber Angelo Villani war nicht so eckel, sich daran zu stoßen; und der furchtbare Haß, womit sein Gönner oft von dem habgierigen, barbarischen Räuber gesprochen — dieser Geißel seines Vaterlands — hatte den jungen Mann, der viel von dem anmaßenden und halb heuchlerischen Patriotismus der Römer an sich hatte, mit einer ähnlichen Gesinnung angesteckt. Von Natur noch mehr rachsüchtig als dankbar, hegte er auch einen geheimen Groll gegen Montreals Brüder, deren barsches Benehmen gegen ihn oft seinen Stolz

verwundet hatte, und mehr als Alles erfüllten ihn die Erinnerungen aus seiner Kindheit an den Abscheu und die Verwünschungen, womit Ursula von dem schrecklichen Fra Moreale immer gesprochen, mit der unbestimmten Vermuthung von einer durch den Provenzalen ihm selbst oder seinem Geschlecht zugefügten Unbill, für welche bei guter Gelegenheit Rache zu nehmen ihm ganz willkommen war. In Wahrheit hatten Ursula's Worte, mystisch und dunkel, wie ihr drohender Sinn war, in Villani's damals noch kindischem Gemüth einen unerklärbaren Eindruck von Widerwillen und rachgierigem Haß gegen den Mann zurückgelassen, mit dessen Verrath er jetzt umging. Uebrigens erschien ihm jedes Beginnen rühmlich und entschuldbar, das seinen Herrn rettete, seinem Vaterland nützte, und ihn selbst weiter brachte.

Montreal war allein in seinem Zimmer, als man ihm meldete, ein junger Italiener suche um eine Audienz an. Zugänglich und offen seinem Wesen und Gewerbe nach, ließ er den Bittsteller augenblicklich vor sich.

Montreal erkannte sofort den Pagen, mit dem er in Avignon zusammengetroffen war, und als Angelo Villani mit ungezwungener Keckheit begann: „Ich komme, den Johanniter-Ritter an ein Versprechen zu erinnern" — unterbrach ihn Montreal mit herzlicher Freimüthigkeit — „dessen bedarf es nicht; ich weiß es noch wohl. Bedarfst Du jetzt meiner Freundschaft?"

„Ja, edler Ritter," antwortete Angelo — „ich weiß nicht, wo sonst einen Beschirmer suchen."

„Kannst Du lesen und schreiben? Ich fürchte: Nein!"

„Ich habe beides gelernt," versetzte Villani.

„Gut. Ist Deine Geburt edel?"

„Sie ist es."

„Noch besser, Dein Name?"

„Angelo Villani."

„Ich nehme Deine blauen Augen und Deine niedere breite Stirne als Unterpfand Deiner Treue," sagte Montreal mit einem leichten Seufzer. „Hinfort, Angelo Villani, bist Du unter der Zahl meiner Sekretäre. Ein andermal

sollst Du mir mehr von Dir selbst erzählen. Dein Dienst beginnt mit dem heutigen Tag. Uebrigens fehlt es Keinem, der Waltern von Montreal dient, an Geld und auch nicht an Beförderung, wenn er ihm treu dient. Mein Gemach, zu dem jene Thüre führt, ist Dein Wachzimmer. Suche auf und bestelle hieher Lusignan von Lyon, er ist mein Oberschreiber, er wird für Deine Bedürfnisse Sorge tragen, und Dich in Deinen Geschäften unterweisen."

Angelo entfernte sich; Montreals Auge folgte ihm.

„Eine sonderbare Aehnlichkeit!" sagte er nachsinnend und trüb; „mein Herz schlägt diesem Knaben entgegen!"

Drittes Kapitel.

Wenige Tage nach den Vorfällen des letzten Kapitels erhielt Rienzi Zeitungen aus Rom, welche auf ihn einen freudig erhebenden Eindruck zu machen schienen. Seine Truppen lagen noch vor Palestrina, und noch flatterten die Banner der Barone auf seinen unbezwungnen Mauern. Wirklich vergeudeten die Italiener ihre halbe Zeit mit Streitigkeiten unter einander; die von Velletri hatten Fehden mit denen von Tivoli, und die Römer hatten noch immer bang davor, die Barone zu besiegen; „die Hornisse," sagten sie, „sticht noch ärger, wenn sie todt ist; und weder ein Orsini, noch ein Savelli, noch ein Colonna hat je, daß man wüßte, verziehen."

Immer und immer wieder hatten die Hauptleute seines Heers den unmuthsvollen Senator versichert, daß die Feste uneinnehmbar, und Zeit und Geld umsonst an die Belagerung verschwendet sey. Rienzi wußte es besser, aber er verhehlte, was er dachte.

Jetzt forderte er die provenzalischen Brüder in sein Zelt und kündigte ihnen seine Absicht an, sofort nach Rom zurückzukehren. „Die Miethsoldaten sollen die Belagerung unter unserm Lieutenant fortsetzen, und Ihr, mit meiner rö-

mischen Legion, sollt mich begleiten. Euer Bruder, der Ritter Walter und ich bedürfen Eurer Gegenwart: Wir haben Geschäfte unter uns ins Reine zu bringen. Nach wenigen Tagen werde ich in der Stadt frische Truppen ausheben und zurückkehren."

Das war es, was die Brüder wünschten; sie gaben mit augenscheinlicher Freude dem Vorschlag des Senators Beifall.

Sofort ließ Rienzi den Lieutenant seiner Leibwache rufen, eben den Riccardo Annibaldi, dessen sich der Leser noch von der früheren Erzählung her, als des Gegners von Montreal im Lanzenbrechen, erinnern wird. Dieser junge Mann — Einer von den wenigen Edeln, welche die Sache des Tribuns ergriffen, hatte großen Muth und kriegerische Großherzigkeit bewiesen, und berechtigte vollkommen zu der Hoffnung (falls das Geschick sein Leben schonte), daß er einer der besten Hauptleute seiner Zeit werden würde. *

„Lieber Annibaldi," sagte Rienzi, „endlich kann ich den Entwurf ausführen, wovon wir schon insgeheim gesprochen. Ich nehme die beiden provenzalischen Hauptleute mit mir nach Rom — ich lasse Euch an der Spitze des Heers. Palestrina wird jetzt sich ergeben — eh! — — ha, ha! Palestrina wird jetzt sich ergeben!"

„Bei meiner Rechten, ich denke so, Senator," versetzte Annibaldi, „diese Männer haben bisher nur Streit unter uns selbst angestiftet, und wenn nicht Memmen, sind sie ganz gewiß Verräther!"

„Bscht, bscht! Verräther! Der gelehrte Arimbaldo, der tapfre Brettone Verräther! Pfui! Nein, nein, es sind sehr treffliche, ehrenhafte Männer, aber nicht glücklich im Feld — nicht glücklich im Feld! Möge es ihnen in der Stadt besser gehen. Und jetzt ans Geschäft."

Der Senator erläuterte jetzt dem Annibaldi den von ihm entworfenen Plan, die Stadt einzunehmen, und Annibaldi's

* Es scheint dies derselbe Annibaldi gewesen zu seyn, der nachmals bei einer Schlägerei umkam; Petrarka lobt seine Tapferkeit und beklagt sein Geschick.

militärischer Scharfblick erkannte sogleich dessen Ausführbarkeit.

Mit seinen römischen Truppen und mit Montreals Brüdern, zu jeder Seite Einen, zog Rienzi nach Rom ab.

In dieser Nacht gab Montreal ein Bankett zu Ehren Pandulpho di Guido's und Einiger der vornehmsten Bürger, die er Einen um den Andern ausgeforscht und ganz kaltsinnig gegen die Sache des Senators gefunden hatte.

Pandulpho saß zur Rechten des Johanniters, und Montreal überhäufte ihn mit den aufmerksamsten Höflichkeiten.

„Thut mir in diesem Bescheid — er ist vom Thal von Chiana, nahe bei Monte Pulciana," sagte Montreal, „ich meine, ich habe von Gelehrten sagen hören, (Ihr wißt, Signor Pandulpho, heutzutage sollten wir Alle Gelehrte seyn!) die Lage sey von Alters her berühmt. Der Wein hat wirklich eine köstliche Blume!"

„Ich höre," sagte Bruttini, einer der niedern Barone, ein standhafter Freund der Colonna, „in dieser Beziehung habe der Schenkwirthssohn seine Gelehrsamkeit sich gut zu Nutze gemacht; er weiß jeden Ort, wo ein vorzüglicher Wein wächst."

„Was! der Senator ist ein Weinschmecker geworden?" sagte Montreal, einen mächtigen, vollen Humpen hinunterstürzend, „das muß ihn für die Geschäfte untauglich machen; das ist Jammerschade!"

„In Wahrheit, ja," sagte Pandulpho, „ein Mann an der Spitze eines Staats sollte mäßig seyn. Ich mische allen meinen Wein mit Wasser."

„Ach," flüsterte Montreal, „wenn Euer ruhiger, klarer Verstand Rom beherrschte, dann, fürwahr, möchte die Hauptstadt Italiens den Frieden zu kosten bekommen. Signor Vivaldi," damit wandte sich der Wirth zu einem reichen Tuchhändler — „diese unruhigen Zeiten sind schlimm für den Handel."

„Sehr, sehr!" stöhnte der Tuchhändler.

„Die Barone sind Eure besten Kunden," bemerkte der kleine Baron.

„Bei weitem, bei weitem!“ versetzte der Tuchhändler.

„Es ist Schade, daß sie so roh vertrieben worden sind,“ sagte Montreal in melancholischem Ton. „Wäre es nicht möglich, wenn der Senator (ich trinke auf seine Gesundheit) weniger ungestüm, oder vielmehr weniger eifrig wäre, freisinnige Einrichtungen mit der Rückkehr der Barone in Uebereinstimmung zu bringen? Das sollte die Aufgabe eines wahrhaft weisen Staatsmanns seyn!“

„Es wäre ganz gewiß möglich,“ erwiederte Vivaldi. „Die Savelli allein lassen mehr bei mir aufgehen, als das ganze übrige Rom.“

„Ich weiß nicht, ob es möglich ist,“ sagte Bruttini, „aber das weiß ich, daß es ein Hohn gegen alle Schicklichkeit ist, wenn ein Schenkwirthssohn alle Paläste Roms in eine Oede verwandeln darf.“

„Gewiß scheint dies ein allzu niedriges Verlangen nach Pöbelgunst anzudeuten,“ sagte Montreal. „Ich hoffe jedoch, wir werden alle diese Uebelstände ausgleichen. Vielleicht — ja ohne Zweifel meint es Rienzi gut!“

„Ich wollte,“ sagte Vivaldi, dem seine Rolle war zugetheilt worden, „wir führten eine gemischte Verfassung ein — Plebejer und Patricier, beide in ihren gesonderten Ständen.“

„Aber,“ sagte Montreal ernst, „ein so neuer Versuch würde große physische Macht erfordern.“

„Nun freilich, aber wir könnten einen Schiedsmann herbeirufen — einen Ausländer, der kein Interesse für die eine oder die andere Partei hätte — der den neuen buono Stato beschirmte — einen Podesta, wie wir früher schon hatten — Brancaleone zum Beispiel. Wie gut und weise der regierte! das war eine goldene Zeit für Rom! Ein Podesta für immer! Das ist meine Theorie!“

„Nach einem Präsidenten für Euern Rath dürft Ihr nicht weit suchen,“ sagte Montreal, den Pandulpho anlächelnd; „ein beliebter, wohlgeborner und reicher Bürger findet sich auf meiner rechten Seite.“

Pandulpho räusperte sich und erröthete.

Montreal fuhr fort: „Ein Handelsausschuß gäbe eine ehrenvolle Stelle für Signor Vivaldi und die Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten — die Anführung der Heere bliebe für die Barone übrig, mit größerer Berücksichtigung, Signor di Bruttini! der Ansprüche der Barone zweiten Rangs, deren Geburt und Wichtigkeit bisher nicht gebührend anerkannt und geehrt wurde. Meine Herren, wollt Ihr den Malvasier kosten?"

„Aber," sagte Vivaldi nach einer Pause — (Vivaldi rechnete wenigstens darauf, die ganze große Compagnie mit ihrem Tuchbedarf zu versehen) „aber eine so gemäßigte und wohlvertheilte Verfassung würde nie Rienzi's Beitritt erhalten."

„Warum sollte sie auch? was bedarf man des Rienzi?" rief Bruttini. „Rienzi mag noch einen Abstecher nach Böhmen machen!"

„Sachte, sachte," mahnte Montreal. „Ich verzweifle noch nicht. Jede offene Gewalt gegen den Senator würde nur seine Macht verstärken. Nein, nein! demüthigt ihn — laßt die Barone ein, und dann macht ihm Eure Bedingungen. Zwischen den beiden Parteien könnt Ihr ein treffliches Gleichgewicht bilden. Und um Eure neue Verfassung gegen das Uebergreifen der beiden Extreme zu sichern, sind ja Krieger und Ritter genug da, die gegen Ertheilung einer gewissen Würde in der großen Stadt Rom Reiter und Fußvolk zu ihrem Dienst unterhalten würden. Wir Leute von jenseits der Alpen werden oft herb beurtheilt; wir sind Nomaden und Ismaeliten blos weil wir keinen anständigen Rastort haben. Setzt, wenn Ich —"

„Ja, wenn Ihr, edler Ritter Montreal!" sagte Vivaldi.

Die Gesellschaft schwieg in athemloser Aufmerksamkeit, als man plötzlich tief, feierlich, gedämpft die große Glocke vom Capitol ertönen hörte.

„Horch!" sagte Vivaldi; „die Glocke! sie läutet zu einer Exekution; eine ungewöhnliche Stunde!"

„Wahrlich, der Senator wird doch nicht zurückgekommen seyn!" rief erblassend Pandulpho di Guido.

„Nein, nein," sagte Bruttini, „es ist nur ein Räuber

vor zwei Tagen in der Ramagna gefangen. Ich hörte, er solle heut Nacht sterben."

Beim Wort Räuber wechselte Montreal leicht die Farbe. Der Wein kreiste — die Glocke läutete fort — als die erste Ueberraschung vorüber war, beunruhigte man sich nicht mehr darüber. Das Gespräch kam wieder in Gang.

„Was wolltet Ihr sagen, Herr Ritter?" fragte Vivaldi.

„Ha, laßt darauf mich besinnen; ja, als ich von der Nothwendigkeit redete, eine neue Verfassung mit Kraft aufrecht zu halten, sagte ich, daß wenn Ich —"

„Ha, das war es!" rief Bruttini, auf den Tisch schlagend.

„Wenn ich aufgefordert würde, Euch beizustehen — aufgefordert — (bemerkt es wohl, und von dem Legaten des Pabsts absolvirt von meinen früheren Sünden — sie lasten schwer auf mir, edle Herren), daß dann Ich selbst mit meinen tapferen Waffenbrüdern Eure Stadt gegen fremde Feinde und innere Störungen schützen wollte. Kein römischer Bürger sollte nur einen Denaro zu den Kosten beisteuern."

„Viva Frà Moreale!" rief Bruttini, und der Ruf wurde von der ganzen muntern Gesellschaft wiederholt.

„Mir genügt," fuhr Montreal fort, „meine Sünden wieder gut zu machen; Ihr wißt, meine Herren, mein Orden ist Gott und der Kirche geweiht; ich bin ein Krieger-Mönch. Mir genügt, sage ich, meine Sünden gut zu machen durch Vertheidigung der heiligen Stadt. Aber auch ich habe meine besonderen, mehr irdischen Absichten — Wer ist ganz darüber erhaben? Ich — die Glocke ändert ihren Ton des Läutens!"

„Es ist nur der Wechsel, welcher der Hinrichtung vorangeht — der arme Räuber ist im Begriff zu sterben."

Montreal bekreuzte sich und fuhr fort: „Ich bin ein Ritter und ein Edelmann," sagte er stolz, „der Beruf, den ich ergriffen habe, ist das Waffenwerk; aber — ich will es nicht verhehlen — meine Genossen haben mich als einen Mann betrachtet, der seinen Schild durch allzu rücksichtsloses Streben nach Ruhm und Gewinn befleckte. Ich wünsche mich mit meinem Orden auszusöhnen — mir einen neuen

Namen zu erwerben — mit dem Großmeister und dem Pabst Frieden zu machen. Ich habe Winke, meine edlen Herren, Winke habe ich bekommen, daß ich meine Sache am besten fördern könnte, wenn ich in der päbstlichen Hauptstadt Ordnung und Ruhe einführte. Der Legat Albornoz (hier ist sein Brief) empfiehlt mir, ein wachsames Auge auf den Senator zu haben."

„Wahrhaftig," unterbrach ihn Pandulpho, „ich höre drunten Tritte."

„Der Pöbel, der zur Exekution des Räubers läuft," sagte Bruttini; „fahrt fort, Herr Ritter!"

„Und," fuhr Montreal fort, und ließ, eh er weiter redete, sein Auge über seine Zuhörer hinschweifen, „was meint Ihr (ich frage nur nach Eurer Ansicht, welche vielleicht weißer ist als die meinige) — was meint Ihr — es wäre eine passende Vorsichtsmaßregel gegen eine zu willkürliche Ausübung der Macht von Seiten des Senators — was meint Ihr zu der Rückkehr der Colonna und der kühnen Barone von Palestrina?"

„Auf ihre Gesundheit!" rief aufstehend Vivaldi.

Wie von einem plötzlichen Gefühl ergriffen, erhob sich die Gesellschaft. „Auf das Wohlseyn der belagerten Barone!" ward laut gejauchzt.

„Und dann — wie, wenn Ihr — es ist nur eine bescheidene Anfrage — wie, wenn Ihr dem Senator einen Collegen gäbet? Es ist keine Beleidigung gegen ihn. Erst vor Kurzem bekam ein Colonna als Senator einen Collegen in Bartoldo Orsini."

„Eine sehr weise Maßregel!" rief Vivaldi. „Und wo wäre ein College zu finden wie Pandulpho di Guido?"

„Es lebe Pandulpho di Guido!" riefen die Gäste, und wieder wurden die Humpen bis auf den Grund geleert.

„Und wenn ich Euch hiebei mit guten Worten bei dem Senator behülflich seyn kann — (Ihr wißt, er ist mir Geld schuldig; meine Brüder haben ihm Dienste geleistet —) so gebietet nur über Walter von Montreal."

„Und wenn schöne Worte nichts helfen —" sagte Vivaldi.

„So ist die große Compagnie — (beachtet es wohl, Ihr bleibt die Entscheidenden —) an starke Märsche schon gewöhnt."

„Viva Frà Moreale!" riefen Bruttini und Vivaldi zugleich.

„Aufs Wohlseyn aller — meiner Freunde," fuhr Bruttini fort, „aufs Wohlseyn der Barone, der alten Freunde Roms; Pandulpho di Guido's, des neuen Collegen von Rienzi, und Fra Moreale's, des neuen Podesta von Rom!"

„Die Glocke ist verstummt!" sagte Vivaldi, seinen Becher niedersetzend.

„Der Himmel erbarme sich des Räubers!" fügte Bruttini hinzu. Kaum hatte er gesprochen, als man dreimal an der Thüre pochen hörte; die Gäste sahen einander mit dumpfem Staunen an.

„Einige neue Gäste!" sagte Montreal. „Ich bat einige zuverlässige Freunde, diesen Abend zu uns zu kommen. Bei meiner Treue, sie sind willkommen! Tretet ein!"

Langsam that sich die Thüre auf — zu drei und drei traten in voller Rüstung die Wachen des Senators ein. In schweigender Ordnung rückten sie vor. Sie umringten die festliche Tafel — sie erfüllten den geräumigen Saal, und die Lichter des Bankettes strahlten von ihren Panzern, wie von einer stählernen Mauer zurück.

Keine Sylbe brachten die Festgenossen hervor; sie waren wie versteinert. Gleich darauf machten die Wachen Platz und Rienzi selbst erschien. Er näherte sich dem Tisch, faltete die Arme und ließ sein Auge langsam und bedachtsam von Gast zu Gast wandern, bis zuletzt sein Blick auf Montreal haftete, der auch aufgestanden war, und allein von der ganzen Gesellschaft sich von dem jähen Erstaunen wieder erholt hatte.

Und jetzt, wie diese beiden Männer, beide so berühmt, so stolz, gewandt und ehrgeizig, einander Stirn gegen Stirn gegenüberstanden — da war es buchstäblich so, als ob die

wetteifernden Mächte: Stärke und Verstand, Ordnung und Streit, das Beil und die Fascen — die einander bekämpfenden Prinzipe, durch welche Reiche beherrscht und Reiche gestürzt werden, verkörpert und zum Streit gerüstet einander begegnet hätten. Beide standen stumm — wie verzaubert Jeder durch den Blick des Andern — höher von Wuchs und edler in ihrer Erscheinung, als alle Anwesende.

Montreal begann zuerst mit einem erzwungenen Lächeln: „Senator von Rom! darf ich glauben, mein armes Bankett locke Dich hieher, und darf ich mir schmeicheln, diese Bewaffnete seyen ein Beweis höflicher Aufmerksamkeit gegen einen Mann, dessen Zeitvertreib die Waffen sind?“

Rienzi antwortete nicht, sondern winkte mit der Hand seinen Wachen, Montreal ward augenblicklich festgenommen. Von neuem überblickte er die Gäste — wie ein Vogel vor der Klapperschlange bebte Pandulpho di Guido zitternd, bewegungslos, todesblaß, vor dem funkelnden Auge des Senators zurück. Langsam erhob Rienzi seine todbringende Hand gegen den unglücklichen Bürger — Pandulpho sah, empfand sein Geschick, stieß einen Schrei aus, und sank besinnungslos in die Arme der Soldaten.

Noch einen raschen Blick ließ der Senator über den Tisch hinschweifen und wandte sich dann mit verächtlichem Lächeln, als ob er gemeinere Beute verschmähte, ab. Kein Hauch war bis jetzt über seine Lippen gekommen — Alles war ein lautloses Schauspiel gewesen — und sein grimmiges Schweigen hatte seiner überraschenden Erscheinung einen noch erkältenderen Schrecken beigemischt. Erst als er die Thüre erreichte, wandte er sich um, blickte dem Johanniter in sein kühnes und noch trotziges Angesicht, und sagte beinahe flüsternd: „Walter von Montreal! Ihr habt die Todtenglocke gehört!“

Viertes Kapitel.

Das Urtheil über Walter von Montreal.

Schweigend ließ sich der Hauptmann der großen Compagnie in das Gefängniß des Capitols bringen. In demselben Gebäude befanden sich die beiden Nebenbuhler um Roms Herrschaft, der eine im Kerker, der andere im Palast, die Wachen ersparten ihm die Ceremonie der Fesseln und ließen auf dem Tisch eine Lampe zurück, bei deren Licht Montreal entdeckte, daß er nicht allein war; seine Brüder waren ihm schon vorangegangen.

„Ein übles Zusammentreffen!“ sagte der Johanniter, „wir haben schon angenehmere Nächte mit einander verbracht als diese voraussichtlich werden dürfte!“

„Kannst Du noch spaßen, Walter?“ fragte Arimbaldo halb weinend. „Weißt Du nicht, daß unser Urtheil beschlossen ist? Der Tod gähnt uns an!“

„Der Tod!“ wiederholte Montreal, und zum erstenmal jetzt wechselte er die Farbe; zum erstenmal vielleicht in seinem Leben empfand er den lähmenden Schauer der Furcht.

„Der Tod!“ wiederholte er noch einmal. „Unmöglich! Er wagt es nicht — Brettone — die Soldaten, die Nordländer werden sich empören, sie werden uns aus den Klauen des Henkers reißen!“

„Laß eine so eitle Hoffnung fahren!“ sagte Brettone finster, „die Soldaten stehen im Lager vor Palestrina.“

„Ha, Ihr blöde Narren! So kamt Ihr also allein nach Rom? Allein sind wir mit diesem furchtbaren Mann?“

„Du bist der blöde Narr! Warum kamst Du hieher?“ entgegnete der Bruder.

„Nun wahrlich nur deswegen, weil ich Dich Hauptmann des Heeres wußte; und — aber Du hast Recht — von mir war es eine Thorheit, gegen den schlauen Tribun einen ihm so wenig gewachsenen Kopf, wie den Deinigen, zu setzen. Genug! Vorwürfe sind vergeblich! Wann wurdet Ihr verhaftet?“

„Mit der Dämmerung — im Augenblick, wo wir durch die Thore von Rom zogen. Rienzi hielt seinen Einzug geheim."

„Hm! Was kann er gegen mich wissen? Wer kann mich verrathen haben? Meine Schreiber sind erprobt — alle verdienen Vertrauen — den Jüngling ausgenommen, der doch so vielen Eifer zeigt — den Angelo Villani!"

„Villani — Angelo Villani!" riefen die Brüder in Einem Athem; „hast Du Dem etwas vertraut?"

„Nun, ich besorge, er hat, wenigstens theilweise, meine Correspondenz mit Euch und mit den Baronen gesehen — er war unter meinen Schreibern. Wißt Ihr etwas von ihm?"

„Walter — der Himmel hat Dich mit Wahnsinn geschlagen," versetzte Brettone; „Angelo Villani ist der Lieblingsdiener des Senators!"

„So haben mich also diese Augen betrogen!" murmelte Montreal, feierlich und schaudernd, „und als ob ihr Geist auf die Erde zurückgekehrt wäre, sucht mich Gott aus dem Grabe heim!"

Ein langes Schweigen trat ein. Endlich begann Montreal, dessen kühnes und sanguinisches Temperament nie lang sich von Wolken verdüstern ließ, von Neuem: „Sind die Geldkisten des Senators voll? Doch das ist unmöglich!"

„Leer wie die eines Dominikaners."

„So sind wir gerettet. Er soll seinen Preis für unsere Köpfe nennen. Geld muß ihm nützlicher seyn als Blut."

Und als ob durch diesen Gedanken jede weitere Ueberlegung überflüssig geworden wäre, warf Montreal jetzt seinen Mantel ab, sprach ein kurzes Gebet und streckte sich auf eine Pritsche in einer Ecke des Gemachs.

„Ich habe schon auf schlechtern Betten geschlafen," sagte der Ritter, sich dehnend, und in wenigen Minuten war er in festem Schlummer.

Die Brüder lauschten seinen tiefen und regelmäßigen Athemzügen mit Neid und Verwunderung, aber sie waren nicht in der Stimmung zu Gesprächen. Still und sprachlos saßen sie wie Bildsäulen neben dem Schläfer. Die Zeit

verging, und die erste Kühle der anbrechenden Dämmerung drang durch die Gitter ihrer Zelle. Die Riegel knarrten, die Thüre that sich auf, sechs Bewaffnete traten ein, gingen an den Brüdern vorbei und einer von ihnen rührte Montreal an.

„Ha!“ sagte dieser, noch im Schlaf sich umwendend, in der sanften provenzalischen Mundart, „ha, süße Adeline, wir wollen noch nicht aufstehen — es ist so lang, daß wir getrennt waren!“

„Was sagt er?“ brummte die Wache, Montreal derber schüttelnd. Der Ritter sprang rasch auf und seine Hand griff nach dem obern Bettpfosten, wie nach seinem Schwert suchend. Verstört sah er sich um, rieb sich die Augen, und dann die Wache anstarrend, erwachte er zum Bewußtseyn seiner Lage.

„Ihr steht früh auf, hier im Capitol,“ sagte er; „Wer begehrt meiner?“

„Sie warten auf Euch!“

„Sie? Wer?“ sagte Montreal.

„Die Folter!“ versetzte der Soldat mit boshaftem Grinsen.

Der große Hauptmann sagte kein Wort. Einen Augenblick betrachtete er die sechs Wachen, als mäße er seine Kraft gegen die ihrige ab. Dann schweifte sein Auge durch das Gemach. Die plumpste Eisenstange wäre ihm lieber gewesen, als ihm je der gediegenste Stahl von Mailand war. Mit einem Seufzer endigte er seinen spürenden Ueberblick, warf sich den Mantel über die Schultern, nickte seinen Brüdern zu und folgte den Wachen.

In einem Saal des Capitols, behangen mit der unheilbedeutenden blutrothen Seide mit weißen Streifen, saß Rienzi mit seinen Räthen. Ueber eine Vertiefung des Zimmers war ein schwarzer Vorhang niedergelassen.

„Walter von Montreal,“ begann ein kleiner Mann am Ende der Tafel. „Ritter des erlauchten Ordens des heiligen Johannes von Jerusalem.“

„Und Hauptmann der großen Compagnie," setzte der Gefangene mit fester Stimme hinzu.

„Ihr seyd angeklagt mehrfacher Verbrechen — der Räuberei und des Mords in Toskana, in der Romagna und in Apulien —"

„Der Räuberei und des Mords!" — sagte Montreal sich aufrichtend; „tapfre Männer und wehrhafte Ritter würden statt dessen die Worte: Krieg und Sieg gebrauchen. Auf diese Anklagen bekenne ich mich schuldig! Fahrt fort!"

„Demnächst seyd Ihr angeklagt verrätherischer Verschwörung gegen die Freiheit Roms zu Gunsten der Wiedereinsetzung der geächteten Barone und der verrätherischen Correspondenz mit Stephanello Colonna in Palestrina."

„Mein Ankläger?"

„Tretet vor, Angelo Villani!"

„Du also bist mein Angeber," sagte Montreal fest. „Ich verdiente dieß. Ich ersuche Euch, Senator von Rom, laßt diesen jungen Mann abtreten. Ich gestehe meine Correspondenz mit dem Colonna und meine Absicht, die Barone wieder einzusetzen."

Rienzi winkte dem Villani, der sich verbeugte und entfernte.

„So bleibt Euch, Walter von Montreal, nichts mehr übrig, als getreu und vollständig die einzelnen Umstände Eurer Verschwörung anzugeben."

„Das ist unmöglich," versetzte Montreal nachlässig hinwerfend.

„Und warum?"

„Weil ich, über mein eignes Leben nach Gefallen schaltend, das Leben von Andern nicht durch Verrath opfern will."

„Besinne Dich — Du wolltest das Leben Deines Richters durch Verrath opfern!"

„Nicht durch Verrath — Du schenktest mir kein Vertrauen."

„Das Gesetz, Walter von Montreal, hat scharfe Fragmittel — schau her!"

Der schwarze Vorhang ward weggezogen und Montreals

Auge fiel auf den Henker und die Folter. Seine stolze Brust hob sich vor Entrüstung.

„Senator von Rom," sagte er, „diese Werkzeuge sind für Knechte und Schurken. Ich bin ein Krieger und Anführer gewesen; ich habe Leben und Tod in meinen Händen gehabt — ich habe verfügt nach Gutdünken; aber meines Gleichen und meinen Feinden bot ich nie die Schmach der Folter!"

Ein beifälliger, heitrer Ausdruck trat auf der hohen Stirn des Senators hervor.

„Herr Walter von Montreal," sagte er ernst, aber mit einer gewissen achtungsvollen Höflichkeit, „Eure Antwort ist so, wie sie aus dem Munde tapfrer Männer natürlich kommen muß. Aber lernt von mir, den das Schicksal zu Euerm Richter machte, daß bei Knechten und Schurken so wenig als bei Rittern und Edeln solche Werkzeuge die geeigneten Mittel des Gesetzes oder die Proben der Wahrheit sind. Ich gab nur dem Wunsch dieser ehrwürdigen Räthe nach, Deine Nerven zu prüfen. Aber wärest Du auch der geringste Bauer der Campagna — vor meinem Richterstuhl dürftest Du nicht vor der Tortur bangen. Walter von Montreal, ist unter den Fürsten Italiens die Du kennen gelernt, unter den römischen Baronen, denen Du Hülfe leisten wolltest, Einer, der sich dessen rühmen könnte?"

„Ich strebte nur darnach," sagte Montreal mit einigem Zögern, „die Barone neben Dir wieder herzustellen; auch stellte ich nicht Deinem Leben nach!"

Rienzi runzelte die Stirne; „genug," sagte er hastig, „Johanniter-Ritter! ich kenne Deine geheimen Entwürfe; Ausflüchte und Deuteleien ziemen und nützen Dir nicht. Hast Du auch nicht meinem, so hast Du doch dem Leben Roms nachgestellt. Du hast auf Erden Dir noch eine Gunst auszubitten — die Art Deines Todes!"

Montreals Lippen zogen sich krampfhaft zusammen.

„Senator," sagte er mit leiser Stimme, „darf ich um ein Gespräch mit Dir allein nur für eine Minute nachsuchen?"

Die Räthe schauten auf.

„Mein Gebieter,“ flüsterte der Aelteste von ihnen, „ohne Zweifel hat er verborgene Waffen — trau' ihm nicht!“

„Gefangener,“ versetzte nach einem augenblicklichen Bedenken Rienzi; „wenn Du Gnade nachsuchen willst, so ist Dein Begehren fruchtlos und vor meinen Räthen und Beiständen habe ich kein Geheimniß; — sprich aus was Du zu sagen hast!“

„Höre mich dennoch an,“ sagte der Gefangene, die Arme kreuzend; „es betrifft nicht mein Leben, sondern Roms Wohlfahrt.“

„Dann,“ sagte Rienzi in verändertem Tone, „ist Deine Bitte gewährt. Du magst vielleicht Deine Schuld mit einem meuchlerischen Anschlag vermehren; aber für Rom wollte ich auch größern Gefahren mich aussetzen.“

Mit diesen Worten winkte er den Räthen, welche sich langsam durch die Thüre, durch welche Villani eingetreten war, entfernten, indeß die Wachen ans äußerste Ende des Saals zurücktraten.

„Jetzt Walter von Montreal fasse Dich kurz! Deine Augenblicke sind gezählt.“

„Senator,“ sagte Montreal, „mein Leben kann Dir nur wenig nützen; die Leute werden sagen, Du habest Deinen Gläubiger Dir vom Hals geschafft, um Deiner Schuld los zu werden. Bestimme eine Summe für mein Leben, schlag' es so hoch an wie das eines Monarchen — Du sollst bis auf den letzten Goldgulden bezahlt und Dein Schatz soll auf fünf Jahre hinein gefüllt werden. Wenn der buono Stato auf Deiner Regierung beruht, wird Dir Deine Vorsorge für Rom nicht gestatten, mein Gesuch zurückzuweisen.“

„Ihr täuscht Euch in mir, kecker Räuber!“ sagte Rienzi finster, „gegen Euern Verrath könnte ich mich wahren und ihn deßhalb verzeihen, aber anders ist es mit Eurem Ehrgeiz! Merk auf! ich kenne Dich! Lege Deine Hand aufs Herz und sage mir, ob Du, könnten wir unsre Lage vertauschen, ob Du, als Rienzi, um alles Gold der Erde das Leben Walters von Montreal Dir abkaufen ließest? Was der Menschen Urtheil über meine Handlungsweise betrifft, so muß

ich mir das gefallen lassen; aber um meines eignen Bewußtseyns willen darf ich mir das Auge nicht durch Bestechung blenden lassen. Ich bin Gott verantwortlich für Roms Sicherheit. Und Rom zittert, so lange das Haupt der großen Compagnie lebt in dem Entwürfe brütenden Hirn, in dem verwegnen Herzen Walters von Montreal. Mann — so reich, groß und fein Du bist — Deine Stunden sind gezählt! mit Sonnenaufgang mußt Du sterben!"

Montreals auf des Senators Antlitz geheftetes Auge sah, daß keine Hoffnung mehr blieb; sein Stolz und seine Stärke kehrten ihm zurück.

„Wir haben unnütze Worte verschwendet," sagte er. „Ich habe ein großes Spiel gespielt, habe es verloren und muß jetzt die Strafe büßen! Ich bin gefaßt. An der Schwelle zweier Welten überkommt Einen der finstre Geist der Weissagung. Senator, ich gehe Dir voran, um anzusagen, daß im Himmel oder in der Hölle binnen wenigen Tagen muß Raum geschafft werden für einen Gewaltigeren als ich bin."

Wie er so sprach, schien seine Gestalt zu wachsen und sein Auge funkelte; und Rienzi bebte innerlich zusammen wie noch nie, fuhr zurück und bedeckte sein Antlitz mit der Hand.

„Die Art Eures Todes?" fragte er mit hohler Stimme.

„Das Beil, wie es sich für Ritter und Krieger ziemt. Für Dich, Senator, hat das Schicksal einen minder edeln Tod aufbehalten."

„Schweig, Räuber!" rief Rienzi leidenschaftlich; „Wachen, führt den Gefangnen zurück. Mit Sonnenaufgang, Montreal —"

„Geht die Sonne der Geißel von Italien unter," sagte der Ritter mit Bitterkeit. „Sey es. Noch eine Bitte. Der Johanniter-Orden rühmt sich seiner Verwandtschaft mit dem der Augustiner; gewährt mir einen Beichtiger aus diesem Orden."

„Zugestanden; und zur Vergeltung für Deine Angaben will ich, der ich Dir im Zeitlichen keine Barmherzigkeit erweisen kann, den Richter Aller um Gnade für Deine Seele anflehen."

„Senator, ich brauche keines Menschen Vermittlung mehr. Meine Brüder? Ihr Tod ist nicht erforderlich zu Deiner Sicherheit oder Rache."

Rienzi besann sich einen Augenblick. „Nein," sagte er, „gefährliche Werkzeuge waren sie, aber ohne die sie lenkende Hand werden sie unschädlich verrosten. Auch haben sie mir einmal Dienste geleistet. Gefangner, ihr Leben soll geschont werden."

Fünftes Kapitel.

Die Entdeckung.

Der Rath war aufgehoben — Rienzi eilte in seine Zimmer. Unterwegs begegnete er Villani — er drückte dem Jüngling mit Wärme die Hand. „Du hast Rom und mich aus großer Gefahr gerettet," sagte er, „die Heiligen mögen es Dir lohnen!" Ohne Villani's Antwort abzuwarten, eilte er weiter. Nina, ängstlich und verstört, erwartete ihn in ihrem Gemach.

„Noch nicht zu Bett?" sagte er, „ei, ei Nina! selbst Deine Schönheit wird solche Nachtwachen nicht aushalten."

„Ich konnte nicht ruhen bis ich Dich gesehen. Ich höre (ganz Rom hat es zuvor gehört), Du habest Walter von Montreal festgenommen und er solle durch Scharfrichtershand sterben."

„Der erste Räuber, der je eines so tapfern Todes starb," erwiederte Rienzi, sich langsam entkleidend.

„Cola, ich habe nie Deine Entwürfe — Deine Politik auch nur durch leisen Rath durchkreuzt. Mir genügt, mich des günstigen Erfolgs derselben zu freuen, über ihr Fehlschlagen zu trauern. Jetzt wende ich mich mit Einer Bitte an Dich, schone mir das Leben dieses Mannes!"

„Nina!"

„Höre mich — um Deinetwillen rede ich jetzt. Trotz seiner Verbrechen haben seine Tapferkeit und sein hoher

Geist ihm Bewunderer selbst unter seinen Feinden gewonnen. Mancher Fürst, mancher Staat, der insgeheim seines Falls sich freute, wird Abscheu gegen seinen Richter an den Tag zu legen sich beeifern. Höre mich weiter: seine Brüder waren Dir zu Deiner Rückkehr behülflich; die Welt wird Dich undankbar schelten. Seine Brüder haben Dir Geld geliehen; die Welt — Pfui über sie! — wird Dich —".

„Halt!" unterbrach sie der Senator. „Alles was Du sagst, stellte ich mir selbst im Geiste vor. Aber Du kennst mich; vor Dir verhehle und verheimliche ich nichts. Kein Vertrag kann Montreals Treue binden — keine Gnade seine Dankbarkeit gewinnen. Vor seiner blutigen Rechten verschwinden Treue und Gerechtigkeit. Wenn ich Montreal verurtheile, setze ich mich der Lästerung und Gefahren aus — zugegeben. Wenn ich ihn freigebe, werden noch vor den ersten Regenschauern des Aprils die Schlachtrosse der Nordmänner in den Hallen des Capitols wiehern. Was soll ich aufs Spiel setzen bei dieser Wahl — mich selbst oder Rom? Dringe nicht weiter in mich — zu Bett, zu Bett!"

„Könntest Du die Ahnungen in meiner Seele lesen, Cola, trüb, dumpf, unerklärlich!"

„Ahnungen! ich habe meine eignen," antwortete Rienzi trübsinnig und sah stier in die leere Luft, als ob seine Gedanken sie mit Gespenstern bevölkerten. Dann die Augen gen Himmel erhebend, sprach er mit jener fanatischen Heftigkeit, auf welcher großentheils seine Stärke sowohl als seine Schwäche beruhte: „Herr! die Sünde Sauls wenigstens sey nicht die meinige! der Amalekiter soll nicht am Leben bleiben!"

Während Rienzi einen kurzen, verstörten und unruhigen Schlummer genoß, welchen Nina bewachte — sie, die schlaflos, angstvoll, in Thränen schwimmend, von dunkeln und schrecklichen Ahnungen gequält war — fühlte sich der Ankläger glücklicher als der Richter. Die letzten verschwimmenden Gedanken, welche vor dem Versinken in den Schlaf der jungen Seele Angelo Villani's vorgaukelten, waren glänzend und hoffnungsvoll. Er fühlte keine von der Ehre geweckte

Reue darüber, daß er das Vertrauen eines Menschen in die Falle gelockt — er fühlte nur dieß, daß sein Plan gelungen, daß sein Auftrag erfüllt war. Die dankbaren Worte Rienzi's klangen in seinem Ohr und die Aussichten auf Vermögen und Macht unter dem Scepter des römischen Senators wiegten ihn in Schlummer und tauchten alle seine Träume in lichte Farben.

Kaum drei Stunden jedoch hatte er geschlafen, als er von einem der Palastbedienten, der selbst halb im Schlaf war, geweckt wurde.

„Verzeiht mir, Messere Villani," sagte er, „aber drunten ist ein Bote von der guten Schwester Ursula; er bittet Euch, augenblicklich ins Kloster zu eilen; sie ist auf den Tod krank und hat Zeitungen, welche Deine ungesäumte Gegenwart heischen."

Angelo, dessen krankhafte Empfindlichkeit im Punkte seiner Abstammung sich beständig mit unbestimmten aber hochstrebenden Hoffnungen kitzelte, fuhr auf, kleidete sich eilig an und begab sich in Gesellschaft des unten wartenden Boten in das Kloster. Im Hof des Capitols und bei der Löwentreppe hörte man schon das lärmende Getöse der Zimmerleute und sich umsehend gewahrte Villani das Schaffot, schwarz verhängt — wie eine Wolke im grauen Lichte der Dämmerung schlafend — und zugleich schlug die Glocke des Kapitols schwer und dumpf an. Ein Stich ging ihm schauernd durchs Herz. Er eilte fort — trotz der großen Frühe der Stunde begegnete er Gruppen beiderlei Geschlechts, welche auf den Straßen sich hin und her bewegten, und Zeugen seyn wollten von der Hinrichtung des gefürchteten Hauptmanns der großen Compagnie. Das Augustinerkloster lag am entferntesten Ende der auch damals noch so weitläuftigen Stadt und der rothe Schimmer auf den Hügelspitzen verkündigte schon die aufgehende Sonne, als der junge Mann das ehrwürdige Portal erreichte. Sein Name verschaffte ihm ungesäumt Einlaß.

„Gebe der Himmel," sagte eine alte Nonne, die ihn durch einen langen, gewundenen Gang führte, „daß Du der kran-

ken Schwester Trost bringest; sie hat seit der Frühmesse schmerzlich nach Dir geseufzt."

In einer Zelle, eingerichtet zum Empfang von Besuchen aus der Welt draußen, bei solchen Schwestern, welche die hiezu erforderliche Dispensation erlangt hatten, saß die bejahrte Nonne. Angelo hatte sie seit seiner Rückkehr nach Rom nur Einmal gesehen, und seit damals hatte die Krankheit rasche, ihre Züge und Gestalt verwüstende Fortschritte gemacht. Und jetzt, in ihren leichenähnlichen Kleidern und mit ihrem abgezehrten Körper, sah sie bei dem Licht des Morgens aus wie ein Gespenst, das der Tag noch über der Erde überrascht hat. Dennoch näherte sie sich dem Jüngling mit einer kräftigern und rascheren Bewegung, als bei ihrem abgezehrten, geisterhaften Aussehen möglich schien. „Du bist gekommen," sagte sie. „Gut, gut! diesen Morgen nach der Frühmesse nahm mein Beichtvater, ein Augustiner, der allein die Geheimnisse meines Lebens kennt, mich bei Seite und erzählte mir, daß Walter von Montreal von dem Senator festgenommen — daß er zum Tode verurtheilt worden sey, und daß man Einen von der Brüderschaft der Augustiner habe holen lassen, um ihm in seinen letzten Stunden beizustehen — ist es so?"

„Man hat Dir die Wahrheit berichtet," sagte Angelo sich verwundernd. „Der Mann, bei dessen Namen Du pflegtest zu schaudern — vor dem Du mich so oft gewarnt hast — stirbt mit Sonnenaufgang."

„So bald! So bald! O barmherzige Mutter! Fliehe hin! Du bist um die Person des Senators, Du stehst in hoher Gunst bei ihm! stürze Dich vor ihm auf die Kniee — und willst Du auf Gottes Gnade hoffen, so steh' nicht auf, als bis Du das Leben des Provenzalen von ihm erfleht hast!"

„Sie rast," murmelte Angelo mit bleichen Lippen.

„Ich rase nicht — Knabe!" kreischte die Schwester wild, „wisse, daß meine Tochter sein Kebsweib war! Er entehrte unser Haus — ein Haus, das erlauchter war, als das seine. Sündhaft, wie ich war, schwur ich ihm Rache. Sein Knabe — sie hatten nur Einen! — ward im Lager eines Räubers

auferzogen; ein Leben voll Blutvergießen — ein schimpflicher Tod — die ewige Verdammniß lagen vor ihm. Ich entriß das Kind einem solchen Schicksal — ich trug es fort — ich sagte dem Vater, es sey todt — ich bahnte ihm den Weg zu einem rühmlichen Glück. Möge mir meine Sünde verziehen werden! Angelo Villani, dies Kind bist Du! Walter von Montreal ist Dein Vater. Aber jetzt, am Rande des Grabes schwankend, schaudere ich bei den Rachegedanken, die ich sonst nährte. Vielleicht — —"

„Eine verfluchte Sünderin!" unterbrach sie Villani mit lautem Brüllen — „eine verfluchte Sünderin — ja, das bist Du wahrlich! Wisse, daß ich es war, der den Geliebten Deiner Tochter verrieth! durch den Verrath seines Sohnes stirbt der Vater!"

Keinen Augenblick länger zögerte er; er wartete den Eindruck seiner Worte auf die Alte nicht mehr ab. Wie ein Wahnsinniger — wie Einer, den ein böser Geist besitzt oder verfolgt — stürzte er aus dem Kloster, rannte er durch die öden Straßen. Die Todesglocke schlug zuerst kaum vernehmbar, dann laut in sein Ohr. Jeder Schlag erschien ihm wie der Fluch Gottes — durchrannt hatte er die verlassenen Stadtviertel — vor ihm her strömten jetzt Menschenhaufen — er gerieth hinein in den lebendigen Strom — er wurde aufgehalten, zurückgedrängt; Tausende und aber Tausende waren um ihn, vor ihm. Athemlos, keuchend drängte er sich weiter — er bahnte sich mit Gewalt den Weg — er hörte nicht — er sah nicht mehr — Alles war wie ein Traum. Auf flammte die Sonne über den fernen Hügeln! — die Glocke verstummte. Rechts und links stieß er die Menschenmenge zurück — seine Stärke war die eines Riesen. Er näherte sich dem verhängnißvollen Ort. Ein tödtliches Schweigen lag wie eine schwüle Gewitterluft auf der Menge. Er hörte, als er vordrang, eine tiefe und klare Stimme — es war seines Vaters Stimme! sie verstummte — die Versammlung athmete tief auf — sie murmelten — sie wogten hin und her. Zu, immer zu rannte Angelo Villani. Die Wachen des Senators verlegten ihm den Weg; er stieß ihre Piken

weg — er entwand sich ihren Armen — er drängte sich durch die Mauer der Bewaffneten — er stand auf dem Platz des Capitols.

„Halt, halt!“ wollte er rufen — aber die Zunge klebte ihm am Gaumen. Er sah das funkelnde Beil — er sah den hingebogenen Hals. Ehe er zum zweiten Mal Athem holte, ward ein entstelltes, vom Rumpf getrenntes Haupt emporgehoben — Walter von Montreal war nicht mehr!

Villani sah es — er sank nicht in Ohnmacht, er bebte nicht zurück, er athmete nicht! aber er wandte sein Auge von dem aufgehobenen, bluttriefenden Haupt gegen den Balkon, auf welchem, der Sitte gemäß, in feierlichem Prunk, der Senator von Rom saß — und das Antlitz des jungen Mannes war wie das Antlitz eines Dämons.

„Ha!“ sagte er, vor sich hinmurmelnd und sich der Worte Rienzi's vor sieben Jahren erinnernd — „Glücklich bist Du, daß Du kein Verwandtenblut zu rächen hast!“

Sechstes Kapitel.

Das Hereindrohen der Gefahr.

Walter von Montreal ward in der Kirche St. Maria von Araceli begraben. Aber das Unheil, das er angerichtet, lebte noch nach ihm fort. Obgleich der Pöbel, bis zu seiner Festnahme, gegen Rienzi gemurrt hatte, daß er einen so offenkundigen Freibeuter so ungestört schalten und walten ließ, so war er doch kaum todt, als sie schon den Gegenstand ihres Schreckens bemitleideten. Vermöge der eigenthümlichen Art von Frömmigkeit, welche Montreal immer treulich beibehalten hatte, als einen anständigen und natürlichen Zug im Charakter eines Kriegers, hatte er, sobald sein Todesurtheil gesprochen war, sich zur andächtigen Vorbereitung auf den Tod bequemt. Mit dem Augustiner-Mönch brachte er den kurzen Rest der Nacht in Gebet und Beichte zu — tröstete seine Brüder — und ging zum Schaffot mit dem Schritt

eines Helden und der Seelenruhe eines Märtyrers. So wunderbar vermag das menschliche Herz sich zu täuschen, daß beinahe die letzten Worte des tapfern Kriegers, weit entfernt, daß er Reue empfunden hätte über ein Leben voll gewerbsmäßig betriebenen Raubs und Mords, stolze Anrühmungen seiner Thaten waren: „Seyd tapfer, wie ich," sagte er zu seinen Brüdern, „und bedenkt, daß Ihr jetzt die Erben des Siegers von Apulien, Toskana und der Mark seyd!" (1)

Dies Selbstvertrauen dauerte auf dem Schaffot noch fort. „Ich sterbe," sprach er, die Römer anredend — „ich sterbe zufrieden, da meine Gebeine ruhen werden in der heiligen Stadt St. Peters und St. Pauls, und der Soldat Christi den Begräbnißplatz der Apostel erbt. Aber ich sterbe ungerechterweise. Mein Reichthum ist mein Verbrechen — die Armuth Eures Staats wird mir zur Anklage. Senator von Rom! Du magst meine letzte Stunde beneiden — Männer wie Walter von Montreal fallen nicht ungerächt." Nach diesen Worten kehrte er sich nach Morgen, murmelte ein kurzes Gebet, kniete langsam nieder, und sagte wie zu sich selbst: „Rom bewahre meine Asche! die Erde mein Gedächtniß — das Schicksal meine Rache — und nun, Himmel! nimm meine Seele auf! — Haut zu!" Auf den ersten Streich ward der Kopf vom Rumpfe getrennt.

Da man um seine Verrätherei nur unvollkommen wußte, und die Furcht vor ihm bald vergaß, war Alles, was von der Erinnerung an Walter von Montreal in Rom zurückblieb: Bewunderung seines Heroismus und Mitleid mit seinem Ende. (2) Das Schicksal des Pandulpho di Guido, welcher einige Tage später ihm im Tod folgte, erregte noch tiefere, obgleich nicht so lebhaft geäußerte Verstimmung gegen den Senator. „Er war einst Rienzi's Freund!" sagte der Eine; „Er war ein redlicher, geradsinniger Bürger!" murmelte ein zweiter; „Er war ein Anwalt des Volkes!" grollte Cecco del Vecchio. Nicht ohne äußersten Widerwillen hatte Rienzi Pandulpho's Todesurtheil unterzeichnet. Hart kämpfte mit dem bittern Unmuth über verrathenes Vertrauen die Erinnerung an die alte Neigung. Aber Rienzi hatte sich zu dem

Entschluß erhoben: unbeugsam gerecht zu seyn und jede Rom bedrohende Gefahr so anzusehen, wie einem Römer ziemte. Umsonst suchte er nach Entschuldigungen für Pandulpho, umsonst strebte er sich selbst zu überzeugen, sein Leben könne ohne Nachtheil für den Staat geschont werden; jede neue Nachforschung überzeugte ihn nur unwidersprechlicher von der Größe des Verraths von Seiten des Verhafteten und von der Stärke seiner Partei — gerade die Theilnahme, die er in Rom fand, war ein Beweis von der weiten Verzweigung seiner Verschwörung. Rienzi erinnerte sich, daß er immer nur Vertrauen bewiesen hatte, um sich dann verrathen zu sehen, daß, so oft er Verzeihung gewährt, er immer nur die Feindschaft geschärft hatte. Er befand sich unter einem trotzigen Pöbel, ungewissen Freunden, listigen Feinden; und unzeitige Barmherzigkeit war nur eine Aufmunterungsprämie für Verschwörungen. Und doch brach, als Pandulpho starb, der Senator in die schmerzlichsten Thränen aus. „Soll ich nie wieder die Wollust des Verzeihens haben?“ rief er aus. Die fühllosen Zeugen dieser leidenschaftlichen Aufregung betrachteten sie theils als Schwäche, theils als Heuchelei. Aber die Hinrichtung brachte für den Augenblick die gewünschte Wirkung hervor. Aller aufrührerische Geist legte sich. Schrecken verbreitete sich durch die Stadt, Ordnung und Friede stellten sich äußerlich auf der Oberfläche wieder her, aber in der Tiefe — nach dem kräftigen Ausdruck eines Zeitgenossen — lo mormorito quetamente suonava.“ *

Prüft man ohne Leidenschaft die Handlungsweise Rienzi's während dieser unheimlichen Periode seines Lebens, so ist es kaum möglich, ihm hinsichtlich seiner Politik auch nur einen einzigen Vorwurf zu machen. Von seinen Fehlern geheilt, gefiel er sich nicht mehr in Schaustellung von unnöthigem Prunk — er gab sich nicht der Befriedigung trunkenen Stolzes hin — die glänzende Einbildungskraft — denn mehr diese, als Eitelkeit, hatte den Tribun zu den prächtigen Schauspielen, die er veranstaltete, getrieben, war jetzt durch die nüchterne Erinnerung an ernste Schicksalswechsel und

* Grollte das Gemurmel fast unhörbar fort.

durch die ernste Ruhe eines gereifteren Verstandes in Schlummer gewiegt. Mäßig, umsichtig, wachsam, gesammelt wie er — sah man, nach dem Zeugniß eines unparteiischen Schriftstellers, nie einen so außerordentlichen Mann. In ihm drängten sich alle Gedanken auf das, was Rom noth thue, zusammen. Unermüdet thätig besah, ordnete, regelte er Alles; in der Stadt, beim Heer, für Krieg und Frieden. Aber er wurde schwach unterstützt und die Menschen, deren er sich bediente, erschienen neben der Energie ihres Gebieters lau und schläfrig. Noch waren seine Waffen glücklich; Platz um Platz, Feste um Feste ergaben sich dem Lieutenant des Senators und die Uebergabe von Palestrina selbst ward stündlich erwartet. Seine Kunst und Gewandtheit zeigten sich immer überraschend in schwierigen Lagen, und ohne Zweifel hat der Leser sich überzeugt, in wie hohem Grade er jene Eigenschaften bewährte in der Art, womit er sich der eisernen Vormundschaft seiner fremden Söldner entledigte. Als Montreal hingerichtet, seine Brüder, obgleich man ihres Lebens schonte, in Haft gehalten wurden, ergriff eine Furcht, welche Achtung im Gefolge hatte, die Brust der Miethlinge. Von Rom entfernt und unter Annibaldi gegen die Barone verwendet, wurden durch beständige Thätigkeit und beständiges Glück diese nothwendigen Feinde abgehalten, ihren Herrn anzufallen; während Rienzi, geneigt dem natürlichen Widerwillen der Römer nachzugeben, die Nordländer von aller Berührung mit der Stadt abschnitt, und, wie er sich rühmte, der einzige Gebieter in Italien war, der nur von seinen Bürgern in seinem Palast bewacht herrschte.

Trotz seiner gefahrvollen Lage, trotz seines Argwohns und seiner Besorgnisse befleckte doch keine muthwillige Grausamkeit seine strenge Gerechtigkeitspflege — Montreal und Pandulpho di Guido waren die einzigen Staatsopfer, die er forderte. Wenn nach dem finstern Machiavellismus der italienischen Weisheit der Tod dieser Feinde unpolitisch war, so lag das Unpolitische nicht in dem Akt selbst, sondern in der Art seiner Vollziehung. Ein Fürst von Bologna oder von Mailand hätte die durch das Schaffot erregte Theil-

nahme vermieden, und Gift oder der Dolch hätten auf gefahrlosere Weise das Beil vertreten. Aber bei all seinen wirklichen oder ihm nur angedichteten Fehlern — keine einzige That jener schändlichen und mörderischen Politik, in welcher die Weisheit der glücklichsten Fürsten Italiens bestand, förderte je den Ehrgeiz oder verbürgte die Sicherheit des letzten römischen Tribuns. Was immer seine Irrthümer waren — er lebte und starb, wie einem Mann ziemte, der den eiteln aber schönen Traum träumte: bei einem verdorbenen und feigen Volk den Genius der alten Republik wieder ins Leben rufen zu können.

Von Allen, welche in des Senators Diensten standen, war jetzt Angelo Villani der Eifrigste und der Geehrteste. Rienzi beförderte ihn zu einem hohen bürgerlichen Amt, und empfand es wie eine Rückkehr der Jugend, daß er Jemand besaß, der Ansprüche auf seine Dankbarkeit hatte; er liebte den Jüngling, er vertraute ihm wie seinem Sohn. Villani wich nie von seiner Seite, außer um sich mit den verschiedenen Häuptern des Volks in den verschiedenen Quartieren der Stadt zu besprechen, und bei diesem Verkehr war sein Eifer unermüdlich; er schien sogar an seiner Gesundheit zu zehren, und Rienzi machte ihm zärtliche Vorwürfe, wenn er, aus seinen eigenen Träumereien auffahrend, sein irres Auge, seine gelbe Bläſſe wahrnahm, welche an die Stelle des Glanzes und der Blüthe der Jugend getreten waren.

Solche Vorwürfe beantwortete der junge Mann nur mit den immer gleichen Worten: „Senator, ich habe eine große Pflicht zu erfüllen;" und zu diesen Worten lächelte er.

Eines Tags sagte Villani, als er um den Senator war, ziemlich rasch: „Erinnert Ihr Euch noch, mein Gebieter, daß ich vor Viterbo eine solche Waffenprobe ablegte, daß selbst der Cardinal Albornoz mich seiner freundlichen Aufmerksamkeit würdigte?"

„Wohl erinnere ich mich Deiner Tapferkeit, Angelo; aber warum diese Frage?"

„Mein Gebieter, Bellini, der Hauptmann der Wachen des Capitols, ist gefährlich krank."

„Ich weiß es."

„Wem kann mein Gebieter diese Stelle anvertrauen?"

„Nun, dem Lieutenant."

„Was! einem Soldaten, der unter den Orsini gedient hat?"

„Wahr! Nun gut! So ist Tommaso Filangieri da."

„Ein trefflicher Mann! aber ist er nicht ein Blutsfreund von Pandulpho di Guido?"

„Ha — ist er das? das muß ich bedenken. Hast Du mir einen Freund zu nennen?" sagte der Senator lächelnd. „Mich dünkt, Deine Bedenklichkeiten zielen darauf hin?"

„Mein Gebieter," versetzte Villani erröthend; „ich bin vielleicht zu jung. Aber der Posten ist von der Art, daß er mehr Treue als Erfahrung und Jahre erheischt; soll ich es gestehen? meine Neigung geht mehr dahin, Dir mit dem Schwert, als mit der Feder zu dienen."

„Willst Du in der That den Posten annehmen? Er ist von minderer Würde und Vortheil, als Dein jetziger, und Du bist noch gar jung dazu, diese halsstarrigen Geister zu bemeistern."

„Senator, ich führte größere Männer, als diese sind, an bei dem Sturm auf Viterbo. Aber sey es, wie es Deiner überlegenen Klugheit gut scheint. Was Du aber thun magst, ich bitte Dich: sey vorsichtig. Wenn Du einen Verräther wähltest zu dem Commando der Wachen des Capitols! Ich zittere bei dem Gedanken!"

„Bei meiner Treue, Du wirst ganz blaß darüber, lieber Knabe, Deine Liebe ist ein süßer Tropfen in einem bittern Trank. Welchen Besseren kann ich wählen, als Dich? Du sollst den Posten haben, wenigstens für die Dauer von Bellini's Krankheit. Ich will heute dafür sorgen. Auch wird das Geschäft Deinen jungen Geist weniger angreifen, als das, was Dir jetzt obliegt. Du hast Dich in unserem Dienst zu sehr angestrengt!"

„Senator; ich kann nur meine gewohnte Antwort wiederholen: ich habe eine große Pflicht zu erfüllen!"

Siebentes Kapitel.

Die Steuer.

Nachdem diese furchtbaren Verschwörungen erstickt, die Barone beinah besiegt und drei Viertheile des päbstlichen Gebiets wieder mit Rom vereinigt waren, dachte Rienzi jetzt mit Sicherheit einen seiner Lieblingsentwürfe zur Erhaltung der Freiheit seiner Vaterstadt ins Werk setzen zu können, und dieser bestand darin: in jedem Quartier Roms eine römische Legion aufzubringen und zu organisiren. Indem sie sich zur Vertheidigung ihrer Verfassung waffneten, hoffte er aus den Bürgern der Stadt selbst die gesammte, nöthige Mannschaft für Rom zu bilden.

Aber so elend waren die Werkzeuge, mit welchen dieser große Mann seine edeln Plane auszuführen verdammt war, daß sich Niemand fand, der seinem Vaterland dienen wollte, ohne einen Sold, der dem an ausländische Miethtruppen bezahlten gleich kam. Mit dem Uebermuth, welcher einem in frühern Zeiten großen Geschlecht eigen ist, sagte jeder Römer: „bin ich nicht besser, als ein Deutscher? So bezahlt mich auch in diesem Verhältniß!"

Der Senator verbiß seinen Unmuth — er hatte endlich einsehen lernen, daß das Zeitalter der Catone vorüber war. Aus einem kecken Enthusiasten hatte ihn die Erfahrung in einen praktischen Staatsmann verwandelt. Die Legionen waren für Rom unerläßlich — sie wurden gebildet — stattlich war ihr Aeußeres, tadellos ihre Ausrüstung. Wie sollte man sie bezahlen? Es gab nur Ein Mittel, Rom zu erhalten — Rom mußte besteuert werden. Eine Auflage ward auf Wein und Salz gemacht.

Die Proklamation lautete folgendermaßen:

„Römer! Zur Würde Eures Senators erhoben, habe ich alle meine Gedanken auf Eure Freiheit und Wohlfahrt gerichtet; bereits bezeugt die Vereitlung des Verraths in der Stadt, der Triumph unserer Banner im Feld die Gunst, womit die Gottheit auf Männer niederschaut, welche Freiheit und Gesetz zu vereinigen trachten. Laßt uns Italien

und der Welt ein Beispiel geben! Laßt uns zeigen, daß das römische Schwert das römische Forum zu schützen vermag. In jedem Quartier der Stadt ist eine Legion aus Bürgern gebildet worden, bestehend aus städtischen Gewerbtreibenden und Handwerkern; sie machen geltend, sie können ihre Geschäfte nicht verlassen ohne Entschädigung. Euer Senator fordert Euch auf, ihm zu Eurer eigenen Vertheidigung willig beizustehen. Er hat Euch die Freiheit gegeben; er hat Euch den Frieden wieder geschenkt, Eure Unterdrücker sind über die Erde hin zerstreut. Er bittet Euch, jetzt den von Euch gewonnenen Schatz zu erhalten. Um frei zu seyn, müßt Ihr etwas opfern; welches Opfer ist für die Freiheit zu groß? Im Vertrauen auf Eure Anhänglichkeit übe ich zum ersten Mal endlich das mir in Kraft meines Amts zustehende Recht aus und zur Rettung Roms besteure ich die Römer!" Dann folgte die Verkündigung der Auflage.

Die Proklamation ward an den öffentlichen Plätzen angeschlagen. Um einen der Anschläge war eine Volksmenge versammelt. Ihre Geberden waren heftig und rückhaltslos — ihre Augen funkelten — sie besprachen sich leise aber lebhaft.

„So wagt er also, uns zu besteuern. Durften doch nur die Barone und der Pabst sich das erlauben."

„Schande, Schande!" rief ein hageres Weib, „wir, die wir seine Freunde waren! Wie sollen unsere Kinder Brod bekommen?"

„Er hätte sollen des Pabsts Geld wegnehmen!" sagte ein ehrlicher Weinhändler.

„Ach. Pandulpho di Guido hätte ein Heer auf seine eigene Kosten unterhalten. Er war ein reicher Mann. Welche Unverschämtheit von einem Schenkwirthssohn, Senator zu werden!"

„Wir sind keine Römer, wenn wir das dulden!" sagte ein Ausreißer von Palestrina.

„Mitbürger!" rief griffig ein großer Mann, der sich bisher von einem Schreiber hatte die Einzelnheiten der auferlegten Steuer lesen lassen, und dessen schweres Hirn endlich

begriff, daß der Wein theurer werden sollte; „Mitbürger! wir müssen eine neue Revolution haben! Wahrhaftig, das heißt Dankbarkeit! Was haben wir gewonnen durch die Wiedereinsetzung dieses Mannes? Sollen wir immer in den Staub getreten werden — Zahlen, zahlen, zahlen! Nur da zu sollen wir gut genug seyn?"

„Hört den Cecco del Vecchio!"

„Nein, nein! Jetzt nicht," grollte der Schmied. „Zu Nacht haben die Handwerker eine besondere Zusammenkunft. Wollen sehen, wollen sehen!"

Ein junger Mann, in einen Mantel vermummt, den man zuvor nicht in Acht genommen hatte, rührte den Schmied an.

„Wer das Capitol übermorgen in der Dämmerung stürmen will," flüsterte er, „soll die Wachen fern von ihren Posten finden!"

Er war weg, ehe der Schmied sich umsehen konnte.

In derselben Nacht sagte Rienzi, als er sich zur Ruhe begeben wollte, zu Angelo Villani: „Eine kecke aber unumgängliche Maßregel, die ich getroffen! Wie nehmen sie die Leute auf?"

„Sie murren ein Bischen, aber scheinen die Nothwendigkeit einzusehen. Cecco del Vecchio war der ärgste Lärmer — aber jetzt ist er derjenige, der am lautesten zustimmt."

„Der Mann ist derb; er verließ mich einmal; — aber damals war es die fatale Exkommunikation! Er und die Römer haben durch diesen Abfall eine bittere Lehre bekommen, und die Erfahrung hat sie, so hoffe ich, gewitzigt, ehrlich zu seyn. Gut, wenn die Steuer im Frieden erhoben werden kann, wird binnen zwei Jahren Rom der mächtigste Staat in Italien seyn; — sein Heer vollzählig — die Republik gebildet; und dann — dann —"

„Was dann, Senator?"

„Nun dann, mein Angelo, kann Cola di Rienzi in Frieden sterben! Es gibt einen Wunsch, den eine gründliche Erfahrung in Macht und Pracht uns zuletzt nahe bringt, einen

Wunsch, nagend wie Hunger und ermüdend wie das Bedürfniß des Schlafs — mein Angelo, das ist der Wunsch zu sterben!"

„Mein Gebieter, ich wollte diese meine rechte Hand darum geben," rief Villani mit Ernst, „wenn ich Euch sagen hörte, Ihr habet Lust am Leben!"

„Du bist ein guter Junge, Angelo!" sagte Rienzi, indem er sich nach Nina's Zimmer begab, und in ihrem Lächeln und ihrer besorgten Zärtlichkeit vergaß er eine Weile, daß er ein großer Mann war.

Achtes Kapitel.

Die Schwelle des Ausgangs.

Am folgenden Morgen hielt der Senator von Rom großen Hof auf dem Capitol. Von Florenz, von Padua, von Pisa, selbst von Mailand, (dem von den Visconti beherrschten!) von Genua, von Neapel kamen Gesandte, ihm zu seiner Rückkehr Glück zu wünschen, oder ihm Dank zu sagen, dafür, daß er Italien von dem Freibeuter Montreal erlöst hatte. Venedig allein, das die große Compagnie im Sold gehabt hatte, hielt sich fern. Nie war, dem Anschein nach, Rienzi glücklicher und mächtiger gewesen, und nie hatte er eine so leichte und heitere Majestät des Benehmens gezeigt.

Kaum war die Audienz vorüber, als ein Bote von Palestrina anlangte. Die Stadt hatte sich ergeben, die Colonna waren abgezogen und die Standarte des Senators wehte von den Mauern des letzten Haltpunkts der aufrührerischen Barone. Rom durfte jetzt endlich sich als frei ansehen, und kein Feind schien mehr übrig, die Ruhe Rienzi's zu bedrohen.

Der Hof löste sich auf. Der Senator, wohlgemuth und freudig, begab sich vor dem Bankett, das den fremden Botschaftern gegeben wurde, auf seine eigenen Zimmer. Villani begegnete ihm mit seinem gewöhnlichen, düstern Ausdruck.

„Keine Traurigkeit heute, mein Angelo!“ sagte der Senator munter; „Palestrina ist unser!“

„Es freut mich, solche Neuigkeiten zu hören und meinen Gebieter so aufgeräumt zu sehen,“ erwiederte Angelo. „Hat er jetzt wieder Gefallen am Leben?“

„Wenn römische Tugend wieder auflebt, vielleicht — ja! aber so sind wir die Narren des Schicksals — heute froh — morgen niedergeschlagen.“

„Morgen,“ wiederholte Villani mechanisch, „ja, morgen vielleicht niedergeschlagen!“

„Du spielst mit meinen Worten, Knabe!“ sagte Rienzi halb ärgerlich, indem er sich abkehrte.

Aber Villani beachtete die Unzufriedenheit seines Herrn nicht.

Das Bankett war stark besucht und glänzend; und Rienzi machte heute, ohne daß es ihn Anstrengung kostete, den höflichen Wirth.

Mailänder, Paduaner, Pisaner, Neapolitaner wetteiferten unter einander, das Lächeln des mächtigen Senators auf sich zu ziehen. Verschwenderisch waren ihre Complimente — demüthig ihre Beistandsanerbietungen. Kein Monarch in Italien schien sicherer auf seinem Thron.

Das Bankett war, wie gewöhnlich bei Staatsgelegenheiten, bald vorüber, und Rienzi, etwas vom Wein erhitzt, verließ allein das Capitol, sich im Freien zu ergehen. Er lenkte seine einsamen Schritte gegen den Palatinus, er sah die blassen, schleierähnlichen Nebel, welche dem Untergang der Sonne folgen, über dem wilden Gras schweben, welches die Paläste der Cäsaren überwuchert. Auf einem Trümmerhaufen — umgestürzte Säulen und Bögen — stand er mit gekreuzten Armen nachsinnend und in sich gekehrt. In der Ferne lagen die schwermüthigen Grabmäler der Campagna, und die einfassenden Berge, gekrönt mit Purpurfarben, welche bald unter dem Sternlicht dahinschmelzen sollten. Kein Lüftchen bewegte die schwarzen Cypressen, die regungslosen Pinien. Es war etwas Unheimliches in der Stille des Himmels, was die gefallene Größe auf der Erde unten zu be-

schwichtigen schien. Es war wie die Ruhe vor einem Sturm. Bunte, verworrene Gedanken drängten sich in Rienzi's Brust; die Erinnerung war geschäftig in seinem Herzen. Wie oft in seiner Jugend hatte er diese Stelle betreten! Welche Träume hatte er genährt, welche Hoffnungen gefaßt! In den Stürmen seines späteren Lebens hatte das Andenken an frühere Zeiten lang geschlummert; aber in dieser Stunde machte es wieder seine dämmernde Herrschaft mit einem gleichsam prophetischen Despotismus geltend. Er wandelte — ein Knabe, Hand in Hand mit seinem Bruder Abends am Fluß hin; bald sah er ein blasses Antlitz und eine blutige Brust und stieß wieder seine Racheverwünschungen aus! Seine ersten Erfolge — der Erstling seiner Triumphe — seine geheime Liebe — sein Ruhm — seine Macht — sein Sturz, sein Einsiedlerleben in Mariella — der Kerker von Avignon — die triumphirende Rückkehr nach Rom — Alles Das durchzog seine Brust mit einer Anschaulichkeit, als ob er diese Scenen noch einmal durchlebte! — und jetzt! — er bebte zurück vor der Gegenwart und stieg den Hügel hinab. Der bereits aufgegangene Mond goß sein Licht auf das Forum herab, als er dessen verworrene Trümmer durchwanderte. Am Tempel des Jupiter tauchten plötzlich zwei Gestalten auf; das Mondlicht fiel auf ihre Gesichter und Rienzi erkannte Cecco del Vecchio und Angelo Villani. Sie sahen ihn nicht, und verschwanden in eifrigem Gespräch hinter dem Bogen Trajans.

„Immer thätig in meinem Dienst!" dachte der Senator; „ich glaube, diesen Morgen sprach ich zu barsch mit ihm — es war nicht schön von mir!"

Er betrat wieder den Platz des Capitols — er stand an der Löwentreppe; ein rother Flecken war auf dem Steinboden, noch nicht verwischt seit Montreals Hinrichtung — und der Senator eilte mit innerlichem Schauder weg. War es das unheimliche, gespenstische Mondlicht, oder hatte das Angesicht des alten egyptischen Bildes ein wie lebendiges Aussehen? Die steinernen Augäpfel stierten ihn mit boshaftem, scheelem Blick an; und als er im Weitergehen sich um-

sah, schienen sie beinah auf übernatürliche Weise seine Schritte zu verfolgen. Eine Kälte des Entsetzens ergriff, er wußte nicht warum, sein Herz. Er eilte, seinen Palast wieder zu erreichen, die Schildwachen machten ihm Platz.

„Senator," sagte einer von ihnen bedenklich, „Messere Angelo Villani ist unser neuer Hauptmann — wir sollen seinen Befehlen Folge leisten?"

„Ganz gewiß!" erwiederte der Senator weitergehend. Der Mann zögerte unschlüssig, als hätte er gern gesprochen, aber Rienzi achtete nicht darauf. Er suchte sein Zimmer auf und fand Nina und Irene seiner wartend. Sein Herz flog sehnsüchtig seinem Weibe zu. Sorgen und Mühen hatten sie in neuester Zeit aus seinen Gedanken verdrängt und mit Reue wurde er sich dessen bewußt, als er ihr edles Antlitz betrachtete, auf dem sich die sanfte Bekümmerniß unermüdlicher, ängstlicher Liebe aussprach.

„Holdselige," sagte er, zärtlich seine Arme um sie schlingend; „Dein Mund schilt mich nie, wohl aber bisweilen Dein Auge! Wir sind zu lange getrennt gewesen. Hellere Tage brechen uns an, wo ich Muße bekommen werde, Dir für all Deine Sorge zu danken. Und Du, meine holde Schwester, lächelst mich an! — ach, Du hast gehört, daß Dein Geliebter vor Kurzem, durch die Uebergabe von Palestrina, befreit worden, und daß ihn die morgende Sonne zu Deinen Füßen sehen wird. Trotz aller Sorgen des Tags gedachte ich Deiner, meine Irene, und sandte einen Boten, um dieser blassen Wange wieder die Röthe zu bringen. Kommt, kommt, wir werden wieder glücklich seyn!" Und mit der ihm, wofern ernstere Gedanken es nicht wehrten, gewohnten häuslichen Traulichkeit setzte er sich neben die zwei theuersten Wesen seines Hauses und Herzens.

„So glücklich — wenn wir viele Stunden so wie diese hätten!" flüsterte Nina, an seine Brust sinkend. „Und doch wünsche ich zuweilen — —"

„Und ich auch," unterbrach sie Rienzi, „denn ich lese Deine weiblichen Gedanken in Deiner Seele — auch ich wünsche zuweilen, das Schicksal hätte uns in den Niederun-

gen des Lebens unsere Stelle angewiesen! Aber es kann noch kommen! Wenn Irene mit Adrian verbunden — wenn Rom mit der Freiheit vermählt ist, — dann, Nina, dünkt mich, Du und ich könnten irgend eine ruhige Einsiedelei auffinden, und von alter Herrlichkeit und Triumphen plaudern, wie von einem Sommertraum. Schöne! küsse mich! Könntest Du auf all diesen Glanz verzichten?"

„Um in eine Wüste zu ziehen, mit Dir, Cola!"

„Laß mich besinnen," fuhr Rienzi fort, „ist heute nicht der siebente Oktober? Ja, am siebenten, sey es bemerkt! unterlagen meine Feinde meiner Macht! Sieben! meine Schicksalszahl — Gutes oder Schlimmes bedeutend! Sieben Monate gebot ich als Tribun — sieben Jahre (3) war ich abwesend in der Verbannung; der morgende Tag, der mich aller Feinde entledigt sieht, vervollständigt die siebente Woche meiner Rückkehr."

„Und sieben war auch die Kronen, womit die römischen Klöster und der römische Rath Dich beschenkten nach der Ceremonie, welche Dir die Ritterschaft des heiligen Geistes verlieh!" (4) sagte Nina, mit weiblich zartem Witz die allerglänzendste Erinnerung weckend.

„Narrheiten erscheinen Andern solche Gedanken und vor der Philosophie sind sie es auch in der That," sagte Rienzi; „aber mein ganzes Leben hindurch haben sich Vorbedeutungen, Ahnungen und Vorbilder mit Thaten und Ereignissen verflochten, und die Atmosphäre andrer Menschen war nicht die meinige. Wenn das Leben doch selbst ein Räthsel ist, warum sollten Räthsel im Leben uns überraschen? Die Zukunft! Welches Geheimniß in diesem Wort! Hätten wir die ganze Vergangenheit, seit es eine Zeit gibt, durchlebt — unsre gründlichste Erfahrung von tausend Menschenaltern könnte uns doch keine leise Ahnung geben von den Ereignissen, welche unsern nächsten Augenblick bezeichnen werden. So verlassen von der Vernunft, was Wunder, wenn wir zur Einbildung flüchten, welcher in Träumen und Symbolen Gott bisweilen das Vorbild der künftigen Dinge enthüllt? Wer kann es aushalten, keine Vermuthung zu

wagen über die Zukunft, und geduldig still zu sitzen und zu seufzen unter der Bürde der Gegenwart? Nein, nein! Das was die Thörichtweisen Fanatismus nennen, gehört demselben Element unseres Wesens an, wie die Hoffnung. Beide führen uns vorwärts — aus einem eingeschloßnen Ufer auf die ruhmvolle, grenzenlose See. Beide sind die Sehnsucht nach dem großen Jenseits, das unsre Unsterblichkeit verbürgt. Beide haben ihre Träume und Chimären — einige falsch, aber einige auch wahr! Wahrlich, ein Mann, der zur Größe sich aufschwingt, thut dies oft vermöge einer Art von Weissagung in seiner eignen Seele — auf die Stimme einer Pythia hin, welche prophezeiht, daß er groß werden soll — und so bietet der Geist all seine Kraft auf, um die Ahnung zu erfüllen! Ist dies Thorheit? Es wäre dies, wenn Alles mit dem Grab aufhörte! Aber vielleicht kann, was hienieden die Fähigkeiten schärft, übt und erhöht, obwohl für ein nichtiges Ziel auf Erden, den Zweck haben, die Seele, auf diese Art beflügelt und veredelt, für eine hohe Bestimmung jenseits der Erde vorzubereiten! Wer kann es entscheiden? Ich nicht! Laß uns beten!"

Während der Senator solchen Empfindungen nachhing, bot Rom in seinen verschiedenen Quartieren weniger friedvolle und heilige Scenen dar.

In der Feste der Orsini flimmerten durch das Gitter des großen Hofs Lichter hin und her. Durch das Hinterthor konnte man Angelo Villani sich stehlen sehen. Eine Stunde später stand der Mond hoch am Himmel; gegen die Ruinen des Colosseums sah man Männer, der Kleidung nach zu schließen, von den niedrigsten Ständen, zwei und zwei aus Straßen und Gäßchen schleichen; unter diesen Ruinen hervor tauchte wieder die Gestalt von Montreals Sohn. Noch später — der Mond ist im Sinken — ein graues Licht bricht in Osten an — die Thore von Rom bei St. Giovanni in Lateran sind offen! Villani ist im Gespräch mit den Schiltwachen! Der Mond ist unter — die Berge dämmern in einem düstern, schaurigen Nebel — Villani befindet sich vor dem Palast des Capitols — der einzige Soldat hier! Wo

sind die römischen Legionen, welche die Freiheit und zugleich den Befreier Roms bewachen und schützen sollten?

Letztes Kapitel.

Der Schluß der Jagd.

Es war der Morgen des achten Oktobers 1354. Rienzi, der früh aufzustehen pflegte, raffte sich unruhig von seinem Lager auf. „Es ist noch früh," sagte er zu Nina, deren sanfter Arm seinen Hals umschlang, „Niemand von meinen Leuten ist noch auf. Wie dem sey, mein Tag fängt vor dem ihrigen an."

„Ruhe noch, mein Cola! Du bedarfst Schlaf!"

„Nein; ich fühle mich fiebrisch und der alte Schmerz in der Seite quält mich. Ich habe Briefe zu schreiben."

„Laß mich Dein Sekretär seyn, Theuerster," sagte Nina.

Rienzi lächelte zärtlich, indem er aufstand; er begab sich in sein Gemach neben dem Schlafzimmer, und nahm, wie er gewohnt war, ein Bad. Dann kleidete er sich an und kehrte zu Nina zurück, die schon, leicht gekleidet, am Schreibtisch saß, bereit zu ihrem Liebesdienst.

„Wie still Alles ist!" sagte Rienzi. „Welch eine erfrischende, köstliche Pause in diesen Frühstunden, vor dem mühseligen Tag!"

Ueber sein Weib sich hinlehnend, diktirte er mehrere Briefe, wobei er zuweilen sich durch Aeußerungen unterbrach, wie sie ihm gerade in den Sinn kamen.

„So, jetzt an Annibaldi. Ei, der junge Adrian soll ja heute bei uns eintreffen. Wie freue ich mich für Irene!"

„Die gute Schwester — ja! sie, wenn irgend Jemand, liebt so, wie wir, Cola!"

„Wohl. Aber an Dein Geschäft, meine schöne Schreiberin. Ha! welch ein Lärm ist das? Ich höre den Fußtritt von Bewaffneten — die Treppen ertönen — mein Name wird gerufen!"

Rienzi eilte zu seinem Schwert; die Thüre ward heftig aufgestoßen und eine Gestalt in voller Waffenrüstung stand im Zimmer.

„Ha, was bedeutet dies?“ rief Rienzi, mit gezücktem Schwert sich vor Nina stellend.

Der unerwartete Gast hob sein Visir; es war Adrian Colonna.

„Flieh Rienzi! — eilt fort, Signora! Dank dem Himmel, ich kann Euch noch retten; durch die Einnahme von Palestrina wurde ich mit meinem Gefolge frei, aber der Schmerz meiner Wunde hielt mich die letzte Nacht in Tivoli hin. Die Stadt war angefüllt mit Bewaffneten — die nicht Deine Leute sind, Senator! Ich hörte Gerüchte, die mich beunruhigten. Ich beschloß weiter zu reisen; ich erreichte Rom; die Thore der Stadt standen weit offen!“

„Was!“

„Eure Wachen waren fort. Im Augenblick stieß ich auf eine Schaar der Leute der Savelli. Meine Abzeichen als ein Colonna täuschten sie. Ich erfuhr, daß zur Stunde schon ein Theil Eurer Feinde innerhalb der Stadt, die übrigen auf dem Marsch begriffen sind — das Volk selbst waffnet sich gegen Euch. In den abgelegeneren Straßen, die ich durchzog, stellte sich schon der Pöbel auf. Sie hielten mich für einen Feind von Dir und jubelten mir zu. Ich kam hieher — Deine Schildwachen sind verschwunden. Die Thüre zu Deinen Gemächern unten ist unverriegelt und offen. Keine Seele scheint in Deinem Palast zurückgeblieben zu seyn. Eile, fliehe, rette Dich! Wo ist Irene?“

„Das Capitol verlassen! Unmöglich!“ schrie Rienzi. Er schritt durch die Gemächer in den Vorplatz, wo seine Wachen für die Nacht sich aufhielten — er war leer! Eilig ging er nach Villani's Zimmer — Niemand da! Er wollte weiter, aber die Thüren waren von außen geschlossen. Es war offenbar, daß alle Ausgänge abgeschnitten waren, außer die Thüre zu seiner Privatwohnung unten — und diese war offen gelassen für seine Mörder!

Er kehrte in sein Zimmer zurück — Nina war schon

weggegangen, Irene zu wecken und vorzubereiten, deren Zimmer auf der andern Seite neben einem von den ihrigen lag.

„Schnell, Senator!" sagte Adrian. „Ich glaube, es ist noch Zeit. Wir müssen die Tiber gewinnen.. Da habe ich meine treuen Knappen und Nordländer aufgestellt. Ein Boot erwartet uns."

„Horch!" unterbrach ihn Rienzi, dessen Sinne in neuester Zeit eine außergewöhnliche Schärfe bekommen hatten; „ich höre ein fernes Jauchzen — ein wohlbekanntes Jauchzen: Viva il popolo! Ei, so rufe ich auch! das müssen Freunde seyn!"

„Täusche Dich nicht selbst! Du hast schwerlich mehr einen Freund in Rom!"

„Bscht!" sagte Rienzi flüsternd: „rette Nina — rette Irene! Ich kann Dich nicht begleiten!"

„Bist Du toll?"

„Nein, aber furchtlos. Zudem, begleitete ich Euch, würde ich Euch nur Alle verderben. Fände man mich bei Euch, so würdet Ihr mit mir umgebracht. Ohne mich seyd Ihr sicher. Ja, selbst Weib und Schwester des Senators haben nie gegen sich die Rachsucht gereizt. Rette sie, edler Colonna. Cola di Rienzi setzt sein Vertrauen auf Gott allein."

Inzwischen war Nina zurückgekommen — Irene mit ihr. Von weitem hörte man das Heranwogen der mordsüchtigen Menge — stetig — langsam — anwachsend.

„Jetzt, Cola," sagte Nina mit kühnem und freudigem Ausdruck und faßte den Arm ihres Gatten, während Adrian schon sich Irenens versichert hatte.

„Ja, jetzt, Nina!" erwiederte Rienzi; „endlich scheiden wir! Wenn dies meine letzte Stunde wird — in meiner letzten Stunde noch bitte ich Gott, Dich zu segnen und zu schirmen — denn wahrlich, Du bist mir ein wunderbarer Trost gewesen — vorsorglich, wie eine Mutter, zärtlich, wie ein Kind, das Lächeln meines Herzens, die — die —"

Beinahe verlor Rienzi die männliche Fassung. Tiefe,

kämpfende, unaussprechlich zärtliche und dankbare Empfindungen erstickten im buchstäblichen Sinn seine Stimme.

„Was!" rief Nina an seine Brust sich klammernd und sich das Haar aus den Augen streichend, als sie sein abgewendetes Antlitz suchte. „Scheiden! nie! Das ist mein Platz — ganz Rom soll mich nicht von hier weg reißen."

In Verzweiflung ergriff Adrian ihre Hand und suchte sie fortzuziehen.

„Rührt mich nicht an, Herr!" sagte Nina, mit zürnender Majestät den Arm losmachend und ihre Augen funkelten wie die einer Löwin, die der Jäger von ihren Jungen trennen will. „Ich bin das Weib Cola di Rienzi's, des großen Senators von Rom, und an seiner Seite will ich leben und sterben!"

„Nehmt sie fort von hier! schnell! schnell! Ich höre das Nahen der Menge!"

Irene riß sich von Adrian los und und fiel Rienzi zu Füßen — sie umklammerte seine Kniee.

„Komm, mein Bruder, komm! Warum diese kostbaren Augenblicke verlieren? Rom verbietet Dir ein Leben wegzuwerfen, an welches Roms Daseyn selbst gekettet ist!"

„Recht, Irene! Rom ist an mich gekettet, und wir werden mit einander stehen und fallen! — Nicht weiter!"

„Ihr verderbt uns Alle!" sagte Adrian mit ungeduldiger, edler Wärme. „Wenige Minuten noch, so sind wir verloren. Kecker Mann! nicht um durch eines wüthenden Pöbels Hände zu fallen, bist Du aus so vielen Gefahren gerettet worden!"

„Ich glaube es," sagte der Senator, und seine mächtige Gestalt schien gleichsam mit der Größe seiner Seele zu wachsen, „ich werde noch triumphiren! Nie sollen meine Feinde — nie soll die Nachwelt sagen: Rienzi habe zum zweitenmal Rom verlassen! Horch! Viva il Popolo ist noch das Geschrei des Volks. Dies Geschrei erschreckt nur Tyrannen. Ich werde triumphiren und leben!"

„Und ich mit Dir!" sagte Nina fest. Rienzi schwieg einen Augenblick, sah seine Gattin an, drückte sie leiden-

schaftlich an sein Herz, küßte sie zu wiederholten Malen und sagte dann: „Nina, ich befehle Dir, geh!“

„Nie!“

Er schwieg. Auf Irenens Antlitz, in Thränen schwimmend, fiel sein Auge.

„Wir wollen Alle mit Dir sterben,“ sagte seine Schwester, „Ihr allein, Adrian, Ihr verlaßt uns!“

„Sey es so,“ sagte der Ritter traurig, „wir wollen Alle bleiben!“ und auf einmal entsagte er allem weitern Zureden.

Eine tödtlichbange kurze Pause trat ein, unterbrochen nur von einem krampfhaften Seufzer Irenens. Furchtbar vernehmlich wurden die Schritte der wüthenden Massen. Rienzi schien in Gedanken verloren — dann erhob er sein Haupt und sagte ruhig: „Ihr habt triumphirt — ich schließe mich Euch an — ich sammle nur diese Papiere und folge Euch. Rasch, Adrian — rette sie!“ und er deutete mit vielsagendem Blick auf Nina.

Ohne einen weitern Wink abzuwarten, faßte der junge Colonna Nina mit starkem Arm; mit der linken Hand unterstützte er Irene, welche vor Schrecken und Aufregung beinah die Besinnung verloren hatte. Rienzi überhob ihn der leichteren Bürde — er nahm seine Schwester in seine Arme und stieg mit ihr die Wendeltreppe hinab. Nina verhielt sich duldend und regungslos — sie hörte hinter sich den Schritt ihres Gatten, das genügte ihr — nur einmal drehte sie sich um, ihm mit einem Blick zu danken. Ein großer nordischer Kriegsmann in Waffenrüstung stand an der offenen Thüre. Rienzi übergab die jetzt ganz ohnmächtige Irene in die Arme des Kriegers und küßte schweigend ihre blasse Wange.

„Rasch, Herr!“ sagte der Nordländer, „sie dringen von allen Seiten heran!“

Nach diesen Worten sprang er mit seiner Bürde den Abhang hinunter. Adrian folgte mit Nina; der Senator blieb einen Augenblick stehen, wandte sich um, und war in seinem Zimmer, eh Adrian sein Verschwinden bemerkte.

Haftig riß er den Vorhang von seinem Bett, befestigte ihn an den Fenstergittern, und ließ sich mittelst desselben

einige Schuhe auf den Balkon darunter hinab. „Ich will nicht sterben wie eine Ratze," sagte er, „in der Falle, die sie mir gestellt haben! Der ganze Haufe soll mich wenigstens noch sehen und hören!"

Dies war das Werk eines Augenblicks.

Inzwischen war Nina kaum sechs Schritte weiter gegangen, als sie entdeckte, daß sie mit Adrian allein war.

„Ha! Cola!" rief sie. „Wo ist er? Er ist fort!"

„Faßt ein Herz, Dame, er ist umgekehrt nur wegen einiger geheimer Papiere, die er vergessen. Er wird uns augenblicklich folgen!"

„So laßt uns denn warten!"

„Dame," sagte Adrian mit den Zähnen knirschend, „hört Ihr nicht die tobende Menge — zu! zu!" und er floh mit rascheren Schritten. Nina wand sich aus seinem Arm — die Liebe gab ihr die Stärke der Verzweiflung. Mit einem wilden Gelächter riß sie sich von ihm los. Sie floh zurück — die Thüre war verschlossen, aber nicht verriegelt — ihre zitternden Hände tasteten einen Augenblick nach der Klinke. Sie öffnete, schob den schweren Riegel vor, und vereitelte so die Bemühungen Adrians, sich ihrer wieder zu bemächtigen. Sie war auf den Treppen — im Zimmer — Rienzi war fort! Sie durchrannte, seinen Namen kreischend, die Staatszimmer — Alles stand leer. Sie fand, als sie die Thüren auf die verschiedenen, zu den untern Zimmern führenden Ausgängen öffnen wollte, sie von außen verriegelt. Athemlos und keuchend kehrte sie in ihr Zimmer zurück. Sie eilte ans Fenster, sie entdeckte das Mittel wie er hinabgekommen war — ihr tapferes Herz sagte ihr seinen tapfern Entschluß; sie sah, daß sie getrennt waren; — „Aber doch unter demselben Dach sind wir!" rief sie freudig, „und unser Schicksal soll dasselbe seyn!" Mit diesem Gedanken sank sie in stummer Ergebung auf den Boden nieder.

Mit dem edelmüthigen Entschluß, das treue ergebene Paar nicht zu verlassen ohne noch weitere Versuche zu machen, war Adrian Nina gefolgt — aber zu spät; die geschlossene Thüre vereitelte seine Bemühungen. Die Volksmasse

wälzte sich heran — er hörte, wie plötzlich ihr Geschrei sich änderte — es lautete nicht mehr: Es lebe das Volk! sondern: Tod dem Verräther! Sein Diener war schon verschwunden, und jetzt nur noch von Irenens Gefahr beunruhigt, wandte sich der Colonna in bittrem Schmerz und flog rasch den Berg hinab und eilte an das Ufer, wo ein Boot und seine Schaar ihn erwarteten.

Der Balkon, auf welchen Rienzi sich hinabgeschwungen, war der, von welchem aus er zum Volk zu sprechen gewohnt gewesen; er hing zusammen mit einem großen Saal, der nur selten bei feierlichen Gelegenheiten von Staatsfestlichkeiten benützt wurde — und zu beiden Seiten waren viereckige, vorragende Thürme, deren Gitterfenster auf den Balkon gingen. Einer dieser Thürme diente als Waffenkammer, der andere war der Kerker von Brettone, dem Bruder Montreals. Jenseits von dem letztern war das allgemeine Gefängniß des Capitols. Denn damals standen Kerker und Palast in unheimlicher Nachbarschaft.

Die Fenster des Saals waren noch offen und Rienzi ging von dem Balkon hinein — die Spuren des gestrigen Bankets waren noch zu sehen — der noch nicht getrocknete Wein röthete den Flur, und goldne und silberne Pokale schimmerten aus den Ecken. Er schritt schnell in das Waffengemach, und wählte aus den verschiedenen Rüstungen diejenige, welche er vor beinah acht Jahren getragen, als er die Barone von den Thoren Roms zurückschlug. Er hüllte sich in den Panzer und ließ nur das Haupt unbedeckt; dann nahm er von der Wand das große Banner Roms in seine Rechte und begab sich wieder in den Saal. Niemand begegnete ihm. In dem ungeheuern Bau war, die Gefangenen ausgenommen, und Ein treues Herz, von dessen Nähe er nichts wußte, der Senator allein.

Heran drängten sie — nicht mehr in geregelter Ordnung, wie Strom auf Strom — aus Winkeln und Gäßchen, aus Palast und Schuppen — die empörte See neue Zuflüsse erhielt. Heran drängten sie — durch ihre wachsende Zahl die Leidenschaften noch erhitzt — Weiber, Männer, Kinder und

boshafte Alte — in all dem unholden Ungestüm aufgereizter, losgelassener, unwiderstehlicher physischer Stärke und brutaler Wuth: „Tod dem Verräther — Tod dem Tyrannen — Tod ihm, der das Volk besteuert hat!“

„Mora 'l traditore che a fatta la gabella! Mora!“ Dieß war das Geschrei des Volks, dieß das Verbrechen des Senators. Sie brachen über die niedern Pallisaden des Capitols herein — sie erfüllten in einem plötzlichen Andrang den weiten Platz, der noch vor einem Augenblick so öde war und jetzt von blutdürstigen menschlichen Wesen wimmelte!

Plötzlich trat ein todtgleiches Schweigen ein und auf dem Balkon droben stand Rienzi — sein Antlitz war entblößt und die Morgensonne schien auf die Herrscherstirne und auf das im Dienst dieser tollen Menge vor der Zeit ergraute Haar. Blaß und aufrecht stand er da — weder Furcht, noch Zorn, noch Drohung — nur tiefen Schmerz und hohe Entschlossenheit in seinen Zügen! Eine augenblickliche Schaam — eine augenblickliche Scheue ergriff die Menge.

Er deutete auf das mit dem Motto der Republik und mit dem Wappen Roms durchwirkte Banner und begann also:

„Auch ich bin ein Römer und ein Bürger; hört mich!“

„Hört ihn nicht! hört ihn nicht! seine falsche Zunge kann uns unsern Verstand wegzaubern!“ schrie eine Stimme, lauter als die Rienzi's selbst. Dieser erkannte Cecco del Vecchio.

„Hört ihn nicht! Nieder mit dem Tyrannen!“ schrie eine mehr gellende jugendliche Stimme, und neben dem Handwerker stand Angelo Villano.

„Hört ihn nicht! Tod dem Todtschläger!“ schrie eine Stimme ganz nahe bei ihm und aus dem Gitter des anstoßenden Kerkers stierte ihn, wie das Auge eines Tigers, der rachedürstende Blick von Montreals Bruder an.

Dann stieg von der Erde zum Himmel das tobende Geschrei: „Nieder mit dem Tyrannen! nieder mit ihm, der das Volk besteuert!“

Ein Hagel von Steinen prasselte auf den Panzer des Senators — noch rührte er sich nicht. Keine Bewegung

eines Muskels verrieth Furcht. Die Ueberzeugung von der wunderthätigen Macht seiner Beredsamkeit, falls er sich nur Gehör verschaffen konnte, flößte ihm noch immer Hoffnung ein. Er stand da, gesammelt in seinem zürnenden aber entschloßnen Gedanken; aber eben die Bekanntschaft mit dieser Beredsamkeit war jetzt sein tödtlichster Feind. Die Führer der Menge zitterten davor, daß er gehört werden könnte, und „ohne Zweifel!“ sagte der gleichzeitige Biograph, „wenn er nur zum Wort gekommen wäre, hätte er sie alle umgewandelt und die That wäre vereitelt worden!“

Die Soldaten der Barone hatten sich schon unter das Volk gemischt — gefährlichere Waffen als Steine kamen der Wuth des Pöbels zu Hülfe; Wurfspieße und Pfeile verdunkelten die Luft — und jetzt hörte man eine Stimme kreischen: „Platz für die Fackeln!“ Roth im Sonnenlicht flackerten und schwankten sie und tanzten über den Köpfen des Volkshaufens hin und her — als ob die Teufel losgelassen wären unter den Pöbel! Und welche Stätte der Hölle enthält Teufel gleich denen, wie sie ein toller Pöbel aufzuweisen hat! Stroh, Holz und andere Brennstoffe wurden in Eile um die großen Thore des Capitols herum aufgehäuft und plötzlich wirbelte der Rauch empor, den Andrang der Stürmenden selbst zurückschlagend.

Rienzi war nicht mehr sichtbar — ein Pfeil hatte ihm die Hand durchbohrt — die Rechte, welche das Banner Roms emporgehoben, die Rechte, welche der Republik eine Verfassung gegeben! Er wich vor dem Sturm in den öden Saal. Er setzte sich nieder und Thränen, keinem Grund weibischer Schwäche entflammend, Thränen aus der Quelle der erhabensten Bewegung — Thränen wie sie dem Krieger ziemen, wenn seine eigenen Truppen ihn verlassen, dem Patrioten, wenn seine Landsleute selbst in ihr Verderben rennen, dem Vater, wenn seine Kinder sich gegen seine Liebe empören — solche Thränen stürzten mit Gewalt aus seinem Auge und erleichterten — aber sie verwandelten auch — sein Herz!

„Genug, genug!“ sagte er, augenblicklich aufstehend und mit Hohn die Tropfen abschüttelnd; „ich habe genug gewagt, aufs Spiel gesetzt, mich gemüht für dieß feige entartete Geschlecht. Jetzt will ich ihrer Bosheit trotzen — ich entsage dem Gedanken, dessen sie so wenig würdig sind! Mag Rom untergehen! Ich fühle endlich, daß ich edler bin als mein Vaterland! Es verdient ein so großes Opfer nicht!“

Mit dieser Empfindung verlor für ihn der Tod ganz die Gestalt edler Größe, in der er ihm zuvor erschien, und er beschloß, seinen undankbaren Feinden zum Trotz, zum Hohn ihrer unmenschlichen Wuth, einen Versuch zur Rettung seines Lebens zu machen. Er legte seine schimmernden Waffen ab; seine Geschicklichkeit, seine Gewandtheit, seine List kehrten ihm zurück. Sein rascher Geist überblickte die Möglichkeiten von Verkleidung — von Flucht; er verließ den Saal — durchschritt die geringern für Diener und Gesinde bestimmten Gemächer — fand in einem derselben einen groben Handwerkers-Anzug — legte diesen an — nahm auf den Kopf von den Vorhängen und Teppichen des Palastes, als wollte er sie forttragen und sagte mit seinem alten phantastischen Lachen: „Wenn mich alle andere Freunde verlassen, darf ich mich wohl auch selbst verleugnen!“ Damit wartete er seine Gelegenheit ab.

Inzwischen griffen die Flammen rasch und gewaltig um sich; die äußere Thüre unten war schon vor ihnen verzehrt; aus dem Gemach, das er verlassen, brach schon das Feuer in Rauchwolken hervor — das Holz barst — das Blei schmolz — mit Krachen stürzten die Thore zusammen — der furchtbare Eingang war der ganzen Menge geöffnet — das stolze Capitol der Cäsare schwankte schon, seinem Falle nah! — Jetzt war es Zeit! — er ging durch das brennende Thor — über die dampfende Schwelle! er kam unversehrt durch das äußere Thor — er war mitten in dem Volksgewühl. „Beute die Fülle drinnen!“ sagte er zu den Umstehenden im römischen Patois, sein Gesicht mit seiner Bürde verbergend — „Suso, suso a glin traditore!“ der Pöbel drängte an ihm vorbei — er eilte weiter — er gewann die letzte Treppe, welche auf

die offene Straße führte, er stand am letzten Thor — Freiheit und Leben lagen vor ihm.

Ein Soldat, einer von seinen eignen Leuten, hielt ihn an. „Halt — wohin gehst Du?"

„Gebt Acht, daß der Senator nicht in einer Verkleidung entwischt!" rief hinter ihm eine Stimme — es war Villani. Die bergenden Hüllen wurden ihm vom Kopf gerissen — Rienzi stand entmummt da.

„Ich bin der Senator!" sagte er mit lauter Stimme. „Wer wagt es, den Vertreter des Volks anzutasten?"

In einem Augenblick umgab ihn die Masse. Nicht geführt wurde der Senator, sondern geschoben und hingewirbelt auf den Platz des Löwen. Bei dem heftigen Glanz der lodernden Flammen warf das graue Bild ein röthliches Licht zurück und glühte — das ernste, unheimliche Denkmal! — selbst wie Feuer!

Als man hier angekommen, wich die Menge zurück, erschrocken über die Größe ihres Opfers. Schweigend stand er und sah sich in der Runde um; seine schmutzige Tracht, die Schrecknisse dieser Stunde, der stolze Schmerz über die Entdeckung, vermochten nicht die Majestät seiner Haltung niederzuschlagen, oder den Muth der ihn umringenden, ihn anstaunenden Tausende wieder zu beleben. Das ganze in Feuer gehüllte Capitol beleuchtete die ungeheure Menschenmenge mit schauerlicher Pracht. Die lange Zeile der Straßen hinab erstreckte sich der Feuerglanz und die gedrängte Masse, bis sich das Gewühl schloß mit den schimmernden Fahnen der Colonna — der Orsini — der Savelli! die wahren Tyrannen Roms marschierten in Rom ein! Als der Hall ihrer nahenden Hörner und Trompeten durch die glühende Luft schmetterte, schien der Pöbel wieder Muth zu gewinnen. Rienzi schickte sich zu sprechen an; sein erstes Wort war gleichsam das Signal zu seinem Tod.

„Stirb, Tyrann!" schrie Cecco del Vecchio und stieß seinen Dolch dem Senator in die Brust.

„Stirb, Mörder Montreals!" murmelte Villani, „so ist meine Pflicht erfüllt!" und dieß war der zweite Streich.

Dann, wie er sich zurückzog und den Handwerker in all der trunknen Wuth seiner brutalen Leidenschaft seine Mütze in der Luft schwenken, laut aufjauchzen und den gefallnen Löwen mit Füßen treten sah — da blickte ihn der junge Mann mit einem matten Blick bitterer Verachtung an und sagte, sein Schwert einsteckend und sich abwendend um den Haufen zu verlassen: „Thor, jämmerlicher Thor! Du und diese hier hatten wenigstens kein Verwandten-Blut zu rächen!"

Sie achteten nicht auf seine Worte, sie sahen ihn nicht weggehen; denn als Rienzi, ohne ein Wort, ohne einen Seufzer niederfiel und die tosenden Wogen der Menge über ihn hinströmten — da hörte man aus all dem Geschrei heraus eine gellende, scharfe, verzweifelnde Stimme. Am Fenster des Palastes — am Fenster ihres Ehegemachs — stand Nina — nur ihr Angesicht und ihre ausgestreckten Arme sichtbar durch die unter ihr und um sie her lodernden Flammen. Doch ehe noch der Ton dieses durchdringenden Schrei's sich aus den Lüften verloren, donnerte mit mächtigem Krachen dieser ganze Flügel des Capitols, eine schwarze dampfende Masse, zusammen.

In derselben Stunde segelte ein einzelnes Boot rasch die Tiber hinab. Rom war fern, aber der röthliche Schimmer des Brandes warf einen Wiederschein auf den ruhigen, spiegelnden Strom; schön über alle Beschreibung war die Landschaft; sanfter als alle Kunst des Malers und Dichters es darzustellen vermag, zitterte das Sonnenlicht über dem herbstlichen Grün und goß milde Ruhe auf die Wellen der goldnen Tiber!

Adrians Auge ward hingezogen nach den Thürmen des Capitols, die durch die Flammen von den umgebenden Giebeln und Domen sich klar unterschieden; besinnungslos an die Brust ihres Beschützers sich schmiegend, hatte Irene zum Glück kein Bewußtseyn von den Greueln dieser Stunde.

„Sie wagen es nicht, sie wagen es nicht," sagte der tapfre Colonna, „ein Haar dieses geheiligten Hauptes anzutasten — wenn Rienzi fällt, fällt die Freiheit Roms für immer! (5) Wie diese die Flammen überragenden Thürme, der Stolz

und das Denkmal Roms, so wird er sich über die Gefahren dieser Stunde erheben. Schau! noch unverletzt in Mitten des wüthenden Elements, ist das Capitol selbst das Bild seines Schicksals!"

Kaum hatte er geredet, als eine ungeheure Rauchsäule die fernen Flammen verdunkelte, ein dumpfes Krachen (geschwächt durch die Entfernung) an sein Ohr drang — im nächsten Augenblick waren die Thürme, nach denen er schaute, von der Scene verschwunden und ein starker, unheimlicher Glanz schien sich über der Atmosphäre zu lagern und ganz Rom selbst zur Leichenflamme zu machen für den letzten der römischen Tribune!

Anmerkungen.

1. Montreals Worte lauten im Original noch stärker und selbstgefälliger:

> „Pregovi che vi amiate e siate valorosi al mondo, come fui io, che mi feci fare obbedienza a la Puglia, Toscana e la Marca.“
>
> Vite di Cola di Rienzi. II. 22.

2. Der militärische Ruf und die kühnen Thaten Montreals sind von allen italienischen Autoritäten anerkannt. Einer derselben erklärt: seit den Zeiten Cäsars habe Italien nie einen so großen Feldherrn gesehen. Rienzi's Biograph scheint, alle Uebelthaten des glänzenden, ritterlichen Räubers vergessend, nur Mitleid mit seinem Schicksal zu empfinden. Er berichtet überdies, wie in Tivoli einer von seinen Leuten, als er seinen Tod vernommen, selbst am folgenden Tag vor Betrübniß gestorben sey. Triftige Gründe habe ich zu der Vermuthung: dieser treue Diener sey der rohe und trotzige Rudolph von Sachsen gewesen. Gern hätte ich auch diese wilde Treue geschildert. Aber nach Montreals Fall durfte kein Tod eines Geringeren mehr die Schilderung des Falles von dem Opfer verzögern, das, Montreal zu rächen, sank.

3. Zwischen Rienzi's Freilassung in Avignon und seinem Triumpheinzug in Rom liegt ein Jahr, welches zum größten Theil der Feldzug des Albornoz einnahm.

4. Dieser Aberglaube fand eine Entschuldigung in auffallenden, zusammentreffenden Umständen und die Zahl sieben war für Rienzi wirklich das, was der dritte September für Cromwell. Die Ceremonie mit den sieben Kronen, die er nach seiner Ritterweihe empfing, und hinsichtlich der Beschaffenheit, von welchen manche neuere Schriftsteller eine lächerliche Unwissenheit zeigten, war in der That hauptsächlich eine religiöse, typische und symbolische Begabung mit den Gaben des heil. Geistes, dargebracht von den Oberhäuptern der Klöster — und der politische Theil der Ceremonie hatte ein republikanisches, kein königliches Gepräge.

5. Ich bemerkte schon in der Vorrede zu diesem Werke, daß ich in mehreren Punkten von Gibbon in seiner Ansicht von Rienzi's Charakter abweiche. Noch mehr weiche ich von ihm ab hinsichtlich der Ursachen von Rienzi's Fall. Was auch immer die Fehler des Römers gewesen seyn mögen, ich wiederhole es: nicht durch seine Fehler fiel er. Das vornehmste Zeugniß, woraus die Geschichte des Tribuns geschöpft ist, ist eine sehr merkwürdige Biographie von einem nicht bekannten Zeitgenossen. Sie wurde herausgegeben

(und die Irrthümer der frühern Ausgaben verbessert) von Muratori in seiner großen Sammlung und ist neuerlich besonders abgedruckt worden, begleitet mit Anmerkungen von viel Beurtheilung und gelehrtem Geschmack, nebst einem Commentar zu dem berühmten Gedicht Petrarkas: „Spirto gentil,“ welches die Mehrheit der italienischen Critiker als an Rienzi gerichtet ansieht, und das nur ein so abgeschmackter und eingebildeter Mann wie der Abbé de Sade auf sonst Jemand beziehen konnte.

Diese Biographie ist allgemein gelobt worden wegen ihrer seltenen Unparteilichkeit. Und wirklich lobt und tadelt der Verfasser gleicherweise mit einem ganz eigenthümlichen Anschein unbesonnener Aufrichtigkeit. Das Werk ist in Wahrheit eine der nicht seltenen Proben, wie Boswell's Johnson die allerschlagendste, daß ein sehr schätzbares Buch geschrieben seyn kann von einem sehr einfältigen Mann. Der Biograph Rienzi's erscheint mehr als der Biograph von Rienzi's Kleidern, so ängstlich beschreibt er alle Details der Farbe und Beschaffenheit — ein so tiefes Schweigen beobachtet er über die Motive dessen, der sie trug. In Wahrheit, wenn man auch dem Verfasser alle Geneigtheit zugesteht, unparteiisch zu seyn — er ist zu dumm dazu. Es erfordert einigen Verstand, um einen sehr gescheidten Mann in sehr schwierigen Verhältnissen richtig zu beurtheilen, und der ehrenwerthe Biograph ist gänzlich unfähig, uns einen Schlüssel zu den Handlungen Rienzi's zu geben, gänzlich unfähig, die Handlungsweise des Mannes durch die Zeitverhältnisse zu erklären. Die Schwäche seines Gesichts macht ihn deßhalb oft schielen. Neben diesem Mangel an Weisheit müssen wir auch noch den der Wahrheitsliebe behaupten, welchen die herodotische Einfalt seines Styls oft versteckt. Er beschreibt Vorgänge, welche keinen Zeugen hatten, so ausführlich und genau wie solche, die er selbst mit angesehen. Zum Beispiel — vor dem Tod Rienzi's, von den schauerlichen Augenblicken, welche der Senator allein, von Niemand gehört noch gesehen, zubrachte, berichtet er ganz kalt jede Bewegung, jeden Gedanken Rienzi's mit solchem Detail, als ob ihm Rienzi selbst hintennach noch Alles erzählt hätte. Und Gibbon und Andere haben diese handgreiflichen Erfindungen ganz und gar angenommen, ohne, wie es scheint, auch nur zu ahnen, wie lächerlich sie sich durch ihre Leichtgläubigkeit machten. Aber dennoch kann einem vorsichtigen und bedachtsamen Leser die Biographie einen weit bessern Begriff von Rienzi's Charakter gewähren, als man aus den Historikern entnehmen kann, welche daraus stückweise entlehnten. Ein solcher Leser wird alles Räsonnement des Schreibers ignoriren, sein Lob und seinen Tadel nicht hoch anschlagen, und nur auf die von ihm erzählten Thatsachen sehen, die er für wahr oder zweifelhaft halten wird, je nachdem der Verfasser Gelegenheit gehabt haben konnte, selbst zu beobachten. Bei einer solchen Prüfung wird der Leser hinreichende Zeugnisse von Rienzi's Genius und von seinen Mängeln finden; wenn er sorgfältig unterscheidet zwischen der Periode seiner Macht als Tribun und als Senator — wird er den Tribun

eitel, hochmüthig, prachtsüchtig finden, aber diese Fehler an dem **Senator** nicht mehr entdecken. Andrerseits wird er den Unterschied zwischen Jugend und Reife — Hoffnung und Erfahrung bemerken; er wird an dem Tribun ungeheuern Ehrgeiz, große Entwürfe, unternehmende Thätigkeit wahrnehmen; im Bilde des Senators ist dies Alles zu ruhigeren, nicht so lebhaft glänzenden Farben ermäßigt. Er wird finden, daß keines von beiden Malen Rienzi durch seine eigene Fehler fiel * — er wird finden, daß die gemeine Moral: wie der Ehrgeiz durch sein eigenes Uebermaß zu Fall kommt, nicht die wahre Moral von dem Leben des Römers ist — finden, daß beidemale, bei seiner Abdankung als Tribun und seinem Tod als Senator, Rienzi's Sturz die Folge war von den Fehlern des Volks. Der Tribun war das Opfer unwissender Feigheit — der Senator das Opfer trotzigen Geizes. Dies haben neuere Historiker geltend zu machen ermangelt. Gibbon erzählt ganz richtig, wie der Graf von Minorbino mit 150 Soldaten in Rom eindrang und das Quartier der Colonna verbarrikadirte — wie die Glocke des Capitols ertönte — wie Rienzi das Volk anredete — wie dies sich schweigend und thatlos verhielt — und Rienzi dann die Regierung niederlegte. Aber für dies nennt er Rienzi **kleinmüthig**. Galt nicht diese Bezeichnung vielmehr von dem **Volk**? Rienzi forderte sie auf gegen den Räuber zu ziehen — das Volk verweigerte den Gehorsam. Rienzi wünschte zu fechten, das Volk wollte sich nicht rühren. Nicht die Sache Rienzi's allein erforderte ihre Thätigkeit — es war die Sache des Volks — auf sie, nicht auf ihn, fiel die Schmach, wenn 150 fremde Soldaten Rom übermeisterten, seine Freiheit umstürzten, seine Tyrannen wieder einsetzten! Was immer Rienzi's Sünden waren — was immer seine Unpopularität — ihre Freiheit, ihre Gesetze, ihre Republik standen auf dem Spiel, und diese gaben sie den 150 Söldnern preis. Das ist die Thatsache, die sie verdammt. Aber Rienzi war nicht unpopulär, als er zu ihnen redete und sie beschwor — sie fanden keinen Fehler an ihm. „Das Seufzen und Stöhnen des Volks," sagte Sismondi, „war die Antwort;" sie konnten weinen, aber sie wollten nicht fechten. Diese sonderbare Apathie haben die Historiker nicht erklärt; und doch lag die Hauptursache ganz nahe — Rienzi war **excommunicirt**! Obwohl die Thatsache anführend, scheinen diese Schriftsteller geglaubt zu haben, der Bannfluch habe in Rom im 14ten Jahrhundert keine Wirkung hervorgebracht! Die Wirkung, die er hatte, habe ich in diesem Buch zu schildern gesucht.

* Ich muß bemerken, daß Gibbon, weil er unterließ, die Original-Urkunden bei Hoksemius nachzusehen, nicht erwähnt, wie Rienzi selbst wünschte, daß das Amt des Tribuns auf drei Monate beschränkt werde, und daß er nur auf die inständigen Bitten des Volks, welches mit Recht den Rienzi als die einzige Stütze des reformirten Staates ansah, seine Würde über jene Zeit hinaus beibehielt.

Die Ursachen des zweiten Falls und der Ermordung Rienzi's sind von den neuern Geschichtschreibern eben so unrichtig aufgefaßt worden. Kein Fehler von seiner Seite war es, keine Ungerechtigkeit, keine Grausamkeit, kein übermüthiger Einfall, nicht die Hinrichtung Montreals, nicht die des Pandulpho di Guido war es — es war eine Auflage auf den Wein und das Salz, was seinen Sturz herbeiführte. Um Rom vor den Tyrannen zu schützen, war nothwendig eine bewaffnete Macht zu unterhalten — und eine Steuer war nothwendig, um diese zu bezahlen; die Steuer ward aufgelegt und die Menge verband sich mit den Tyrannen unter dem Geschrei: „Tod dem Verräther, der die Auflage gemacht hat." Dies war ihre einzige Beschwerde — dies das einzige Verbrechen, das ihre Leidenschaften und ihre Wuth ihm vorwerfen konnten. *

Die Fehler Rienzi's waren sichtbar genug und ich habe sie schonungslos aufgedeckt; aber wir müssen die Menschen beurtheilen, nicht darnach, ob sie der Vollkommenheit sich annähern, sondern darnach: ob ihre guten oder schlimmen Eigenschaften überwiegen — ob ihre Talente oder ihre Schwächen — das Gute, das sie bewirkten, oder das Uebel, das sie stifteten? Für einen Mann, der zu so großer Macht sich emporschwang, waren Rienzi's Fehler ausnehmend wenige — Verbrechen beging er gar keine. Er ist beinah der einzige Mann, der je vom Rang eines Bürgers zu fürstlicher Gewalt emporstieg, ohne eine einzige gewaltsame oder verrätherische That. Im Besitz der Gewalt — war er bisweilen eitel, prahlerisch, unvorsichtig — immer ein Schwärmer — oft ein Fanatiker: aber selbst in seinen Fehlern war Seelengröße und selbst sein Fanatismus beförderte einerseits seine schwärmerischen Unternehmungen und bezeugte andrerseits seine strenge Redlichkeit. Es ist augenfällig, daß keine gehässige Beschwerde gegen ihn von seinen Feinden aufgebracht werden konnte, denn alle Anklagen, denen er als Gefallener, Gebannter und Flüchtling unterlag, betrafen zwei Vergehen, welche Petrarka mit Recht als Beweise seiner Tugend und seines Ruhms ansieht: einmal, daß er Rom für frei erklärte, und dann, daß er das Recht der Römer zur Wahl des römischen Kaisers behauptete. So streng, gerecht und unbeugsam er als Tribun war, war doch nie muthwillige Grausamkeit sein Fehler. Wirklich war die Klage Petrarka's über ihn die: daß er nicht entschlossen genug gewesen — daß er nicht durch Vertilgung der adeligen Tyrannen die Revolution durchgeführt habe. Als Senator ward er, ohne zureichenden Grund, des Geizes angeklagt, aus Veranlassung der doch sonst gerechten und nothwendigen Hinrichtung Montreals.** Begreiflich genug war es, daß seine Feinde

* Die Beschuldigung der Ketzerei ward als unbegründet fallen gelassen.

** Gibbon unterläßt da, wo er Montreals Hinrichtung erzählt, anzuführen, daß Montreal mehr als verdächtig war der Verschwörung und des Verraths zum Behuf der Wiedereinsetzung der Colonna. Matiheo Villani führt es als allgemeine An-

und der Pöbel vermutheten, er lasse einen Gläubiger hinrichten, um sich einer Schuld zu entledigen; aber unverzeihlich war es bei spätern, einsichtsvolleren und tüchtigeren Schriftstellern, eine so schwere Verläumdung zu wiederholen, ohne wenigstens die nahe liegende Bemerkung beizufügen, daß die Habsucht Rienzi's weit mehr sich hätte befriedigen können durch die Schonung, als durch die Hinrichtung eines der reichsten Männer Europa's. Montreal, dessen darf man gewiß seyn, hätte sein Leben sicherlich um einen Preis erkauft — unermeßlich viel höher als die elende Summe, welche Rienzi von seinen Brüdern entlehnt hatte. Und dies ist nicht nur eine wahrscheinliche Vermuthung, sondern eine gewisse Thatsache, denn es wird ausdrücklich berichtet, daß Montreal, owohl wissend, der Tribun sey in Geldnoth, dem Rienzi anbot, wenn er ihn freilassen würde, wollte er, Montreal, ihm nicht nur 20,000 Goldgulden zahlen (das Vierfache von dem Betrag von Rienzi's Schuld an ihn), sondern auch so viel Truppen und Geld liefern, als er verlange." Auf dies Anerbieten ging Rienzi nicht ein. Würde er es verworfen haben, wenn Habsucht seine leitende Triebfeder gewesen wäre? Und welche strafbare Ungerechtigkeit, der unbestimmten Verläumdung zu erwähnen, ohne das thatsächlich Widersprechende auch anzuführen! Wenn uns Gibbon auch berichtet, daß „der tugendhafteste Bürger Roms," worunter er Pandulpho oder Pandolphiccio di Guido * versteht, seiner Eifersucht aufgeopfert worden sey, so steigert er nicht nur die von Pandulpho gebrauchte Bezeichnung, welcher virtuoso assai genannt wird, und das von einem Mann, welcher den Räuber Montreal folgendermaßen charakterisirt: eccelente uomo — di quala fame suono per tutta la Italia di virtude — (ein solcher Moralphilosoph war dieser Geschichtschreiber!) sondern er unterläßt auch gänzlich jede Erwähnung der hinlänglich zu Tage liegenden Verdachtsgründe, daß Pandulpho mit dem Plan umgegangen, Rienzi zu stürzen und die Signoria del Popolo für sich in Anspruch zu nehmen.

Gibbon spöttelt über die militärische Geschicklichkeit und den Muth Rienzi's. Zum letztern ist gar kein Grund! Seine ersten Schritte, seine erste Erhebung bezeugten hinlänglich seinen kühnen, unternehmenden Geist; in jeder Gefahr war er auf dem Platz — nie wich er vor einem Feind zurück, so lang das Volk zu ihm stand. Er zeichnete sich bei Viterbo im Lager des Albornoz aus und sein Ende war das eines Helden. Was das erste betrifft, so wäre es

nahme an, daß dies wirklich das Verbrechen des Provenzalen gewesen. Rienzi's Biograph gibt einige weitere diese Thatsache bestätigende Beweise. Gibbons Kenntniß von dieser Zeit war oberflächlich. Sonderbar genug schildert er Montreal als das Haupt der ersten Freikompagnie, welche Italien verwüstete.

* Mattheo Villani spricht von ihm als einem einsichtsvollen und guten Bürger, von großem Ansehen bei dem Volk — und das scheint er wirklich auch gewesen zu seyn.

wohl entschuldbar, wenn Rienzi, der beredte und begabte Gelehrte, aus dem Studierzimmer und von der Rednerbühne zur Uebernahme des Heerbefehls berufen, in militärischen Kenntnissen zurück gewesen wäre; aber doch waren jedenfalls im Ganzen seine Waffen glücklich. Er schlug die Ritterschaft Roms vor den Thoren, und wenn er nach seinem Siege nicht auf Marino los marschirte, weßwegen sein Biograph * und Gibbon ihn tadeln, so ist der Grund davon doch einleuchtend genug — „Volea pecunia per soldati" — es fehlte ihm an Geld für seine Soldaten. Nach seiner Rückkehr als Senator muß man bedenken, daß er Palestrina zu belagern hatte, dessen Lage schon bei den alten Römern als beinah unangreifbar galt; aber während der wenigen Wochen, wo er im Besitz der Gewalt war, ergab sich doch Palestrina — alle seine offenen Feinde wurden geschlagen — die Tyrannen vertrieben — Rom frei; und das ohne daß er von einer Partei, der päbstlichen oder der des Volks, wäre nachdrücklich unterstützt worden, vielmehr, wie Gibbon es treffend bezeichnet, „von dem Volke verdächtigt — von dem Kirchenfürsten verlassen."

Wenn man das Auge auf das richtet, was Rienzi leistete, muß man auch auf seine Mittel sehen — auf die Hindernisse, die ihn umgaben — auf die Armseligkeit seiner Hülfsquellen. Wir sehen einen Mann ohne hohen Stand, ohne Vermögen und Freunde sich zum Haupt einer volksthümlichen Regierung in der Hauptstadt der Kirche, in der ersten Stadt des Kaiserreichs aufschwingen. Wir sehen ihn jeden Titel verschmähen, außer dem einer volksthümlichen Behörde — mit einem Schlag eine neue Verfassung gründen — ein neues Gesetzbuch einführen. Wir sehen ihn die stolzeste Aristokratie in Europa erst vertreiben und dann beugen — sehen ihn die hartnäckigsten Banditen besiegen — das unruhigste, seit Jahrhunderten durch Gewaltthätigkeit und Mißhandlung geistig und moralisch tief gesunkene Volk unparteiisch beherrschen. Wir sehen ihn den Handel wieder beleben — die Ordnung befestigen — die Civilisation wie durch ein Wunder gründen — von gekrönten Häuptern Glückwünsche oder Huldigungen empfangen — sehen, wie er die schlauste Priesterschaft der päbstlichen Diplomatie überlistet, versöhnt oder schreckt — und wie er seine Vaterstadt mit einem Mal zu plötzlicher und doch anerkannter Ueberlegenheit gegenüber von allen andern Staaten erhob, die es ihr in Künsten, Reichthum und Civilisation zuvorthaten — wir fragen: welche Irrthümer haben wir in die andere Wagschaale zu legen — und wir finden nichts als — eine unnöthige Prunksucht und eine gewisse, übermüthige Strenge. Aber was sind solche Fehler — was der Glanz eines Banketts, oder das Gepränge des Ritterschlags, oder einige anmaßende Worte — verglichen mit den Lastern beinah aller ihm gleichzeitigen Fürsten? Das ist die richtige Art, Charaktere zu beurtheilen — man muß Menschen mit

* In dieser Beziehung vergleicht ihn der anonyme Geschichtschreiber alles Ernstes mit Hannibal, der zwar zu siegen, aber nicht den Sieg zu benützen verstand.

Menschen vergleichen, nicht aber mit den Idealen dessen, was die Menschen seyn sollten. Wir sehen die in Erstaunen setzenden Wohlthaten, welche Rienzi seinem Vaterland zuwendete. Wir fragen nach seinen Hülfsmitteln, und finden nur seine persönlichen Eigenschaften. Sein Schatz wird erschöpft — seine Feinde empören sich — die Kirche benützt seine Schwäche — er wird exkommunicirt — die Soldaten weigern sich, zu fechten — das Volk, ihm beizustehen, die Barone verwüsten die Umgegend — „die Wege sind verlegt, die Zufuhr Rom abgeschnitten." Eine Handvoll Banditen dringen in die Stadt — Rienzi schlägt vor, ihnen Widerstand zu leisten — das Volk läßt ihn im Stich — er legt seine Gewalt nieder — Raub, Hunger, Mord folgen — die ihn verlassen haben, werden von bitterer Reue ergriffen — und dennoch bleibt er ohne Beistand, allein — jetzt ein Verbannter, dann ein Gefangener — sein eigener Geist rettet ihn aus allen Gefahren und erhebt ihn wieder zur Größe. Er kehrt zurück — der Legate des Pabsts verweigert ihm den Beistand seiner Waffen — das Volk Geld. Er stellt Gesetz und Ordnung wieder her, vertreibt die Tyrannen, entsagt seinen frühern Fehlern * — er ist klug, listig, um-

* Diese zweite Periode seiner Macht ist als diejenige geschildert worden, wo seine größten Fehler hervortraten — und offenbar ist er zu dieser Zeit nicht in Gunsten bei seinem Biographen — sieht man aber auf das, was er leistete, so findet man überraschende Geschicklichkeit, Klugheit und Energie in der schwierigsten Crisis, und keine seiner früheren Fehler. Zwar entwickelt er nicht mehr die glänzende Ueberschwänglichkeit, die, so vermuthe ich, seine Zeitgenossen mehr als seine gesunderen Eigenschaften blendete; aber wir finden, daß er binnen wenigen Wochen alle seine mächtigen Feinde besiegte — daß seine Beredsamkeit so gewaltig war, als je — größer noch seine Raschheit — unermüdlicher sein Fleiß, wachsamer seine Vorsicht. „Er allein brachte die Angelegenheiten Roms in Gang, aber seine Beamte und Diener waren schläfrig und kalt." Und dies Alles noch unter den Leiden einer schmerzlichen Krankheit, und obwohl noch jung, doch schon gebrochen und innerlich zerstört. Die einzigen Anklagen gegen ihn als Senator waren die Hinrichtungen Montreals und Pandulpho di Guido's — die Auflage der Steuer und die Verläugnung seiner früheren, strengen Enthaltsamkeit und seine Neigung zum Wein und zu Festen. Ueber die ersten Beschuldigungen zu urtheilen, ist der Leser schon in Stand gesetzt. Die letzte betreffend — ach! hier muß der Leser eben seine Nachsicht ausdehnen, und dann wird er vielleicht auch dafür Entschuldigungen finden. Ja mehr bemitleiden als verdammen müssen wir den Mann, welchem Aufregung zur andern Natur geworden ist, und der zum physischen Reizmittel oder zur augenblicklichen Lethe seine Zuflucht nimmt, wenn die geistigen Ermunterungen der Hoffnung, der Jugend, des Ruhms ihm untreu zu werden anfangen.

fichtig — regiert wenige Wochen — besteuert das Volk zu seinem eigenen Besten und wird in Stücke zerrissen. Ein Tag des nun folgenden Regiments reicht hin, seine Regierung zu rechtfertigen und sein Gedächtniß zu rächen — und noch nach Jahrhunderten, so oft dies elende, entartete Volk von Ruhm träumte oder nach Gerechtigkeit seufzte, erinnerten sie sich des glänzenden Traumbilds des Mannes, den sie selbst geopfert und beweinten das Schicksal des Cola di Rienzi.

Ich habe gesagt, die Moral von dem Leben des Tribuns und von dieser freien Darstellung desselben sey nicht die schaale und unersprießliche Moral, welche den Ehrgeiz des Individuums abmahnend warnt. Umfassender — ernster und furchtbarer wendet sie sich an gesammte Nationen. Sie spricht aus, daß, um groß und frei zu seyn, ein Volk nicht auf Individuen, sondern auf sich selbst bauen muß — daß es keinen plötzlichen Sprung von der Knechtschaft zur Freiheit gibt — daß von Einrichtungen, nicht von Männern, Reformen zu erwarten sind, welche die Stunde überdauern — daß ihre eigenen Leidenschaften die wahren Despoten sind, die sie bemeistern müssen, und ihre eigene Vernunft das wahre Mittel zur Abschaffung der Mißbräuche enthält. Bei einem ruhigen und edeln Volk kann der persönliche Ehrgeiz eines Bürgers nie Unheil anrichten — sich ungeduldig gegen Ketten sträuben, heißt noch nicht der Freiheit würdig seyn — eine obrigkeitliche Person umbringen, heißt nicht die Gesetze verbessern. * Das Volk schreibt sein eigenes Verdammungsurtheil, wenn es sich blutiger Schriftzüge bedient und ihm allein fällt die Thorheit und das Verbrechen zu, wenn es einen Tyrannen krönt, oder ein unschuldiges Opfer niedermetzelt.

* Rienzi wurde umgebracht, weil die Römer gewohnt waren, immer umzubringen, wer ihnen mißfiel. Kurz zuvor hatten sie einen Magistrat gesteinigt, einen Andern in Stücke zerrissen. Durch die gleichen Ursachen und auf demselben Weg kann ein Volk nach und nach einem Bravo ähnlich werden, dessen Hand bei der kleinsten Beleidigung nach dem Messer greift, und wenn er heute den Feind erdolcht, der ihn angreift, morgen den Freund erschlägt, der ihn zurückhalten will.

